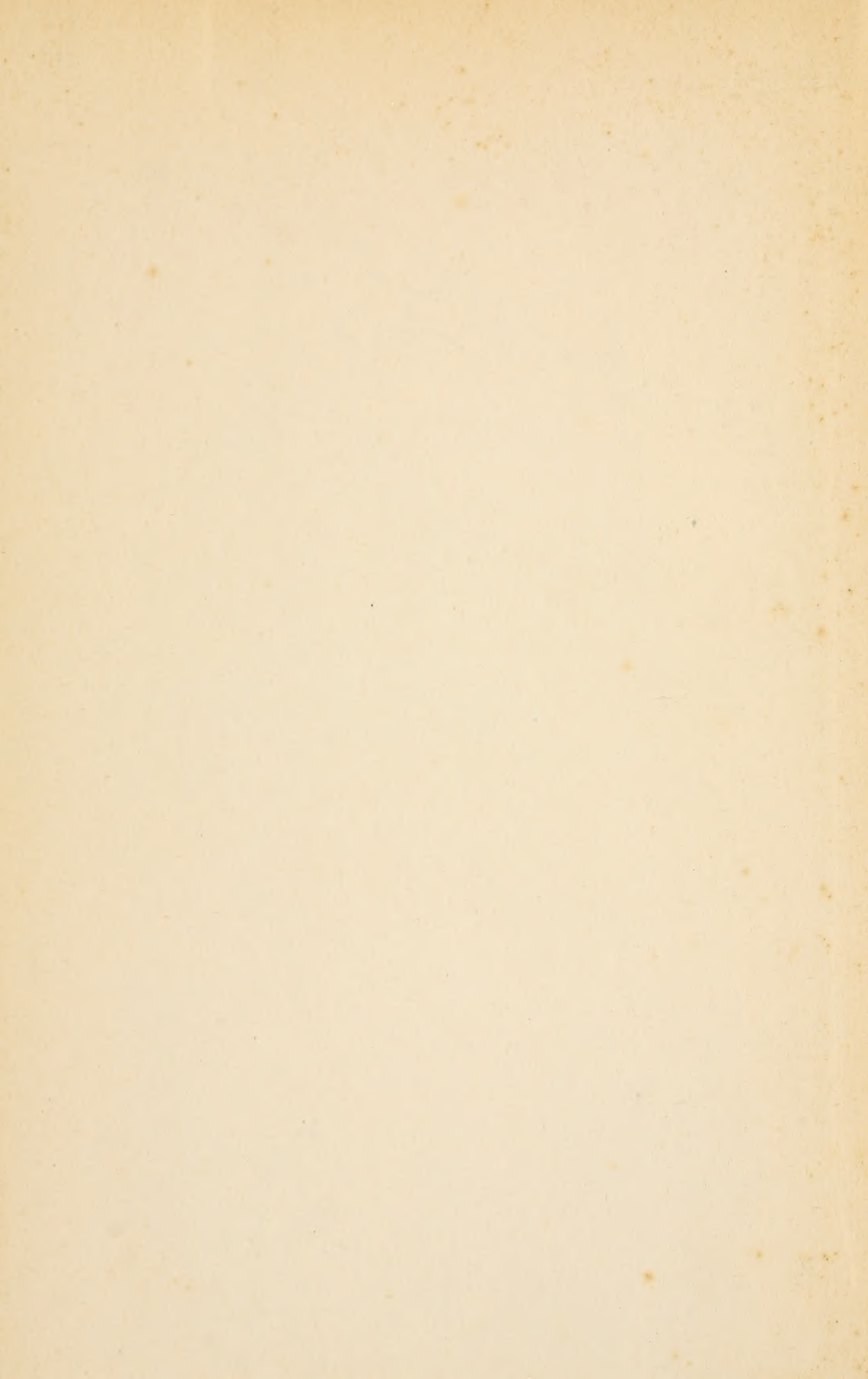

3 1761 04457 3558













Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee





Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee

Auf Veranlassung des

Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee

bearbeitet und herausgegeben

von

Heinrich Otto Meisner

Dritter Band

1900–1904



Deutsche Verlags-Anstalt ⋆ Stuttgart und Berlin

1923



Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Inhalt

✡ ✡ ✡



Abschnitt XII

Oberbefehlshaber in China

1900

Anfang August befand ich mich mit Marie in Neverstorff, von wo wir am 7. nach Berchtesgaden reisen wollten. An diesem Tage[1]) weckte mich ein Telegramm des Kaisers, worin die Ernennung zum Oberbefehlshaber in Ostasien mitgeteilt und meine sofortige Meldung in Wilhelmshöhe befohlen wurde.[2]) Es war ein großer, aber auch sehr schwerer Augenblick. Was für eine vortreffliche Frau ich habe, konnte ich damals wieder sehen. Die Nachricht traf sie wie ein Schlag aus heiterem Himmel, sie fand aber bald ihre volle Fassung, gestützt auf felsenfestes Gottvertrauen. Wenn es möglich wäre, daß ich sie noch lieber gewinnen könnte, so hätten das die nun folgenden vierzehn Tage bewirken müssen. Ihr ganzes Bestreben war, mir den Abschied nicht zu schwer zu machen, und diese Haltung hat sie bis zur Trennung am Kai von Neapel bewahrt. Am 8. trafen wir in Wilhelmshöhe ein. Der Kaiser empfing mich sehr herzlich und besprach auf halbstündigem Spaziergang mit mir die Situation. Der[3]) Monarch hat, wie er mir sagte, von vornherein versucht, ein gemeinsames Wirken aller beteiligten Mächte in China herbeizuführen. Allmählich hat sich bei mehreren die Überzeugung Bahn gebrochen, daß ohne einen gemeinsamen Oberbefehl durchschlagende Erfolge nicht zu erwarten seien.

[1]) Über den Zeitraum vom 7. August bis zur Abreise von Neapel (23. nach Mitternacht) hat Verfasser zwei Aufzeichnungen hinterlassen, die sich gegenseitig ergänzen. Die eine ist November 1900 in Peking entstanden, die andere im Jahre 1902. Bei ihr notierte Verfasser am Anfang: „Es kann sein, daß ich einen Teil dieser Erinnerungen schon einmal niedergeschrieben habe, ich bin meiner Sache aber nicht ganz gewiß." Die ersten Sätze entstammen der älteren Aufzeichnung.

[2]) Telegramm des Kaisers an den Verfasser vom 6. August: „Nach Bericht aller Sachverständigen in China Vormarsch auf Peking ohne einheitlichen internationalen Oberfeldherrn unmöglich. Habe Seiner Majestät dem russischen Kaiser, um endlich zur Klarheit zu kommen, Eure Exzellenz zu der Stellung vorgeschlagen. Seine Majestät hat in schwungvollen und äußerst schmeichelhaften Worten freudige Zustimmung erteilt und sein vollstes Vertrauen bekundet, mit dem er freudig seine Truppen Ihnen unterstelle. Ich gratuliere dazu; bitte umgehend sich bei mir zu melden. Wilhelm."

[3]) Nach der Aufzeichnung von 1902.

Darauf wurde zunächst der Kaiser von Rußland für die Idee völlig gewonnen, er gab in freundlichster Weise seine Zustimmung, daß man mir den Oberbefehl anvertraute.[1]) Der Kaiser war augenscheinlich ganz glücklich über diesen Erfolg und nicht im Zweifel, daß alle Mächte zustimmen würden. Ich bin nicht mehr völlig sicher, ob schon jetzt oder erst, als ich am 17. wieder nach Wilhelmshöhe kam, Österreich, Italien und Japan zugestimmt hatten. Von Frankreich und Amerika fehlten die Antworten, mit England wurde noch unterhandelt.[2]) Japanischer Oberbefehl war, ebenso wie amerikanischer, von vornherein ausgeschlossen, Österreich und Italien konnten wegen ihrer geringen Kontingente und Interessen keine Ansprüche erheben. Berechtigt glaubten sich sowohl Rußland wie England, aber der eine hätte dem anderen den Oberbefehl nicht gegönnt, englischen Oberbefehl wünschte wohl auch niemand, da das Renommee der englischen Generalität damals im Burenkriege Einbußen erlitt. Leichter wäre es vielleicht mit Frankreich gewesen, wenn auch hier Schwierigkeiten hinsichtlich Englands vorlagen. Frankreich hat, soviel ich weiß, keinen Versuch gemacht, den Oberbefehl zu erhalten, doch glaube ich, daß der Kaiser ihn schließlich angenommen haben würde. In Rußland brachte wohl ein schneller Entschluß des Zaren die Entscheidung. Kuropatkin hat im Interesse seiner Person sich sehr ins Zeug gelegt, aber England hätte sich unter keinen Umständen gefügt. Man hielt die Gesandtschaften in Peking für völlig abgeschlossen von der Außenwelt. Die Ansichten gingen meist dahin, daß die Katastrophe bereits erfolgt und wahrscheinlich die gesamte Fremdenkolonie ein Opfer des chinesischen Fanatismus geworden sei. Der Kaiser hatte sich mit besonderer Lebhaftigkeit in diesen Zustand hineingedacht und Rache geschworen; er nahm es eigentlich übel, wenn sich Stimmen hören ließen, die der Ansicht waren, die chinesische Regierung würde doch vor so extremen Schritten zurückschrecken, das Gesandtschaftspersonal also höchstwahrscheinlich noch am Leben sein. In seinem Optimismus war der Monarch überzeugt, die Zustimmung zum deutschen Oberbefehl auch von Frankreich und Amerika noch zu erhalten. Sehr zweckmäßig und für mich sehr wertvoll war es, daß er mir auch die deutschen Seestreitkräfte unterstellte; den Herren von der Marine kam dies etwas sauer an, sie sahen

---

[1]) Wie man in Petersburg auf den deutschen Oberbefehl kam, darüber macht Pierre Marc, Quelques années de politique internationale. Antécédents de la guerre russo-japonaise (1914), S. 72, interessante Angaben. Vgl. auch die unten im Bericht vom 7. Oktober erwähnte Äußerung des russischen Obersten Prinzen Engalitschew. — Am 18. Mai 1901 kam der Kaiser bei seinem Aufenthalt in Metz in einem Toast auf den Zaren auf das von diesem dem Feldmarschall geschenkte Vertrauen zurück. — Von den russischen Truppen wurden nur die in Tschili an Land befindlichen dem deutschen Oberbefehl unterstellt.

[2]) Vgl. Freih. v. Eckardstein, Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten II, S. 186 ff.

allerhand Reibungen voraus. Es scheint allerdings das erstemal gewesen zu sein, daß Land- und Seestreitkräfte unter gemeinsamem Oberbefehl gestanden haben. Es fügte sich glücklich, daß außer dem General v. Hahnke auch Graf Schlieffen und die Admirale Senden und Diederichs[1]) in Wilhelmshöhe waren, die Verhandlungen über meinen Stab also gleich mündlich geführt werden konnten.

Daß ich so schnell wie möglich fort mußte, lag auf der Hand. Ermittlungen ergaben, daß die Reise am besten auf dem am 22. Neapel anlaufenden Lloyddampfer „Sachsen" zu machen sei, und der Kaiser ließ alle Anordnungen dafür treffen. Wir fuhren am 9. nach Berlin, wo ich mich ausrüsten und bei den Behörden (Kriegsministerium, Marineamt und besonders Auswärtiges Amt) orientieren mußte. Am 11. abends ging es nach Hannover; hier war mein Haus zu bestellen, auch für den Fall, daß ich nicht wiederkehrte. Am 15. wieder nach Berlin zum Zusammentritt des Oberkommandos, von dort am 17. mittags nach Wilhelmshöhe zur Abmeldung, den 18. spät abends nach Berlin zurück und den 20. früh zum Anhalter Bahnhof.

Eigentümliche Zustände herrschten im Auswärtigen Amt. Der Reichskanzler war auf seinen Gütern in Rußland und ist in der ganzen Chinaepisode nie um Rat gefragt worden, schien auch keine Neigung zu haben, sich darum zu kümmern. Der Staatssekretär des Äußern Bülow weilte in Norderney; mit ihm unterhielt der Kaiser durch Vermittlung Metternichs, der in Wilhelmshöhe war, sehr lebhaften telegraphischen Verkehr, gefragt ist er aber auch nicht worden. Schon das Hinaussenden des Marineexpeditionskorps, dann des Expeditionskorps und auch des Panzergeschwaders erfolgte allein durch kaiserliche Initiative. Der Unterstaatssekretär Richthofen war auf Urlaub. Eigentlich doch ein unerhörter Zustand in politisch so bewegter Zeit. Die Verwaltung des Auswärtigen Amtes hatte, wie schon im Vorjahre, der Gesandte in Stuttgart, Derenthall. Er begegnete mir mit größter Höflichkeit, war aber doch zu neu im Geschäft, um mir viel helfen zu können. Er gab überhaupt nur den Namen her und hatte das Amt, mit den fremden Gesandten zu sprechen; der eigentliche Macher war Holstein, mein früherer Freund, seit seiner Affäre mit Henckel mein Todfeind, dem Geheimrat Klemeth, ein gut orientierter und verständiger Mann, zur Seite stand. Ich entschloß mich kurz, dem Löwen in seiner Höhle entgegenzutreten und ging zu Holstein; wir taten beide so, als ob nie etwas vorgefallen wäre. Holstein ließ mich bereitwillig alles lesen, was für mich von Interesse sein konnte, wir hatten auch längere Konversationen. Dabei wurde mir klar, daß unsere Politik, abgesehen von der Bestrafung der Chinesen, bestimmte Ziele nicht ver-

[1]) Vizeadmiral D., Chef des Admiralstabes.

folgte.[1]) Wohl hat der Kaiser vage Ideen über die „Aufteilung Chinas" gehabt. Die Hauptsache war doch wohl das Bedürfnis, eine Rolle in der „Weltpolitik" zu spielen, ohne Klarheit über die Konsequenzen dieser Haltung. Holstein war entschieden besorgt, daß wir zu weit gingen, und sah Verwicklungen mit anderen Mächten voraus; ich meine, er hatte darin wohl auch recht. Das Hinaussenden des Panzergeschwaders erschien ihm als eine Provokation Englands, die er für sehr unzweckmäßig hielt.

Zwischen dem Kriegsministerium und dem Generalstab, gleichzeitig auch zwischen jenem und dem Reichsmarineamt, hatte sich bereits eine merkbare Animosität entwickelt über die Befugnisse hinsichtlich des Expeditionskorps. Da dies zum Nachteil des Ganzen ausschlagen mußte, erzählte ich bei meiner zweiten Anwesenheit in Wilhelmshöhe dem Monarchen davon und bat, mit einem Machtspruch dazwischen zu fahren, was er auch zusagte. In Berlin kam Herr Ballin zu mir und wies mich darauf hin, daß wir bei den Ausschiffungen auf der Takuer Reede große Schwierigkeiten finden würden, wenn man nicht schleunigst für Beschaffung von Leichterfahrzeugen sorge. Er sollte nur zu sehr recht behalten. Ich schickte ihn ins Marineamt; dort fand man aber, die Beschaffung sei Sache des Kriegsministeriums. Der Kriegsminister hatte den unglücklichen Wunsch, daß wir uns in China auf Tsingtau basieren sollten, nicht ahnend, daß dieser Ort dazu — wohl noch auf Jahre hinaus — nicht geeignet sei. Ich konnte hier noch rechtzeitig eingreifen. Andererseits muß ich doch anerkennen, daß man sich im Kriegsministerium sehr verständig und hilfsbereit zeigte. Die Anordnungen über Aufstellung, Mobilmachung und Absendung des Expeditionskorps verdienten alles Lob. Trotz einiger Irrtümer war das Ganze doch eine großartige Leistung. Der Kriegsminister war auf Urlaub und kam erst zurück, nachdem die Hauptarbeit getan war; bei seinen Untergebenen herrschte die Ansicht, daß seine Abwesenheit der Sache förderlich gewesen sei. Ich kann mir denken, daß dies zutraf. General v. Einem[2]) war der eigentliche Macher. Der völlige Mangel an Erfahrungen in bezug auf überseeische Expeditionen und die Unkenntnis des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes, auch die Unsicherheit über das, was uns dort bevorstand, müssen bei der Beurteilung der Leistungen billigerweise in Rechnung gestellt werden. Sehr anerkennenswert war das Bestreben, nicht zu knausern; es zeigte sich in einem Maße, wie ich es früher nicht für möglich gehalten hatte. So war für die überreiche Ausrüstung mit Kolonnen — gegen die reiche Ausstattung mit Artillerie will ich nichts einwenden — eine gewaltige Anzahl Pferde nötig, die in Australien und

---

[1]) Vgl. jedoch Generaloberst Helmuth v. Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877—1916, S. 243.

[2]) Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerinm.

Nordamerika angekauft wurden. Wir hätten besser getan, uns statt dessen mit landesüblichem Fuhrwerk zu versorgen, was in Japan und in Schanghai, Kanton usw. leicht zu beschaffen gewesen wäre; wir hätten viele Millionen gespart und wären früher mit der Infanterie marschfertig gewesen. Unsere Bundesgenossen handelten da weit praktischer. Ganz hervorragend war unsere Ausrüstung auf dem Gebiet des Sanitätswesens; wir lebten geradezu im Überfluß, und unsere Einrichtungen wurden von allen Fremden bewundert. Das ärztliche Personal enthielt einige sehr hervorragende Kräfte. Daß vom Roten Kreuz ein Lazarett mit viel Personal und großartiger Ausrüstung hinausgesandt wurde, war eigentlich überflüssig. Mein Oberkommando hatte überreiches Personal. Obwohl ich erklärte, ich könne weder einen Armeeintendanten noch einen Armeeauditeur gebrauchen — das Expeditionskorps hatte diese Beamten —, wurden sie mir zugeteilt.[1]) Dagegen erhielt ich keine Feldpost, die ich sehr gut hätte gebrauchen können. Zum Chef meines Generalstabs wurde mir der als Brigadekommandeur schon unterwegs befindliche Generalmajor v. Schwarzhoff vorgeschlagen, den ich gern annahm; als Oberquartiermeister erbat ich den Generalmajor v. Gayl und je einen bayerischen, sächsischen und württembergischen Offizier, sodann Marschall,[2]) Knigge, Königsmarck, Wachs, Eulenburg, was bereitwillig genehmigt wurde. Die übrigen ließ ich von Hahnke und Schlieffen bestimmen. Sehr zweckmäßig war es, daß der Kaiser mir den Kapitän zur See v. Usedom,[3]) und den mir persönlich sehr angenehmen Flügeladjutanten v. Boehn beigab.

Am[4]) 18. war das ganze Oberkommando nach Kassel befohlen, wo sich der Kaiser im Schlosse die Herren durch mich vorstellen ließ. Darauf gab er mir den Feldmarschallstab mit einer etwas zu lebendigen Ansprache, die leider in die Zeitungen kam, von einer gewissen Presse sofort aufgegriffen und in hämischer Weise ausgebeutet wurde. Am Abend vorher war in Wilhelmshöhe die Nachricht eingegangen, daß die Verbündeten Peking eingenommen hätten, und der Kaiserhof geflohen sei. Natürlich war

---

[1]) Mil. Intendanturrat Riemann und Feldoberkriegsgerichtsrat Dr. Gelpcke. — Dementsprechend ist die Äußerung des Freiherrn v. Eckardstein von dem „geradezu lächerlich großen Gefolge“ des Feldmarschalls zu bewerten, a. a. O., II, S. 188. Das Hauptquartier bestand nach einer späteren Angabe des Verfassers aus 38 Offizieren und Beamten, 30 Unteroffizieren und 146 Gemeinen.

[2]) Major Freiherr Marschall, vom Großen Generalstab, später General à l. s. des Kaisers, im Weltkriege kommandierender General des Gardereservekorps. Stand dem Verfasser besonders nahe.

[3]) Es handelt sich um den Führer des deutschen Detachements bei der Expedition des Admirals Seymour auf Peking (13. Juni bis 14. Juli). Kapitän v. Usedom trat am 17. September in Hongkong zum Stabe des Oberbefehlshabers.

[4]) Das Folgende nach der im November 1900 in Peking niedergeschriebenen Aufzeichnung.

dies zunächst für den Kaiser eine große Enttäuschung. Er hatte sich fest in den Kopf gesetzt, die Gesandten mitsamt ihrem Personal seien längst ermordet; nach meiner Ankunft sollte der gemeinsame Vormarsch auf Peking, der bis dahin wegen der Regenzeit als nicht möglich angesehen wurde, unter meinem Oberbefehl beginnen und mir der Ruhm zuteil werden, Peking erobert zu haben. Dieser Traum war nun dahin, die Gesandten lebten, die Regenzeit war nahezu ausgeblieben, der Vormarsch dank der Energie der Japaner versucht worden und Peking ohne große Opfer eingenommen. Bei einiger Überlegung sagte man sich aber, daß doch wohl noch viel zu tun übrig blieb; auch ich redete sehr zu, das deutsche Expeditionskorps noch ansehnlich zu verstärken, was ohne weiteres bewilligt wurde. Daß die deutschen Truppen die einzigen waren, auf die ich mich unbedingt verlassen konnte, die gleichsam meine Hausmacht darstellten, war mir von vornherein klar, ebenso, daß sich zwischen den anderen Kontingenten und mir als Oberbefehlshaber mancherlei Schwierigkeiten ergeben mußten. Daß der Kaiserhof entflohen sein sollte, schien mir für mich erfreulich. Wäre er in Peking gefangengenommen worden, so hätte es wohl keine Mühe gemacht, den Frieden abzuschließen, ich wäre sicher zu spät gekommen, und wahrscheinlich hätten wir beim Frieden keine entscheidende Rolle spielen können.

Der Kaiser setzte auf die Expedition große Hoffnungen für unsere Handelsentwicklung in Ostasien, er legte mir auch ans Herz, eine möglichst hohe Kriegsentschädigung seitens der Chinesen durchzusetzen, die er dringend für die Flotte brauche. Sodann ersah ich, daß der Monarch auf Erweiterung unseres Besitzes in Schantung bedacht war und zu diesem Zwecke sehr gern die Hand auf Tschifu gelegt hätte. Er schien dem Admiral Bendemann[1]) einen Handstreich nahegelegt zu haben, und war verstimmt, daß dies nicht geschehen war. Nunmehr rechnete er wohl darauf, daß ich den Coup machen würde, um so mehr als ich das Panzergeschwader bei meiner Ankunft vorfinden sollte.

Eine Instruktion für meine Aufgabe habe ich tatsächlich nicht erhalten und mich auch, von einigen Fragen an den Kaiser abgesehen, darum nicht bemüht. Ich fand es sehr interessant, meinen Weg allein zu suchen und nahm mir vor, auch später niemand durch Fragen zu behelligen.

Der Kaiser war in der Tat rührend fürsorglich für mich. Er gab mir zwei von seinen Leibgendarmen mit und instruierte sie persönlich dahin, daß sie für mein Leben verantwortlich seien und mich niemals aus den Augen verlieren durften. Dem Wachtmeister Nasser hatte er insbesondere aufgegeben, falls ich bei einem Gefecht zu weit nach vorne ritte, mich zurück-

[1]) Vizeadmiral B., Chef der deutschen Flottenstreitkräfte in Ostasien.

zuhalten, indem er mir in den Zügel fallen sollte. Ebenso hatte er dem Flügeladjutanten Boehn befohlen, mir von Tollkühnheiten abzuraten. Der Bremer Lloyd wurde kurz angewiesen, die ganze erste Kajüte — sie war meist schon vermietet — dem Oberkommando zu überlassen, der Eisenbahnminister erhielt Befehl, mir einen fürstlichen Salonwagen bis Neapel zur Verfügung zu halten. Vom Hofmarschallamt erhielt ich 200 Flaschen Reimser Champagner und 50 Flaschen von einem Punschextrakt, den ich oft mit Behagen genossen hatte, mit auf die Reise. Sie sind — welch Wunder — auch alle in Peking angekommen.

Allmählich[1]) hatten die chinesischen Wirren die öffentliche Meinung zu beschäftigen angefangen, namentlich seit das Expeditionskorps aufgestellt und eingeschifft wurde. Patriotisches Empfinden regte sich und steigerte sich gewaltig mit der Schaffung eines deutschen Oberbefehls. Schon in Hamburg — die Nachricht war erst wenige Stunden dort bekannt — waren zahlreiche Menschen auf den Bahnhöfen, um mich zu begrüßen, die Ovationen setzten sich in steigendem Maße fort in Hannover, Wilhelmshöhe, Berlin, bis zu meiner Abreise. Der Kaiser gab selbst das Beispiel, mich zu feiern. Meine Reise von Berlin nach Neapel erinnerte mich, soweit es sich um deutschen Boden handelte, an das Jahr 1870. Auf allen Bahnhöfen, auch denen, die ich nur durchfuhr, Massenansammlungen; da wo ich hielt, nach Tausenden zählend, so in Leipzig, wo mich General Treitschke namens des Königs begrüßte, und in Reichenbach, Plauen, Regensburg; der Höhepunkt in München, wo mich Generaladjutant Graf Lerchenfeld namens des Prinzregenten begrüßte, und alle Prinzen und hohen Offiziere anwesend waren. Es ging wirklich eine mächtige patriotische Welle durch Deutschland, was auf mich einen tiefen Eindruck machte. Leider wurde Wasser in den Wein gegossen durch das schmachvolle Verhalten des größten Teils der liberalen und der gesamten sozialdemokratischen Presse. Man fand da nur Tadel, Hohn und Spott, natürlich in der Hauptsache auf den Kaiser gemünzt. Kein Sterblicher konnte in jenen Tagen vorhersagen, was den 30000 deutschen Soldaten und Matrosen in China bevorstand, ob sie nicht großen Gefahren entgegengingen. Herrliche Taten waren bei den Kämpfen von Taku und Tientsin vollbracht. Wäre da nicht Zurückhaltung mit kritischen Äußerungen und warme Teilnahme mit den hinausziehenden Volksgenossen auch bei der Presse am Platze gewesen?

Was[2]) meine Person betrifft, so erklärte ich verschiedenen Bekannten kurz vor der Abreise, daß ich so geräuschvolle Feiern unangenehm emp-

[1]) Von hier an wieder nach der späteren Aufzeichnung von 1902.
[2]) Von hier bis zur Abreise von Neapel nach der Aufzeichnung aus dem November 1900.

fände, ich hätte den Höhepunkt der Popularität erreicht und könne da nur Einbußen erleiden. Andererseits gebe ich zu, daß es ganz schmeichelhaft war, mündlich und schriftlich, telegraphisch und in der Presse als der richtige Mann für die Aufgabe bezeichnet zu werden.

In Kufstein begrüßte mich namens des Kaisers Franz Joseph der Feldmarschalleutnant Binder, er fuhr bis nach Innsbruck mit, wo mich auf dem Bahnhof der Statthalter[1]) mit Gefolge und das Offizierkorps erwarteten. Der Generalstabshauptmann Pfeffer begleitete mich im Auftrage des abwesenden Kommandierenden Generals Erzherzog Eugen bis Ala. Am 21. August früh 9 Uhr Ankunft in Verona. Der Hauptteil des Zuges fuhr von da nach Genua, während ich mit Boehn, Marschall, Yorck, Rogister, Wilberg, Wallmann und anderen die Richtung auf Rom einschlug. Ankunft 8 Uhr abends. Auf dem Bahnhof der Generaladjutant Brussati, Zeremonienmeister Corsini und der Kommandierende General, sowie das Personal der deutschen Botschaft. Leider war Graf Wedel abwesend. Sein Vertreter Graf Castel. In Hofwagen nach dem Hotel Quirinal als Gäste des Königs. Am 22. früh nach dem Pantheon, wo ich einen Kranz am Sarge des Königs Umberto niederlegte und dann zum Monarchen, der mich in langer Audienz empfing und eingehend sprach. In Neapel Ankunft abends 8 Uhr. Großer Empfang durch die Spitzen. Ich begab mich mit Marie nach dem Hotel und konnte hier noch zwei Stunden mit ihr allein zubringen. Um 11 Uhr begaben wir uns an den Kai, an dem die „Sachsen“ angelegt hatte, es dauerte aber bis nach Mitternacht, ehe das Schiff bereit war. Dann kam der schwere Abschied. Gott segne meine liebe edle Frau und gebe ihr auch weiter Stärke; er sei auch mein Geleiter und schenke uns in nicht zu ferner Zeit ein glückliches Wiedersehen! Voll Gottvertrauen und guten Muts ging ich in See, lange nach dem Lande schauend, wo ich das Liebste ließ, was ich auf Erden besitze.

*

Bericht[2]) vom 25. August
(an Bord der „Sachsen“).

[...] Ich hatte eine etwa dreiviertelstündige Audienz bei Seiner Majestät dem Könige Viktor Emanuel.[3]) Die Unterhaltung berührte zunächst den Krieg in China. Seine Majestät führte aus, daß Seine Be-

---

[1]) Franz Graf v. Merveldt.

[2]) Nach einer Bemerkung des Verfassers sind sämtliche — im Nachlasse abschriftlich vorhandenen — Berichte an den Kaiser von ihm diktiert worden, in der Regel dem Hauptmann Löffler; vgl. übrigens dessen Vortrag: „Die Chinaexpedition 1900—1901“ (Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1902, S. 31—74).

[3]) Am 22. August, vgl. oben.

teiligung daran wesentlich darin beruhe, daß Italien als Großmacht einer politischen Aktion aller anderen Mächte nicht fernbleiben dürfe, auch wenn wesentliche Interessen Seines Landes dort nicht berührt seien. Die Höhe Seines nach China entsandten Kontingents sei so gering bemessen, weil es Ihm im wesentlichen nur darauf ankäme, Truppen zu zeigen. Gestreift wurde dabei auch die finanzielle Lage des Landes mit dem Hinzufügen, daß eine Ausgabe von 20 bis 25 Millionen Lire für dasselbe schon sehr in Betracht komme. Seine Majestät sprach mir den Wunsch aus, daß Sein Kontingent, wenn irgend möglich, geschlossen zusammengehalten werden möge. Ich habe darauf erwidert, daß ich unter allen Umständen dafür sorgen und auch verhindern würde, daß etwa Abkommandierungen zu Etappen- und ähnlichen Diensten einträten, und fügte hinzu, daß ich es mir besonders angelegen lassen sein würde, das italienische Kontingent stets in meiner Nähe zu haben. Über die Verwendung der Flotte schien mir, wie ich dies auch in einer späteren Unterhaltung mit dem Minister des Auswärtigen ersah, ein fester Plan, abgesehen von Deckung der Ausschiffung der Truppen bei Taku, nicht vorzuliegen. Ich bin deshalb auf diese Frage nicht näher eingegangen, habe auch, um Seiner Majestät nicht Verlegenheiten zu bereiten, die Frage unterlassen, ob der kommandierende Admiral[1]) mit besonderen Weisungen versehen sei, wie z. B. zu Verabredungen gemeinsamer Aktion mit den Flotten anderer Mächte; ich gewann aber den Eindruck, daß es zu erreichen sein würde, den Admiral zu einem näheren Anschluß an den deutschen Admiral zu veranlassen, vielleicht sogar auch die italienischen Seestreitkräfte meinem Befehle zu unterstellen, wie dies nunmehr seitens Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph für die österreichisch-ungarischen Seestreitkräfte (nach Mitteilung des meinem Stabe beigegebenen, mit an Bord befindlichen Kaiserlich-Königlichen Hauptmanns Wojcik) geschehen ist. [...]

Die Absicht Lihungtschangs, durch Anknüpfung von Unterhandlungen mit einzelnen Mächten die Gemeinsamkeit der Handlung aller Mächte zu stören, war auch Seiner Majestät bekannt, und größtes Mißtrauen gegen diesen chinesischen Würdenträger sowohl bei Seiner Majestät als bei dem Minister des Auswärtigen[2]) erkennbar.

Im Verlauf der Unterhaltung ging Seine Majestät auf das jüngste Attentat[3]) über und sprach die Überzeugung aus, einer weitverzweigten Verschwörung gegenüberzustehen, äußerte dabei auch, er habe Eurer Majestät Polizeibehörden wichtige Mitteilungen zugehen lassen.

---

[1]) Kontreadmiral E. Candiani.

[2]) Marquis E. Visconti-Venosta.

[3]) König Humbert war am 29. Juli ermordet worden.

Die der Audienz folgende Frühstückstafel war die erste Gelegenheit, an der seit der Thronbesteigung die Majestäten Gäste bei sich sahen. Ich hatte die Ehre, zur Seite Ihrer Majestät zu sitzen und habe den Eindruck gewonnen, daß der König in Seiner hohen Gemahlin eine energische Stütze finden wird. Als auch hier das Gespräch auf die Anarchisten und verwandte Richtungen kam, nahm es Ihre Majestät augenscheinlich beifällig auf, als ich auszuführen versuchte, daß die Menschen, in ihrer Masse urteilslos, geleitet sein wollen, und daß sie nur eines Führers bedürfen, der, ein klares Ziel im Auge, entschlossen und mit fester Hand seinen Weg ginge. Hierbei glaube ich nicht unerwähnt lassen zu dürfen, daß die wenigen Tage der Regierung Seiner Majestät des Königs Viktor Emanuel doch schon genügt haben, in weiteren Kreisen den Eindruck zu geben, daß der König, auf ruhige Überlegung basiert, selbständiger als sein hochseliger Vater die Regierung zu führen beabsichtigt. [. . .]

Auf meinem Wege von Verona bis Neapel bin ich überall auf den Bahnhöfen von militärischen Spitzen, in Florenz auch vom Grafen von Turin empfangen und auf das wärmste begrüßt worden unter vielfachen Versicherungen vollsten Vertrauens zu meiner Führung. Bei der notwendigen Kürze meines Aufenthalts in Rom und da ich von Eurer Majestät keinen Befehl dazu empfangen hatte, habe ich keinen Schritt getan, von Seiner Heiligkeit dem Papste empfangen zu werden: ich möchte aber nicht unterlassen zu berichten, daß bei den Begrüßungen, die ich überall seitens der Bevölkerung fand, sich stets die zahlreich sichtbare katholische Geistlichkeit lebhaft beteiligte. [. . .]

Telegramm Kaiser Wilhelms aus Berlin vom 25. August.[1])

Seit Ihrer Abreise hat sich die militärische Lage in China folgendermaßen gestaltet:

Peking ist besetzt. Die Befehlshaber der verbündeten Truppen scheinen zu beabsichtigen, eine militärische Verwaltung in Peking einzurichten. Der Kaiserliche Hof ist geflohen. Kapitän Pohl mit 273 Matrosen Landungsabteilung ist in Peking eingetroffen. Kapitän Hecht folgt ihm. General v. Hoepfner mit zwei Seebataillonen gelandet. Das erste unter Madai ist über halbwegs Peking. Hoepfner selbst folgt zwei Tagemärsche nach. Das Panzergeschwader wird in etwa acht Tagen Wusung anlaufen und sich dort mit dem Chef des Kreuzergeschwaders über weitere Verwendung verständigen. Im Jangtsegebiet gärt es. In Amoy und Umkreis sind Unruhen ausgebrochen, Missionare erschlagen und japanische Tempel zerstört worden. Japaner haben Truppen in Amoy gelandet. In der Man-

[1]) In Port Said eingetroffen am 26. August.

dschurei dauert Kampf mit Russen fort. Politisch treten Friedensunterhandlungsbestrebungen Rußlands mit Lihungtschang in den Vordergrund, welche aber angesichts der überall fortdauernden Kämpfe nicht so bald zu einem Abschluß führen dürften. Nach verschiedenen Nachrichten ziehen chinesische Truppen den Kaiserkanal hinauf und bedrohen die Linie Tientsin — Taku und Tientsin—Peking. Lihungtschang hat sich den Mächten als Vermittler angeboten. Regierung befürwortet die Annahme seiner Dienste als Unterhändler. Ich habe Lihungtschang abgelehnt, sowohl dem chinesischen Gesandten in Berlin[1]) als auch Regierung gegenüber, weil wir, nachdem die Mandschurei von den Russen besetzt sein wird, noch andere militärische Aufgaben in China zu erfüllen hätten. Außer der russischen ist, soviel bekannt, keine andere Regierung auf das Anerbieten Lihungtschangs eingegangen.

Mit Prinz von Wales und Lascelles[2]) habe ich in Wilhelmshöhe über Ablehnung Lihungtschangs und über die Politik im Jangtsegebiet Einverständnis herbeigeführt. Der Jangtse soll hiernach für alle offen bleiben, und der Schutz seiner Angehörigen einem jeden Staate freistehen. Den Vereinigten Staaten mit ihrem festen Stützpunkt auf den Philippinen und ihrer Tendenz, bis in die chinesischen Meere hinein Sondereinfluß auszuüben, sollen im Jangtsegebiet keine Sonderrechte eingeräumt werden. Prinz von Wales und Lascelles würden nicht ungern sehen, wenn Lihungtschang von Engländern als Geisel festgenommen würde. Über unsere Unterredung hat Lascelles an Lord Salisbury berichtet und ihn in meinem Auftrage zu einer bündigen Erklärung über die angeregten Punkte aufgefordert.[3])

Außer Rußland, dessen Interessen sich auf die Mandschurei und den Norden Chinas beschränken, und welches im übrigen in China weder Handel noch Handeltreibende zu schützen hat, stimmen die Ziele der anderen Mächte mit den unserigen insoweit überein, daß sie keinen voreiligen Frieden wünschen können, sondern ebenso wie wir, erst Aufruhr zu unterdrücken, die Ordnung herzustellen, eine chinesische Regierung anzuerkennen und Garantien für die Zukunft zu schaffen haben. — Aber Rußlands Friedenswünsche, welche außerdem mit seiner Geldnot zusammenhängen, dürften sich angesichts der nach Norden ziehenden chinesischen Aufständischen nicht so bald verwirklichen. Russische Truppensendungen für Ostasien, welche in Odessa sistiert worden waren, sollen neusten Nachrichten zufolge wieder aufgenommen werden. Wilhelm.

[1]) Lühaihuan.

[2]) Der englische Botschafter in Berlin.

[3]) Ein wichtiger Beitrag zu der bisher noch „rätselhaften“ (vgl. O. Franke, Die Großmächte in Ostasien von 1894—1914, S. 150) Vorgeschichte des sog. „Jangtseabkommens“ vom 16. Oktober 1900.

Bericht vom 26. August
(an Bord der „Sachsen").

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät verfehle ich nicht über eine Unterhaltung mit dem Oberst Prinz Engalitschew[1]) alleruntertänigst zu berichten.

Der Prinz äußerte etwa: „Der Krieg mit China ist uns sehr ungelegen gekommen. Wir hofften auf ungestörten Ausbau der sibirischen Eisenbahn und daß nach 10—20 Jahren die Mandschurei uns als reife Frucht in den Schoß fallen würde. Die Situation ist durch die Einnahme Pekings allerdings wesentlich verändert, wenn auch noch nicht übersehbar. Es ist zunächst beschlossen worden, die Mobilmachung zweier Schützenbrigaden einzustellen. Große Sorge macht uns Japan. Wir glauben, daß dasselbe im Begriff ist, 20000 Mann im südlichen Korea zu landen, und wir werden daraufhin ein III. sibirisches Armeekorps im nördlichen Korea versammeln. Wir selbst haben keinerlei Absichten auf Korea, können aber ein Festsetzen Japans doch nicht dulden. Schon jetzt kostet uns der Krieg, zum Teil mittelbar durch Störung des Eisenbahnbaues, 200 Millionen, was uns sehr empfindlich ist, um so mehr, als es uns fraglich scheint, ob China imstande sein könnte, allen beteiligten Mächten ihre Ausgaben zu ersetzen. Seine Majestät der Kaiser bespricht die Angelegenheiten ganz allein mit dem Grafen Lambsdorff und den Ministern Witte und Kuropatkin. Über die Auffassungen Seiner Majestät meines Kaisers nicht völlig informiert, möchte ich aber erwähnen, daß Seine Majestät bei der Abschiedsaudienz mir sagte, er denke, daß mein Kommando in längstens vier Monaten beendet sein würde."

Hier an Bord hat Prinz Engalitschew versucht, einzelne Offiziere in politische Gespräche zu verwickeln, hat aber damit kein Glück gehabt, da meine Instruktionen in dieser Richtung dahin gelautet haben, daß allen fremden Offizieren mit ausgesuchter Zuvorkommenheit zu begegnen, allen Gesprächen über Politik aber auszuweichen sei. Als mir Prinz Engalitschew sagte, daß die Absichten Eurer Majestät wohl darauf hinausliefen, die Provinz Schantung bis zum Kaiserkanal in Besitz zu nehmen, habe ich ihm erwidert, daß über derartige Fragen ich ohne alle Informationen sei.

Bericht vom 18. September (Hongkong).

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät verfehle ich nicht, nachdem mit dem Eintreffen in Hongkong der erste Teil meiner Reise den

[1]) Dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers in Ostasien als Vertreter Rußlands attachiert. Über ihn notiert Verfasser am 16. September in seinem Tagebuch, das er wie in früheren Jahren auch in China geführt hat: „Sehr gebildeter glatter Mann, vor dem man mich in Berlin aber gewarnt hat: Er soll Stockrusse und uns nichts weniger als geneigt sein, dazu auch sehr argwöhnisch."

Abschluß gefunden hat, in weiterer Ausführung meiner telegraphisch abgestatteten Meldungen nachstehend alleruntertänigst zu berichten:

[...] In allen Häfen, die ich angelaufen, habe ich die zuvorkommendste Aufnahme mit allen mir zustehenden Ehren seitens der englischen Behörden gefunden. Im Hafen von Singapore traf ich zwei französische Truppentransportschiffe [...], desgleichen ein russisches Schiff der freiwilligen Flotte mit dem 16. Schützenregiment an Bord [...] Die Führer der französischen Transporte, die Oberstleutnants Lannegrace und Clément de Grandprey, zeigten sich außerordentlich höflich und brachten offen zum Ausdruck, daß es ihnen zu großer Ehre und Freude gereichen würde, unter meinem Befehle zu fechten, begannen auch selbst in völliger Unbefangenheit Gespräche über den Deutsch-Französischen Krieg und meine Beteiligung daran. Als ich mit der „Sachsen" beim Verlassen des Hafens auf kaum 30 Meter an beiden französischen Schiffen langsam vorüberfuhr, war die ganze Mannschaft, also wohl über 2000 Köpfe, nach oben befohlen, die Musik spielte den Präsentiermarsch und dann „Heil Dir im Siegerkranz", die Offiziere standen geschlossen auf der Kommandobrücke mich begrüßend. Als ich die Marseillaise spielen ließ, brachen alle in ein lang anhaltendes Hurra aus, und schwenkten die Offiziere, auch sichtlich auf Kommando, ihre Tropenhelme. Als ich sodann, gefolgt von 6 stattlichen Schiffen des Lloyd, die sich je zu drei rechts und links von mir hielten, am eigentlichen Hafen vorüberfuhr, gaben das Fort, sowie die beiden englischen Kriegsschiffe „Brisk" und „Brandle" und das italienische Schiff „Vesuvio" den Salut von 19 Schuß. Sowohl die französischen Schiffe als der russische Transportdampfer, wie alle mich begleitenden und noch zahlreich im Hafen liegenden deutschen Schiffe hatten über die Toppen geflaggt; ich möchte glauben, daß das ganze, abgesehen von dem unvergeßlichen Eindrucke, nicht ganz ohne politische Bedeutung sein dürfte, um so mehr, als alle Kundgebungen, auch die seitens der Angehörigen fremder Mächte, unverkennbar eine herzliche Sympathie durchfühlen ließen. [...]

Nach den Eindrücken, die ich hier gewann, ist das Verhältnis zwischen englischen und russischen Truppen in Tschili ein sehr gespanntes, und wurde mir der Wunsch ausgesprochen, sobald als irgend möglich dort zu erscheinen. Ich werde deswegen in Schanghai auch nur so lange verweilen, als die Besprechungen mit Eurer Majestät Gesandten und den dortigen höheren Offizieren erheischen, und will unverzüglich nach Taku weitergehen.

Es gereicht mir noch zur Freude berichten zu können, daß sowohl in Colombo wie in Penang und Singapore das Deutschtum sich sichtlich in glücklichem Aufschwunge befindlich zeigte. Nach einmütigem Urteile der zahlreichen Deutschen, die ich zu sprechen Gelegenheit hatte, hat die Entfaltung der starken deutschen See- und Landstreitkräfte in Ostasien zur Förderung des Ansehens erheblich beigetragen, wie es hier überall

mit besonderem Stolze empfunden wird, daß ein deutscher General mit dem Oberbefehl in China betraut worden ist.

Als eine sehr glückliche Maßregel kann ich auch die des Bremer Lloyd bezeichnen, daß er im vorigen Jahre die ganze Scottish Oriental Steamship Co. (13 Dampfer), sowie die meisten Schiffe der Holt-Line (11) angekauft hat: dadurch zeigt sich die deutsche Flagge in sehr zahlreichen Häfen, welche bisher selten von deutschen Schiffen angelaufen worden waren. Übrigens hat sich die Flotte der „Indo-Chinesischen Küstenfahrt" des Norddeutschen Lloyd bereits auf 27 Dampfer gehoben, während 8 Neubauten ihrer Fertigstellung entgegengehen.

Telegramm Kaiser Wilhelms aus Berlin vom 21. September.[1])

Zu Eurer Exzellenz Orientierung teile ich Ihnen folgendes mit:

Die politische Lage in China wird zur Zeit bestimmt einerseits durch den russischen Vorschlag zur Räumung Chinas, andererseits durch Mein Communiqué an die Mächte, worin Ich verlange, daß vor Auslieferung der Pekinger Übeltäter zur wohlverdienten Bestrafung keine Verhandlungen mit China geführt werden. Rußlands Räumungsvorschlag hat eine unbedingte Zustimmung nur bei Frankreich gefunden, und selbst bei diesem nur ungern. Ebenso wie Ich selbst, nur noch schroffer, hat England den Vorschlag zurückgewiesen. Japan will nur seine entbehrlichen Truppen einstweilen zurücknehmen; Amerika will dem russischen Vorschlag, falls Rußland dabei bleibe, nicht entgegen sein, hat sich aber so verklausuliert, daß alles dem amerikanischen Befehlshaber überlassen bleibt. Meine Verbündeten, Österreich-Ungarn und Italien, stehen zu Mir. Rußland bemüht sich, im Verein mit Frankreich, seinen Vorschlag jeder Spitze gegen Mich zu entkleiden und verspricht, daß zwei Brigaden Eure Exzellenz in Tientsin erwarten und sich unter Ihre Befehle stellen werden. Ich will, daß Meine Truppen, wenn anders es militärisch möglich, in Peking bleiben; dagegen daß Meine Gesandtschaft mit den anderen Gesandtschaften die Hauptstadt verläßt und sich einstweilen nach Tientsin begibt, habe Ich nichts einzuwenden. — Der Logik Meines Standpunktes, die Auslieferung der Schuldigen zur Vorbedingung des Eintritts in Verhandlungen mit China zu machen, können sich die anderen Mächte schwer entziehen. Mit den chinesischen Unterhändlern ist überdies erst in Verhandlungen zu treten, wenn sie gehörige Vollmachten beibringen. Mein Admiral[2]) hat Befehl, sich der Zulassung des Vizekönigs Lihungtschang nach Tientsin und Peking nicht zu widersetzen, wofern der englische und russische Admiral dafür

[1]) In Schanghai eingetroffen am 22. September.

[2]) Vizeadmiral Bendemann.

sind. Anderenfalls hat er sich der Lihungtschang ungünstigeren Auffassung anzuschließen.

Nach den Mir zugegangenen Meldungen ist noch nicht einmal zwischen Tientsin und Peking Beruhigung eingetreten, geschweige denn in anderen Teilen des chinesischen Reiches. Die militärische Aufgabe ist noch nicht erledigt. China ist noch nicht zum richtigen Bewußtsein seiner Pflichten gegen die Fremden gekommen, seine Staatsmänner versuchen es noch immer mit ihren Zauberkünsten.

Es wird Ihre Aufgabe bleiben, mit den Ihnen unterstellten Streitkräften der Mächte die militärischen Maßnahmen zu treffen, um die Chinesen zur Einstellung weiteren Widerstands und Gewährung der schuldigen Sühnung zu zwingen. Nur so kann es gelingen, demnächst im Wege diplomatischer Verhandlungen die Beziehungen Chinas zu den Fremden befriedigend zu regeln. Mein Ziel bleibt unverrückt, durch Wiederherstellung der Ordnung in China unter einer hinreichenden Kräftigung einheimischer Regierung, den Fremden die gesicherte Möglichkeit zu friedlicher Kulturarbeit zu verschaffen. Sie wollen hiernach Ihr Eintreffen in Taku so viel wie möglich beschleunigen und alsdann von dort aus sofort mit den Ihnen durch die militärische Sachlage geboten erscheinenden Maßnahmen beginnen. Mein Gesandter in China[1]) erhält Befehl, sich ebenfalls nach Tientsin zu begeben und Ihnen alle nötigen näheren Aufschlüsse über die politische Lage zu geben.

Wilhelm I. R.

Bericht vom 25. September
(An Bord des Großen Kreuzers „Hertha").

[. . .] In Hongkong war mein Empfang durch den englischen Gouverneur Sir H. A. Blake und die englischen Militärbehörden, seitens der Marine durch den Commodore Powell, seitens der Armee durch Major-General Gascoigne, ein außerordentlich zuvorkommender und herzlicher. Mit dem Gouverneur, der mich zum Frühstück bei sich sah, konnte ich mich länger unterhalten und fand bei ihm wie auch bei allen englischen Offizieren, die ich bisher begegnet habe, eine stark entwickelte Abneigung gegen Rußland. Der Gouverneur ist langjähriger Kenner chinesischer Verhältnisse, hat auch mit Lihungtschang durch die Nähe Kantons[2]) anscheinend öfters Verkehr gehabt: er sieht in ihm doch den einzigen für Friedensvermittlungen geeigneten chinesischen Würdenträger. Von Herren seiner Umgebung wurde die Behauptung aufgestellt, daß Li durch umfangreichen Grundbesitz in der Mandschurei zu großer Rücksichtnahme auf Rußland veranlaßt sei. [. . .]

[1]) Freiherr Mumm v. Schwarzenstein.
[2]) Wo Lihungtschang seit einem Jahre als Vizekönig residierte.

Nachdem ich meine Flagge auf der „Hertha" gehißt und nunmehr das Kommando über Eurer Majestät See- und Landstreitkräfte in Ostasien übernommen hatte, ging ich nachmittags nach Wusung in See, bald gefolgt von der „Sachsen". Nach günstiger Fahrt traf ich am 21. c. mittags 11 1/2 Uhr auf der Reede von Wusung ein, von den dort liegenden zahlreichen Kriegsschiffen mit dem mir zustehenden Salut empfangen. [...]

Um mit Eurer Majestät Gesandten Mumm von Schwarzenstein mich besprechen zu können, begab ich mich auf einem Lloyddampfer nach Schanghai. [...] Zu meinem Empfang, der aus örtlichen Ursachen innerhalb des französischen Settlements vor sich ging, hatte der englische Major-General Creagh es mit sichtlichem Geschick verstanden, Truppenteile aller vorhandenen Nationen, also Franzosen, Japaner, Indier sowie Shanghai-Volunteers zu einer Art großartigen Ehrenwache zu versammeln, und hatten sich ihnen die in Schanghai liegenden 1. und 3. Kompagnie 1. Ostasiatischen Infanterieregiments angeschlossen. Das Anerbieten des Generals, mir am nächsten Tage sämtliche Truppen in Parade vorzuführen, ebenso wie die mir für alle Bewegungen innerhalb von Schanghai zur Verfügung gestellte Eskorte indischer Kavallerie nahm ich dankbar an.

Wenn mein Erscheinen bei der Parade mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens und dem Feldmarschallstabe, gefolgt von einem Eurer Majestät Leibgendarmen mit meiner Flagge und von einigen zwanzig Offizieren, umgeben von den zahlreichen indischen Reitern in ihrer malerischen Tracht und ihrem in der Tat martialischen Aussehen, von denen beharrlich einige hin und her sprengten, um das chinesische Publikum zu beseitigen, wohl geeignet sein möchte einen theatralischen Eindruck zu machen, so weiß ich doch, daß einer asiatischen Bevölkerung gegenüber ein solches Auftreten am Platze ist. [...]

Auch abgesehen von den beiden deutschen Kompagnien machten die Truppen je nach ihrer Eigenart einen guten Eindruck, den ich von den indischen Truppen noch verstärkt gewann, als ich nachmittags das Lager von zwei Regimentern besuchte und in allen Einzelheiten besichtigen durfte. Die Mannschaft besteht ausschließlich aus Berufssoldaten von mehrfacher Kapitulation, macht einen hervorragend militärischen und sehr verläßlichen Eindruck und ist ganz vortrefflich bekleidet und ausgerüstet, die Zelte auf jedes Klima berechnet. Ich kann mir nicht versagen, das außerordentlich herzliche Entgegenkommen des Major-General Creagh und aller seiner Offiziere zu erwähnen, die mehrfach mir versicherten, wie es ihnen zur größten Freude gereichen würde, unter meinem Befehl zu fechten. Gern erwähne ich auch hier wieder, daß die beiden französischen Offiziere, Kapitän Baëhne und Oberst Villiers, abgesehen von großer Höflichkeit, in völliger Unbefangenheit mir gegenübertraten.

Ich habe mir die Überzeugung gebildet, daß die Versammlung starker Flotten auf der Reede von Wusung und bei Schanghai, sowie die von nahe an 5000 Mann Landtruppen der verschiedenen Nationen unbedingt zur Beruhigung im Jangtsetal bis Hanku hinauf beigetragen hat, bin auch geneigt zu glauben, daß die beiden in Betracht kommenden Vizekönige das Bestreben haben, die Bevölkerung von Ausschreitungen abzuhalten; es ist auch bekannt, daß sie zu diesem Zweck zahlreiche Hinrichtungen unruhiger Leute vorgenommen haben. Ganz zu trauen ist ihnen aber auch nicht, wie überhaupt keinem chinesischen Würdenträger. Sie werden schließlich immer sich der Seite zuneigen, bei der sie die größten Vorteile zu finden gedenken. Eine längere Belassung starker See- und Landstreitkräfte in und um Schanghai und — der Engländer wegen — auch von internationalem Charakter scheint mir in hohem Maße wünschenswert. Mit Eurer Majestät Gesandten wie auch mit dem Generalkonsul Knappe befinde ich mich dabei in völliger Übereinstimmung. [. . .]

Soeben kommen die auf der Reede von Taku liegenden Eurer Majestät Schiffe „Wörth", „Hansa", „Fürst Bismarck" in Sicht, und ich bin somit im Begriff, mein erstes Reiseziel zu erreichen. [. . .]

Bericht vom 29. September (Tientsin).

[. . .] Die Ausschiffung des Expeditionskorps ist auf große Schwierigkeiten gestoßen und geht noch immer langsam von statten. Die Reede von Taku ist so ungünstig wie möglich, die Transportschiffe müssen auf 8 Seemeilen von Taku die Ausschiffung auf die Leichter vornehmen, die mehrfach schon tagelang durch Seegang verhindert war. Der Kai für die Ausschiffung, an sich von geringer Länge, wird gleichzeitig von allen beteiligten Nationen benutzt, sodaß oft nicht gelandet werden kann, weil andere Fahrzeuge die ganze Länge des Kais ausfüllen. Die Ausschiffungszeit wird in ungünstiger Weise beeinflußt durch die Wasserverhältnisse, indem die Barre[1]) nur zweimal innerhalb 24 Stunden während weniger Stunden passiert werden kann. Außerordentlich störend macht sich geltend, daß die Beladung der Transportschiffe in Bremerhaven in augenscheinlich planloser Weise und namentlich ohne die geringste Berücksichtigung der militärischen Verhältnisse bewirkt worden ist. So liegen Gegenstände, die der betreffende Truppenteil sofort brauchen sollte, wie Feldgerät, Decken usw., unten im Schiff, und andere, deren Ausschiffung wochenlang hätte aufgeschoben werden können, ganz oben. Es sind Geschützrohre getrennt von Lafetten und Protzen verstaut, so daß heute noch eine Batterie erst mit zwei Geschützrohren versehen war. Es standen Medizinwagen im Schiff

[1]) Vor der Peihomündung.

ganz oben, während die Medikamente noch jetzt im Schiff ganz unten liegen, und dergleichen vieles mehr. An Leichtern hat es anfänglich sehr gemangelt, und war die Beschaffung von solchen, die auf dem Peiho bis Tientsin gehen konnten, wohl gar nicht vorgesehen.

Wenn ich von der Reede und dem Kai — an welch letzterem eine Verlängerung in Arbeit ist — absehe, so liegen die Ursachen der genannten Übelstände wohl darin, daß die Absendung eines so starken Expeditionskorps auf so weite Entfernungen für uns etwas völlig Neues war, und daß ebenso seitens der Marine die Erfahrung fehlt, was zu einem solchen Expeditionskorps, abgesehen von der Mannschaft, gehört. Vizeadmiral Bendemann teilte mir mit, daß ihm Mitteilungen über das, was er auszuschiffen haben würde, vor Ankunft des Expeditionskorps nicht zugegangen sind. Inwieweit eine größere Anzahl Leichter und namentlich solche, die den Peiho hinaufgehen konnten, zu beschaffen gewesen wäre, entzieht sich meiner Beurteilung. Da Generalleutnant v. Lessel[1]) mir meldete, daß eine Beschaffung von Schiffen letzterer Art durch Vizeadmiral Bendemann nicht in Aussicht stände, er aber in der Lage zu sein glaube, durch Vermittlung der Agenten des Bremer Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie solche in kurzer Zeit zu beschaffen, so habe ich ihm die Ermächtigung hierzu erteilt. Ich glaube melden zu können, daß mit meinem Eintreffen auf der Reede von Taku ein frischerer Zug in die Ausschiffungen gekommen ist, und prinzipielle Verschiedenheiten der Auffassung zwischen dem Vizeadmiral und dem Generalleutnant v. Lessel beseitigt worden sind.

Die Ausschiffung des Armee-Oberkommandos konnte am 26. des hohen Seeganges wegen nicht bewirkt werden und erfolgte erst in den ersten Morgenstunden des 27., sodaß in den Mittagstunden das gesamte Armeeoberkommando nach Tientsin übergeführt war. Ich traf mit der Überzeugung auf der Reede von Taku ein, daß eine Operationslinie von 150 Kilometern — Taku-Peking — nur auf den einen Punkt Taku, mit den denkbar ungünstigsten Aus- und Einschiffungsverhältnissen und durch den herannahenden Winter auf drei bis vier Monate mit Eis verschlossen, ein militärisches Unding sei, und ich eine breitere Basis schaffen müsse. Es konnte dies nur geschehen, indem ich Schanhaikwan, dem sich Transportschiffe bis auf 1000 Meter nähern können und dessen Reede nie völlig zufriert, in Besitz nahm und als Etappenort, für den Winter als Etappenhauptort, in Aussicht nahm, eine Auffassung, in der sämtliche Admirale mit Ausnahme des russischen Admirals Skrydlow übereinstimmten. Ich war

---

[1]) Kommandeur des am 8. Juli 1900 mobil gemachten, erste Hälfte September in China eingetroffenen Ostasiatischen Expeditionskorps. Vgl. auch Generaloberst H. v. Moltke, a. a. O. S. 243.

mir wohl bewußt, daß russischerseits die Neigung bestehen würde, Schanhaikwan allein in Besitz zu haben, halte aber dafür, daß dies eine unzulässige Anmaßung ist, und daß ich nur meine Pflicht im Interesse der verbündeten Armeen erfülle, wenn ich den Hafen als für alle verbündeten Nationen benutzbar in Besitz nehme.

Ich habe daher am Tage meines Eintreffens auf der Reede von Taku — am 25. — den Vizeadmiral Bendemann angewiesen, mit den Admiralen der auf der Reede liegenden Flotten in Verbindung zu treten, ihnen meine Auffassung darzulegen und sie zu befragen, ob sie zur Mitwirkung geneigt seien, ihm auch befohlen, falls Schwierigkeiten gemacht würden, das Unternehmen selbst zu versuchen. Ich habe ihm dazu ein Bataillon, welches ich auf der Reede von Taku festhielt, zur Verfügung gestellt und schon von Schanghai aus eingeleitet, daß das Panzergeschwader bei Taku vereinigt würde. Ich habe den Oberst Prinz Engalitschew von meiner Auffassung verständigt und ihm anheimgegeben, diese nach Petersburg zu telegraphieren. Auf seinen Einwand, daß man russischerseits im Begriff sei, durch die nach der Einnahme von Peitang freigewordenen Truppen Schanhaikwan in Besitz zu nehmen, und daß vielleicht Admiral Alexejew von Port Arthur aus dabei Truppen zur Mitwirkung senden würde, erklärte ich ihm, daß, da der Ort in der Provinz Tschili liegt, diese Truppen alsdann ja meinem Befehle unterstellt sein würden.

In einer gestern geführten Unterhaltung brachte Prinz Engalitschew, dem inzwischen die Nachricht zugegangen war, daß auf meine Anregung die vereinigten Flotten wahrscheinlich an einem der nächsten Tage vor Schanhaikwan erscheinen würden, seine Auffassung noch einmal zum Ausdruck, und war geradezu entsetzt bei dem Gedanken, daß vielleicht sogar englische Truppen dort mitgelandet werden könnten. Als gestern der englische General Gaselee sich bei mir meldete und mich fragte, ob ich gestatten würde, daß er Truppen von Weihaiwei zu der Unternehmung mit verwendete, habe ich ihm dies zugestanden und den Admiral Bendemann davon verständigt, während der General behufs Rücksprache sich sofort zum Admiral Seymour begeben wollte. Ich bin dabei von der Auffassung geleitet worden, daß eine Verschärfung der hier zwischen England und Rußland deutlich erkennbaren Verstimmung eintritt. Admiral Bendemann habe ich angewiesen, nach etwaigem Gelingen der Unternehmung zwei Kompagnien des ihm überwiesenen Bataillons dort auszuschiffen und als Etappenbesatzung zu belassen.[1] [. . .]

---

[1]) Schanhaikwan wurde, wie Verfasser am 4. Oktober dem Kaiser meldete, in der Mitternacht vom 30. September zum 1. Oktober von den Chinesen geräumt, so daß die Besitznahme durch die Mächte ohne Kampf erfolgten konnte.

Nachdem ich mich in den Verhältnissen einigermaßen orientiert habe, muß ich dieselben zur Zeit noch als außerordentlich verworren bezeichnen. Ich nehme keinen Anstand, die Schuld hieran ausschließlich Rußland zuzuschreiben; es hat die ersten Schritte getan, mit China einseitig zu verhandeln, und dadurch die Einheit der Mächte, wodurch nach meiner Ansicht allein und am kürzesten zum Ziele zu gelangen gewesen wäre, gestört. Durch Zurückziehen des größten Teils seiner Truppen von Peking, während deutsche und italienische Truppen dahin sich im Vormarsch befinden, hat es den Chinesen gegenüber die Uneinigkeit der Mächte deutlich zum Ausdruck gebracht, und ist es wohl vorwiegend seine Schuld, wenn Amerika die Hälfte seiner Truppen aus China zurückzieht. Das Bild der Uneinigkeit wird dadurch vervollständigt, daß, während Amerikaner und wahrscheinlich auch bald Russen Truppen aus Tschili zurückziehen, Deutschland und Frankreich solche gleichzeitig hinsenden. Zwischen deutschen und russischen Truppen, einschließlich der Offizierkorps, besteht ein freundschaftliches Einvernehmen; ich halte dies als von russischer Seite begünstigt, um die Unredlichkeiten, Verschleierungen und Ausflüchte aller Art, die die Praxis der russischen Spitzen mir gegenüber sind, zu verdecken.

Auf der ganzen Strecke von Taku bis Tientsin fand ich, wie auch in nicht unbedeutenden Teilen von Tientsin selbst, einen Zustand unerhörter Verwüstung. Soweit auf erstgenannter Strecke mein Auge reichte, waren sämtliche Ortschaften — Tongku ist ein Ort von 50 000 Einwohnern gewesen — Trümmerhaufen, in denen sich auch nicht mehr ein Chinese aufhielt. Die ganze Strecke von hier bis Peking, soweit sie die vormarschierenden Truppen berührt haben, soll sich nach Mitteilung des Generalmajors v. Schwarzhoff, meines Generalstabschefs, der sie zweimal zurückgelegt hat, in gleicher Verfassung befinden, wie auch in Peking selbst sehr erhebliche Verwüstungen durch Brand und Plünderung stattgehabt haben. Die um ihr Obdach gebrachten Bewohner, nach mäßiger Schätzung 300 000, wahrscheinlich aber viel mehr Köpfe, haben sich zu Seiten der verheerten Strecke ausgebreitet und sollen meist im Freien wohnen, was bei der jetzigen günstigen Jahreszeit noch einige Zeit durchführbar sein dürfte. Daß hier aber mit der Zeit Hungersnot und in deren Gefolge Epidemien eintreten werden, unterliegt keinem Zweifel. Ich glaube, daß zahlreiche obdach- und brotlos gewordene Männer einen weiteren Teil der Bevölkerung durch Raub beunruhigen oder sich den Boxern anschließen werden; ich bin überzeugt, daß diese Kriegführung mehr Boxer geschaffen hat, als in den Kämpfen umgekommen sind. [. . .]

Das Verhältnis der vereinigten internationalen Truppen untereinander ist ein sehr verschiedenes. Die Deutschen stehen mit allen auf einem guten, bzw. angemessenen Fuße, und ihre Haltung wird allgemein be-

wundert. In militärisch hervorragend guter Organisation — vollkommen nach preußischem Muster —, Ausrüstung, Truppenverwendung und innerem Dienst treten die Japaner hervor. Allgemeiner Mißachtung erfreuen sich die Franzosen, selbst die Russen wollen mit ihnen nichts zu schaffen haben. Die Amerikaner sind allen Nationen gegenüber sehr zurückhaltend. Sie machen soldatisch keinen schlechten, als Menschen einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck und enthalten augenscheinlich einen nicht unbedeutenden Prozentsatz abenteuerlicher Elemente. Raubanfälle in den Straßen von Tientsin, sogar ein Angriff mit Revolvern auf eine französische Schildwache sind vorgekommen. Sobald die Leute nicht bei ihrer Truppe sind, dürften sie als eine schwere Geißel der Bevölkerung anzusehen sein.[1]) Die hier vereinigten Truppen liegen teils in Gebäuden der europäischen Settlements, teils in Zeltlagern in deren nächster Nähe. Infolge von Vereinbarung der Befehlshaber ist die Ordnung in der Fremdenniederlassung und in der nächsten Umgebung dieses Teils von Tientsin als eine leidlich gute zu bezeichnen. Die Witterung ist sehr günstig: warme, aber nicht heiße Tage und kühle, aber noch nicht kalte Nächte. Mit Sinken der Nachttemperatur werden besondere Maßnahmen für die Truppen nötig werden, die sich auf die Dauer schon auf die wohl wichtigste Frage, die des Trinkwassers, erstrecken. Dysenterien haben in allen Kontingenten angefangen.

Bericht vom 5. Oktober (Tientsin).[2])

[...] Gleich nach meinem Eintreffen in Taku habe ich an die Souveräne und Präsidenten der verbündeten Mächte telegraphiert, daß ich in Tschili angekommen sei und auch sehr freundlich gehaltene Antworten erhalten. Nur der Präsident der nordamerikanischen Republik ließ mir durch seinen Staatssekretär Hay einfach den Empfang meiner Depesche bestätigen und derjenige der französischen Republik hat bis jetzt gar nicht geantwortet.

Hierbei darf ich gleich bemerken, daß der französische General Voyron persönlich sehr entgegenkommend ist und sich sogar dritten Personen gegenüber beklagt hat, nicht in derselben Weise unter meinem Befehl zu stehen, wie die übrigen hier versammelten Truppen, daß er aber — wie ich

[1]) Im Chinatagebuch des Verfassers heißt es unter dem 28. September: „Ganz einstimmig, auch bei den Chinesen, ist das günstige Urteil über die Deutschen. Es handelt sich hier aber zunächst nur um etwa 600 Mann der Marine, die mitgefochten haben. Den Marsch zur Einnahme von Peking hat kein Deutscher mitgemacht. Was sich jetzt von deutschen Truppen hier zeigt, erwirbt sich durch gute Haltung und Disziplin allgemeinste Anerkennung."

[2]) Die Ausfertigung dieses Berichts (jetzt im Personalamt des Reichswehrministeriums) trägt von der Hand des Kaisers den Präsentatsvermerk: „Trachenberg 16/XI 1900 W." mit dem Zusatz: „Abschrift an S. E. d. Reichskanzler." Im Text und am Rande zahlreiche Bleistiftstriche des Monarchen.

glaube — in seinem Generalstabschef[1]) eine Art Aufpasser zur Seite hat, der darüber zu wachen scheint, daß er sich nicht über den Rahmen seiner offiziellen Instruktion hinaus mir unterstellt. Er hat mich aber gebeten, ihn an einer etwaigen gemeinsamen Operation auf Paotingfu teilnehmen zu lassen. Auch der französische General Frey, der krankheitshalber aus Peking hierher zurückgekehrt ist, hat auf mich den Eindruck eines loyalen Soldaten gemacht; sein entgegenkommendes Verhalten gegen unsere Marinemannschaften und später auch gegen die Truppen des Generals v. Hoepfner bei der Besetzung von Peking verdient hervorgehoben zu werden.

Inzwischen ist auch der russische Gesandte v. Giers hier eingetroffen[2]) und hat mich besucht. Der wenig günstige Ruf, der ihm wegen seiner mangelnden Wahrheitsliebe vorausgeht, wird durch die Art und Weise, wie er die Konversation führt[3]) und durch den unsteten Blick seiner Augen bestätigt. Er warnte vor einer Unternehmung gegen Paotingfu, weil er befürchte, daß die Kaiserin-Mutter dann noch weiter in das Innere fliehen und dadurch die Friedensverhandlungen verzögert werden könnten; auch wäre nicht abzusehen, ob nicht durch die Besetzung von Paotingfu die augenblicklich noch ruhigen mittleren Provinzen Chinas ebenfalls mit in die Bewegung gezogen werden könnten. Andererseits sprach er sich dahin aus, daß die Kaiserin-Mutter bei entsprechendem Druck der Mächte nicht anstehen würde, den Prinzen Tuan vergiften zu lassen und auch sonst weitergehende Sühneopfer zu bringen. Ich erwiderte, daß eine Operation auf Paotingfu zur Zeit von mir noch nicht befohlen sei.

Hierbei melde ich gleichzeitig, daß ich allerdings schon mit dem englischen General Gaselee ein gemeinsames Vorgehen auf Paotingfu von Peking und Tientsin aus ins Auge gefaßt hatte, den Termin der Ausführung mir aber vorbehalten habe und vorbehalten mußte, da die Ausschiffungen der für das deutsche Expeditionskorps dazu erforderlichen Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke noch nicht erfolgt sind.

Die in meinem früheren Berichte bereits angedeuteten unpraktischen Verladungen in den Schiffen haben sich hierbei besonders fühlbar gemacht.

---

[1]) Hauptmann Cluzeau, vgl. den Bericht vom 23. November 1901.

[2]) Aus Peking. Nach einer späteren Tagebucheintragung des Verfassers (vom 21. Oktober) „augenscheinlich in der Hoffnung, das diplomatische Korps nachzuziehen und damit die Zurücknahme der Truppen aus Peking einzuleiten". Giers kehrte am 19. nach Peking zurück, wo der Feldmarschall inzwischen eingetroffen war. Dieser notiert am 22. Oktober im Tagebuch: „Er [Giers] wird sich [in Peking] redlich bemühen, die Einigkeit der übrigen Mächte zu stören. Die russische Politik ist entsetzlich perfide."

[3]) Tagebuch, 2. Oktober: „Er machte sofort Versuche, mich auszuhorchen. Mit dem diplomatischen Korps in Peking hat er auf schlechtem Fuße gestanden."

So sind z. B. in der „Phönicia“, welche das ganze 4. Regiment an Bord hatte, die Feldgeräte und Mäntel der Mannschaften ganz unten im Schiff verstaut, darüber eine Gebirgsbatterie und andere Fahrzeuge und über allem 400 Tonnen Hafer; erst seit gestern hat darangegangen werden können, den Hafer zu entladen. Auch die Transporte von hier nach Peking bieten große Schwierigkeiten. So ist selbst die Marine-Infanterie noch nicht mit ihrer ganzen Bagage versehen; ein erheblicher Teil derselben fährt noch in Dschunken den Peiho hinauf. — Einstweilen habe ich Vorsorge getroffen, daß mit den Arbeiten an dem Hafen von Tschingwantau[1]) und der Verbindungsbahn nach der etwa drei Kilometer entfernt liegenden Station unverzüglich begonnen wird; auch werden die Russen es sich angelegen sein lassen,[2]) die zerstörten Teile der Eisenbahn Schanhaikwan—Tongku wieder in Betrieb zu setzen, sodaß ich hoffen kann, auch für die Winterszeit eine gesunde Basis für unseren hiesigen Aufenthalt in Besitz zu haben.

Auch beim Ordnen dieser Angelegenheit trat die Spannung, welche zwischen Russen und Engländern herrscht, aufs neue, und zwar in ziemlich schroffer Weise zutage. Die Engländer wünschen dringend, den russischen Gelüsten auf Erweiterung ihrer Interessensphäre in der Provinz Petschili dadurch entgegenzuwirken, daß der Betrieb der Eisenbahn Schanhaikwan—Tongku, welche allerdings größtenteils mit englischem Kapital gebaut zu sein scheint, entweder in chinesische Verwaltung zurücktritt oder wenigstens in deutsche Hände übergehen möchte. Dagegen haben die Russen alles in Bewegung gesetzt, um sich durch frühzeitige Inbesitznahme der Bahn auch deren Betrieb zu sichern.

Ich habe mich hierbei auf den rein militärischen Standpunkt gestellt und erklärt, daß es für mich ohne Belang sei, wer den Eisenbahnbetrieb besorge, wenn er nur überhaupt rein militärischen Zwecken diene, und die Bahn für alle verbündeten Mächte in gleicher Weise nutzbar gemacht würde. Da nun die Russen tatsächlich schon an der Wiederherstellung der Eisenbahn von Tongku bis Tangschan gearbeitet haben und auch die ersten waren, welche die Strecke von Tangschan bis Schanhaikwan benutzten, so habe ich heute dem russischen General Linewitsch[3]) das Zugeständnis gemacht, die Eisenbahn vollends wiederherstellen und in Betrieb nehmen zu dürfen. General Linewitsch, der übrigens immer mehr den Eindruck eines guten und ehrlichen Soldaten macht, hat dafür die Er-

---

[1]) Hafen und Eisenbahnstation dieses Ortes waren sofort nach Eintreffen der Kunde von der Räumung Schanhaikwans durch die Chinesen auf Befehl des Vizeadmirals Bendemann von deutschen Seestreitkräften in Besitz genommen worden.

[2]) „Russen“ bis „lassen“ vom Kaiser unterstrichen und am Rande ein Fragezeichen.

[3]) Befehlshaber der russischen Truppen in Tschili.

füllung aller vorerwähnten Bedingungen zugesagt, und wird darüber noch ein schriftlicher Vertrag aufgesetzt werden. Den englischen Ansprüchen habe ich entgegengehalten, daß wenn die englischen Unternehmer der Bahn in ihren Interessen geschädigt würden, sie sich an ihre Gesandtschaft wenden möchten; auch würde es erst Sache der Friedensverhandlungen sein, über derartige Ansprüche zu entscheiden. Dagegen habe ich den Engländern angeboten, für das wichtigste, unmittelbar am Meere gelegene Fort I von Schanhaikwan, auf dem sie als die ersten ihre Flagge gesetzt haben,[1]) den gemeinsamen Kommandanten zu ernennen.

Lihungtschang hat heute morgen 10 Uhr unter russischer Bedeckung Tientsin verlassen, um sich nach Peking zu begeben. Er ließ hinterher noch seine Karte bei mir abgeben.[2]) Den mir von Eurer Majestät für den russischen Generalmajor Stoessel mitgegebenen Orden[3]) habe ich demselben am Tage nach meiner Ankunft in Tientsin im Beisein aller zur Zeit hier anwesenden russischen Truppen, welche in Parade aufgestellt waren, in feierlicher Weise überreicht. Der General schien hochgeehrt und erfreut, brachte ein Hoch auf Eure Majestät aus und bat mich, der Vermittler seines alleruntertänigsten Dankes bei Eurer Majestät zu sein.

Der Gesundheitszustand der Truppen ist zwar noch nicht besorgniserregend, doch sind immerhin schon ca. 700 Kranke beim Expeditionskorps vorhanden. Es scheint, daß jeder, der nach China kommt, dem hiesigen Klima erst einen gewissen Tribut zahlen muß. Glücklicherweise tritt die Ruhr nicht gefährlich auf, und werden auch allseitig die größten Vorsichtsmaßregeln angewendet, um die Truppen vor Erkrankungen zu bewahren.

Schließlich darf ich noch hinzufügen, daß ich meinesteils alles tun werde, um den Verwüstungen, von denen ich bereits die Ehre hatte, Eurer Majestät ehrfurchtsvollst zu berichten, Einhalt zu tun, und daß ich zu diesem Zwecke den General Linewitsch aufgefordert habe, in diesem Sinne bei der ferneren Besetzung von chinesischen Ortschaften hinzuwirken.

---

[1]) Vgl. o. S. 19, Note 1.

[2]) Tagebuch, 7. Oktober: „Lihungtschang war — unter russischem Schutz — etwa gleichzeitig mit mir in Tientsin eingetroffen, bewohnte mit russischer Wache sein früheres Jamen in der Chinesenstadt, ist auch einmal von Kosaken eskortiert in einer Sänfte durch die Europäerstadt gezogen. Er hat sogleich Versuche gemacht, von mir empfangen zu werden, zuletzt durch den ihm beigegebenen russischen Staatsrat Korostowitsch. Ich ließ ihn ablehnend bescheiden. In Peking, wohin er sich am 5. auf einer großen Dschunke begeben hat, steht er nicht mehr unter russischem Schutz." — Der Vizekönig war in Peking als Bevollmächtigter für Friedensverhandlungen aufgetreten, aber wegen seiner russophilen Gesinnung nicht von allen Mächten anerkannt worden. Vgl. P. Marc, a. a. O., S. 73.

[3]) Den Roten Adlerorden II. Klasse mit Stern, in Anerkennung seiner Führung russischer und deutscher Truppen bei Tientsin. St. kommandierte die 3. ostsibirische Schützenbrigade.

Den Gebräuchen der Japaner, welche in dieser Beziehung auch nicht zurückhaltend sind, wurde bei Schanhaikwan bereits dadurch entgegengewirkt, daß eine deutsche Kompagnie das Haupteingangstor besetzte und die Japaner an der Besitzergreifung der Stadt verhinderte. Soll die Ordnung bald wiederhergestellt und die chinesische Bevölkerung veranlaßt werden, in die verlassenen Orte zurückzukehren, oder neu zu besetzende nicht zu verlassen, so muß bei friedlichem Verhalten der Einwohner das Privateigentum respektiert und jeder willkürlichen Ausschreitung auf diesem Gebiet energisch entgegengetreten werden.

Ich habe mein Hauptquartier noch nicht nach Peking verlegt, da es auch mir noch an Pferden und Dschunken für den Transport mangelt.

Bericht vom 7. Oktober (Tientsin)

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät verfehle ich nicht im Anschluß an mein Telegramm vom heutigen Tage über eine Unterhaltung mit dem Oberst Prinz Engalitschew Nachstehendes alleruntertänigst zu berichten:

Der Oberst ließ sich heute durch meinen Adjutanten bei mir melden unter dem Zusatze, daß ich ihn zu einer ganz vertraulichen Unterredung empfangen möge. Er sagte mir, es läge ihm sehr am Herzen, um Mißverständnissen vorzubeugen und auch im Interesse unserer Länder, mich über einige Punkte der russischen Politik offen aufzuklären. Seine Majestät der Kaiser Nikolaus habe sehr gern seine Bereitwilligkeit erklärt, seine Truppen in Petschili mir zu unterstellen, und es würde ihm zur besonderen Befriedigung gereicht haben, wenn es mir vorbehalten gewesen wäre, mit den vereinigten Truppen Peking zu erobern. Daß dies durch die Umstände verfrüht unter Leitung eines russischen Generals[1]) geschehen, sei Allerhöchstdemselben des Verhältnisses zu China wegen nicht einmal angenehm. Als die Nachricht von der Einnahme Pekings eingegangen war, hätte Seine Majestät die politische Lage als eine wesentlich veränderte und meine Sendung nach China als nicht mehr nötig erachtet; Rußland sei durch Einnahme Pekings zunächst befriedigt und sei nicht geneigt, zur Erfüllung gewisser Forderungen einen weiteren militärischen Druck auszuüben. Es sei ihm, dem Prinzen Engalitschew, sehr wohl verständlich, daß das genau mit meinem Eintreffen in China begonnene, aber schon seit Wochen beschlossene Zurückziehen der russischen Truppen von Peking und weiterhin aus Tschili mich peinlich berühren müsse; er hoffe indes, daß ich die politischen Motive[2]) doch anerkennen würde. Was die

[1]) Linewitsch.
[2]) Über sie vgl. Pierre Marc, a. a. O., S. 68 ff.

weiteren russischen Absichten anlange, so seien diese darauf gerichtet, sich einen dauernden und möglichst alleinigen Einfluß in Tschili zu sichern. Daß auf diesem Gebiete eine Einigung mit Deutschland unschwer sein würde, glaube er, läge in früheren Abmachungen begründet, die den Gelben Fluß als Grenze der beiderseitigen Einflußsphären normiert haben. Ganz anders läge es mit England, das seit Jahren unausgesetzt bestrebt sei, in Tschili durch Eisenbahnbauten, Bergwerksunternehmungen und kommerzielle Verbindungen aller Art sich Einfluß zu schaffen. Es könne dies Rußland zu einem unerträglichen Zustand führen. Aus diesem Grunde hauptsächlich sei Rußland seit Beginn der chinesischen Wirren bestrebt gewesen, die Eisenbahn Schanhaikwan—Tongku—Tientsin—Jangtsun—Peking, in der große englische Kapitalien angelegt und zahlreiche Engländer angestellt sind, in Besitz und Betrieb zu nehmen. Seit Räumung Pekings[1]) habe die Strecke Jangtsun—Peking für sie allerdings an Interesse verloren. Es sei ihre Absicht, unter allen Umständen die Bahn in Besitz zu behalten, um sich für den Friedensschluß ein Faustpfand zu sichern, vielleicht sogar durch den Friedensschluß in dauernden Besitz der Bahn zu kommen. Sehr besorglich würde es russischerseits daher aufgefaßt, daß England bei Schanhaikwan und Tschingwantau erheblich mehr Truppen gelandet habe, als zur reinen Etappenbesetzung nötig seien.

Der Oberst kam dann mit einigen Umwegen und mehrfach betonend, daß seine Äußerungen ganz vertraulich seien, darauf, mir zu sagen, daß ein freundliches Verhalten der deutschen Politik in dieser für Deutschland doch unwesentlichen Frage russischerseits mit ganz besonderer Dankbarkeit entgegengenommen werden würde, versuchte auch durch schöne Worte mich persönlich in solcher Richtung zu engagieren. Weiterhin war er auch so unbefangen, der Ansicht Ausdruck zu geben, daß zu einem wirksamen Druck auf China Deutschland am besten gelangen würde durch eine Operation mit starken Truppen im Jangtsetale.

Ich habe mich dem Prinzen gegenüber vorwiegend zuhörend verhalten und ihn daran erinnert, daß ich die uns nun seit zehn Tagen beschäftigende Eisenbahnangelegenheit, wie ihm bekannt, allein vom Standpunkt des Oberbefehlshabers der verbündeten Truppen in Tschili behandelt habe, daß es mir nur darauf ankomme, für die verbündeten Truppen eine sichere Basis für den Winter zu haben, und daß ich den russischen Wünschen — entgegen dem Drängen der englischen, japanischen und amerikanischen Generale — weit entgegengekommen sei, indem ich mich mit dem Ausbau und Betrieb der Bahn durch Rußland einverstanden erklärt habe, nur unter der Bedingung, daß der Betrieb ausschließlich den Interessen der verbündeten Truppen nutzbar gemacht würde und daß das rollende Mate-

[1]) Durch die Russen. Sie begann am 31. August. Vgl. Marc, a. a. O., S. 73.

rial auch in dem Betrieb der durch meine Anordnungen herzustellenden Strecke Jangtsun—Peking Verwendung fände.

Der Oberst erbat sich hierauf die Erlaubnis, nach Port Arthur zum Admiral Alexejew fahren zu dürfen, um über diese Eisenbahnabmachungen mit ihm zu sprechen und seine Genehmigung dazu einzuholen, zu der höchstwahrscheinlich derselbe noch einer Anfrage in Petersburg bedürfen würde; er fügte hinzu, daß Generalleutnant Linewitsch allerdings in Tschili russischer Oberbefehlshaber sei, in Verwaltungssachen aber dem Admiral Alexejew unterstände.[1])

Ich erwiderte dem Oberst, daß ich gegen eine Reise zum Admiral nichts einzuwenden habe, erinnerte ihn aber daran, daß unsere Abmachungen mündlich fest abgeschlossen seien, und zwar vom General Linewitsch und ihm einerseits, von mir andererseits in Gegenwart meines Chefs des Generalstabes, Generalmajor v. Schwarzhoff, des Oberquartiermeisters Generalmajor v. Gayl und des Obersten Graf Yorck; ich hätte sie in vollstem Vertrauen als endgültig abgeschlossen betrachtet. Die Mitteilung, daß Generalleutnant Linewitsch in solchen Fragen dem Admiral Alexejew unterstände, komme mir vollständig überraschend und könne in der Abmachung unmöglich etwas ändern.

Der Oberst kam dann noch einmal auf das Verhältnis Rußlands zu England zurück und sagte, ich würde in Peking in Sir Claude Macdonald einen der entschiedensten Feinde Rußlands kennen lernen, dessen Verhalten vielfach verletzt habe. — Von Lihungtschang, den er vorgestern hier gesprochen hat, meinte er mit einiger Sicherheit zu wissen, daß er Rußland und England gleichzeitig die vertrauliche Nachricht habe zugehen lassen, die chinesischen Truppen würden die Werke von Schanhaikwan nicht verteidigen,[2]) sobald ein Feind sich zeige.

Bericht vom 9. Oktober (Tientsin).

[. . .] Infolge der noch bei weitem nicht erreichten vollen Operationsfähigkeit des deutschen Expeditionskorps bin ich verhindert gewesen, eine Truppenverwendung auf weitere Entfernung und in größerem Maßstabe eintreten lassen zu können, und hatte ich mich bisher darauf beschränkt, die Besatzung von Peking durch zwei notdürftig ausgestattete Bataillone (2. Inf.-Rgt. 1., 2. Inf.-Rgt. 2.) zu verstärken und durch Bereitwilligkeit des Divisionsgenerals Voyron eine Sicherung meiner linken Flanke, also in der Richtung des Kaiserkanals, herbeizuführen.

---

[1]) Unter dem 22. Dezember heißt es im Tagebuch vom Admiral Alexejew, daß er etwa die Stellung eines Generalgouverneurs von Ostsibirien einnehme und viel gehört werde.

[2]) Vgl. o. S. 19, Note 1.

Nachdem nunmehr wichtige Ausrüstungsstücke eingetroffen sind, habe ich eine größere Expedition nach Paotingfu organisiert, da ich es für dringend nötig erachte, den Chinesen meine Macht und die Absicht von ihr kräftigen Gebrauch zu machen, zu zeigen, und da ich ferner mir die Überzeugung gebildet habe, daß die Besitznahme von Paotingfu, einer sehr volkreichen Stadt und Hauptstadt der Provinz Petschili, in der sich nach guten Nachrichten eine große Zahl aus Peking entflohener höherer Beamter befindet, geboten ist. [. . .][1])

Da ich auf englischer Seite anerkennenswertes Entgegenkommen fand, sich dem Befehle eines französischen Generals zu unterstellen, so trat ich mit dem Divisionsgeneral Voyron darüber in Verbindung, daß er den Befehlshaber der Kolonne Tientsin stellen möge.

Augenscheinlich haben einige Bedenken französischerseits stattgefunden, die ich darauf zurückführen möchte, daß ich besondere Hintergedanken dabei verfolgen könne; es wurde mir dann aber der Brigadegeneral Bailloud zur Verfügung gestellt. Ich möchte glauben, daß diese Unterordnung deutscher Truppen unter einen französischen General Eurer Majestät Beifall finden wird.

Sowohl die Persönlichkeit des Generalmajors v. Kettler,[2]) wie die des französischen Generals, auch der hervortretende freundliche Verkehr deutscher und französischer Offiziere bürgen mir dafür, daß die Expedition ohne einen Mißklang abgehen wird. Ich habe die beiden Kolonnenführer angewiesen, etwa in sieben Tagen ihr Ziel zu erreichen, im Vorschreiten aber Fühlung zu nehmen und den Stoß auf Paotingfu zusammen auszuführen, womöglich unter Umklammerung durch weit ausholende Kavallerie. Ich verspreche mir, wenn die Unternehmung gelingt, einen erheblichen moralischen Erfolg und vermag mich der mir gegenüber zum Ausdruck gebrachten Auffassung des russischen Gesandten v. Giers nicht anzuschließen, daß durch Besetzung Paotingfus die weitere Flucht des Kaiserlichen Hofes in das Innere veranlaßt werden würde. Eine Warnung dieses Herrn schien mir sogar eine Bestätigung dafür zu sein, daß ich mich auf richtigem Wege befände; nach mehrfachen hier vorliegenden Nachrichten ist diese Flucht auch längst erfolgt. Die feste Überzeugung, daß dem Asiaten nur Macht und deren rücksichtsloser Gebrauch imponiert, wird mich auch fernerhin in meinen Handlungen leiten.

Die von mir angestrebte baldige Übersiedelung meines Hauptquartiers nach Peking ist einerseits erschwert worden durch die nur hier zu führen-

---

[1]) Folgen Angaben über die beiden Kolonnen für die Unternehmung auf Paotingfu; die eine ging von Peking aus unter dem Befehl des englischen Generalleutnants Gaselee, die andere von Tientsin unter dem französischen Brigadegeneral Bailloud.

[2]) Führer der deutschen Truppen in der Kolonne Bailloud.

den wichtigen Verhandlungen in der Eisenbahnangelegenheit Schanhaikwan—Peking und durch den Mangel an Transportmitteln für die Überführung des immerhin erheblichen Apparates.

Nunmehr bin ich so weit, daß den 13. der Abmarsch beginnt, der in vier Tagen bewirkt werden wird. Der größte Teil des Gepäcks geht auf Dschunken in fünf Tagen den Peiho hinauf. Die Masse der Fahrzeuge und Geschirre meines Hauptquartiers ist noch heute nicht in Taku angelangt, so daß hier andere Transportmittel haben besorgt werden müssen. An Pferden ist jeder Offizier nur mit den unbedingt nötigen versehen.

Ich halte es für meine Pflicht, hier noch einmal auf die Angelegenheit der Ausschiffungen in Taku zurückzukommen.

Es ist jetzt schon mit Sicherheit zu übersehen, daß Transporte der zweiten Staffel eintreffen, noch ehe die Transportschiffe der ersten ganz entleert sein können. Dem Mangel an geeigneten Leichtern hoffe ich in einigen Tagen durch Beschaffung solcher von Japan abzuhelfen; es bleibt dann aber immer die große Schwierigkeit, die durch die ganz unlogische Befrachtung der Transportschiffe geschaffen ist. So haben beispielsweise die 4500 Kisten des Lazarettreservedepots, deren Ausschiffung noch Wochen Zeit gehabt haben würde, obere Räume eines Schiffes ausgefüllt, während unter ihnen Deichseln in Kisten verstaut waren, die nicht auffindbar gewesen sind, während die zugehörigen Wagen längst ausgeschifft waren. Es haben von Batterien die Lafetten, die Geschützrohre, die Geschosse und die Zünder im selben Schiff an vier weit voneinander getrennten Stellen Platz gefunden und haben sich noch nicht in allen Fällen wieder zusammengefunden. Noch fehlen dem 4. Infanterieregiment sämtliche Mäntel, die weit unten in einem Schiffsraume liegen sollen, und dergleichen vieles mehr. Nach einer mir heute vorgelegten Meldung des Expeditionskorps kann vor dem 24. Oktober, abgesehen von den Aufschüben durch Witterungsverhältnisse, die Entladung der Schiffe der ersten Transporte nicht beendet sein. Die Schnelligkeit, mit der die Beladung der Schiffe in Bremerhaven hat vor sich gehen müssen, ist mir wohl bekannt, daß es aber an Sachverständnis für den gegebenen Zweck gänzlich gemangelt haben muß, mir ebensowenig zweifelhaft.[1])

---

[1]) Tagebuch, 4. Oktober: „Gelegentlich einer Spazierfahrt, bei der ich den Gesandten v. Mumm aufsuchte [...], hatte ich zum ersten Male den vom Kriegsministerium mitgeschickten Landauer benutzt, der mit Artillerie-Stangenpferden vom Sattel gefahren wurde. Ein sehr unzweckmäßiger Wagen. [In Peking machte Verfasser mit ihm bessere Erfahrungen.] Die ganze Ausrüstung ist gar zu hastig erfolgt. So sind denn auch unsere Soldaten von allen hier befindlichen am unpraktischsten angezogen. Die Strohhüte, die schon für die Tropen ungeeignet waren, sind es vollends für die jetzige Jahreszeit. Die Imitation des englischen Khaki ist gänzlich mißlungen und sieht abscheulich aus. Unsere Zelte sind sehr unzweckmäßig für einen Krieg in China, noch mehr alle Transportmittel." [Am 17. Oktober:] „Unsere

Über den Gesundheitszustand des Expeditionskorps kann ich berichten, daß derselbe in Tientsin-Tongku zu ernsten Bedenken Veranlassung nicht gibt, wohl aber in Peking bei den beiden Marine-Infanteriebataillonen. Während hier auf etwa 10 000 Köpfe ein Krankenbestand von 420 Köpfen ist, vorwiegend Ruhr in meist leichterer Form und nur wenig Typhuserkrankungen stattgefunden haben, hat die Marine-Infanterie einen Bestand von 200 Kranken, und vorwiegend an Typhus. Ich beabsichtige daher, mit Eintreffen der Verstärkungen die Marine-Infanterie von Peking zurückzuziehen, und wenn die sonstigen Verhältnisse es zulassen, nach Tsingtau zu senden. Die hiesigen Lazaretteinrichtungen sind die denkbar besten, indem zwei große, zu Schulzwecken dienende Gebäude dazu eingerichtet sind. Die Frage der Erwärmung für den Winter ist allerdings bisher noch nicht gelöst. — Besonders durch Krankheiten heimgesucht sind die Japaner, so daß selbst in Tientsin täglich 5—6 Todesfälle vorkommen. Es scheint auch, als wenn die kalten Nächte anfingen, die indischen Truppen anzugreifen.

In der Angelegenheit der Fahrbarmachung der Eisenbahn Schanhaikwan—Peking bin ich bei der Unzuverlässigkeit jedweder russischen Angabe noch heute nicht so weit, ein Urteil über die Fertigstellung der Bahn abzugeben, habe die Hoffnung aber noch nicht verloren, daß gegen Ende November der Betrieb erfolgen kann. [. . .]

An Treiben meinerseits auf allen Gebieten fehlt es nicht. Es sind nur gar zu viele Reibungen zu überwinden, gegeben durch die sieben zusammenwirkenden, manchmal aber unter sich entgegenwirkenden Nationen, ferner dadurch, daß bei allen Handlungen, die mit den Flotten zusammenhängen, gemeinsame Admiralsberatungen vorhergehen, und endlich durch die langsame Verbindung der einzelnen Stellen untereinander. So ist noch heute keine sichere telegraphische Verbindung mit Peking (in fünf Tagen hoffe ich sie zu haben), noch heute keine telegraphische Verbindung nach Schanhaikwan, und die Beförderung eines Briefes von hier zur Reede Taku erfordert fast 24 Stunden.[1])

In Peking ist die Unterbringung des Armeeoberkommandos im sogenannten Winterpalast,[2]) in dem Kaiserin und Kaiser gewohnt haben, in

Marine-Infanterie, die bisher Tropenanzüge trug, hat nunmehr die geschonten blauen Anzüge und sieht aus wie zu einer Parade gekleidet."

[1]) Tagebuch, 17. Oktober: „Der Weg [von Tientsin nach Peking] war bezeichnet durch Telegraphenleitungen von vier Nationen. Jede will möglichst selbständig sein — wie hier bei allen Einrichtungen —, die Folge ist, daß noch nicht ein Telegraph wirklich sicher arbeitet."

[2]) Der Winterpalast, das Quartier des Feldmarschalls, lag innerhalb der Tatarenstadt, dem nördlichen Teil Pekings, westlich des Lotossees und der sog. „Verbotenen Stadt", in welcher sich ebenfalls eine kaiserliche Palastanlage befand, die aber nicht okkupiert wurde. Vgl. u. S. 34.

Vorbereitung begriffen, und ist dasselbe seit dem 3. d. M. von Generalmajor v. Hoepfner übernommen worden.[1]) Auch hierbei bin ich auf russische Unzuverlässigkeit und Hinterlist gestoßen. Dieses Palais, unter russischem Schutze gewesen und durch Siegel verschlossen (allerdings sollen diese sehr häufig geöffnet und wieder geschlossen worden sein), ist tatsächlich eines großen Teiles seines Inhaltes und namentlich größerer Wertsachen beraubt. (Kleinere wertvolle Sachen soll der Kaiserliche Hof bei seiner Flucht mitgenommen haben.) Da mir dies bekannt war, hatte ich den Generalmajor v. Hoepfner beauftragt, bei der Übernahme des Palastes von den Russen unter Zuziehung chinesischer Beamter ein genaues Inventar des ganzen Inhalts aufnehmen zu lassen, um sicher zu sein, daß fehlende Gegenstände der deutschen Okkupation nicht zur Last gelegt werden können. Generalleutnant Linewitsch hat sich der drohenden Verlegenheit dadurch zu entziehen gewußt, daß er die Übergabe nicht an General v. Hoepfner, wie ich ihm aufgetragen, sondern an Chinesen bewirkt hat, so daß der General erst von diesen wieder und nachdem 36 Stunden vergangen waren, die Übernahme bewirken konnte.

[. . .] Ich werde bestrebt sein, darauf zu sehen, daß taktvollste Behandlung der ganzen Räumlichkeiten vorwaltet und natürlich zur sofortigen Räumung schreiten, wenn eine Wiederkehr des Kaisers in Aussicht stehen sollte.

Bericht vom 13. Oktober (Tientsin).

[. . .] Die Art des Angriffs auf die Peitang-Forts im Verein mit anderen mir zugegangenen Nachrichten hat mich zur Überzeugung gebracht, daß zwischen Russen und Chinesen eine Verabredung vorgelegen hat, und es ist auch den Chinesen gelungen, mit der ganzen Besatzung unbehelligt abzumarschieren. An Toten sind in den Forts nur ganz wenige vorgefunden und Gefangene nicht gemacht worden. Für die Befestigungen von Schanhaikwan und Tschingwantau scheint ähnliches verabredet gewesen zu sein, und zwar wahrscheinlich durch Vermittlung Lihungtschangs. Ein in Fort I von Schanhaikwan vorgefundener Zettel macht die Vermutung nahezu zur Gewißheit. Daß es einem englischen Kanonenboot gelungen ist, durch Landen von Mannschaften den für die Russen vorbereiteten Erfolg diesen zu entziehen, hat die Mißstimmung zwischen Russen und Engländern gesteigert. Die Einnahme der Peitang-Forts

[1]) Tagebuch, 8. Oktober: „Von vornherein habe ich hier erklärt, in Peking nur im Winterpalais zu wohnen. Die Russen [. . .] machten alle möglichen, zum Teil unverschämten Einwendungen. Auf die Andeutung, daß es unter russischem Schutze stände, erklärte ich, daß ich mich dort unter russischem Schutze sehr wohl fühlen werde."

wurde von Admiral Alexejew dem zu seiner Verfügung[1]) stehenden Generalleutnant Stackelberg übertragen, der mit den Truppen in Tschili sonst in gar keinen Beziehungen steht. Es kam wohl darauf an, dem vornehmen General zum Georgsorden zu verhelfen.

Die Operation auf Paotingfu ist seit gestern im Gang. Während der Brigadegeneral Bailloud für die von hier abmarschierenden Truppen einen durchaus sachgemäßen Befehl gegeben hat, ist dies vom Generalleutnant Gaselee — dem ich den Major Freih. Marschall beigegeben habe — nicht zu erreichen gewesen. Er hat die Führer der einzelnen Kontingente am 11. zusammenberufen und nach langen Unterhandlungen, in denen sein Generalstabschef ihn wiederholt rektifiziert hat, ihnen nur aufgegeben, am 12. einen gewissen Punkt etwa zwanzig Kilometer südlich Peking zu erreichen. Kein Wort über Abmarschzeiten, über Aufklärung, Marschstraßen, den gewaltigen Troß usw. Die Engländer führen auf 21 Tage Lebensmittel bei sich. Das, was ich durchaus vermeiden wollte, eine Art Wettlauf der einzelnen Kontingente, wie es vor meinem Eintreffen bei allen gemeinsamen Operationen stattgehabt hat, scheint sich auch hier wieder vorzubereiten.

Seit einigen Tagen haben die Nachrichten sich gemehrt, daß in dem Raum Tientsin—Peking—Paotingfu und auch weiter südlich erhebliche Boxerscharen ihr Unwesen treiben und die Bevölkerung terrorisieren, ebenso aber auch, daß bei Paotingfu stärkere chinesische Truppen stehen sollen — die Stärkeangaben variieren außerordentlich —, die mit Boxern Kämpfe gehabt haben sollten. Ich habe befohlen, daß alle Ortschaften, die die Truppen berühren, nach Boxern gründlich durchsucht werden und jeder Ergriffene erschossen wird. Sollte es sich herausstellen, daß in der Tat chinesische Truppen mit Bekämpfung der Boxer betraut sind, also gegen uns nicht fechten wollen, so habe ich die Generale dahin instruiert, daß sie mit chinesischen Truppenführern darauf in Unterhandlung treten dürfen, daß diese, wenn sie Paotingfu räumen und bis zu einer Linie, etwa durch den Breitengrad 50 Kilometer südlich Paotingfu bezeichnet, zurückgehen wollen, unbehelligt bleiben sollen. Ich habe dies angeordnet in der Hoffnung, auf diesem Wege vielleicht den Anfang zu Friedensverhandlungen vorzubereiten.

Es ist meine Absicht, nachdem die Verstärkungen gelandet sein werden, das deutsche Expeditionskorps so zu verteilen, daß die 1. ostasiatische Brigade in Peking, die 2. in Paotingfu, die 3. in Tientsin dauernd untergebracht werden sollen. In Paotingfu wird wahrscheinlich gleichzeitig ein französisches Detachement stehen bleiben. Während die Franzosen

[1]) Dem Feldmarschall unterstanden nur die russischen Landstreitkräfte in Tschili. Vgl. o. S. 2, Note 2.

auch weiterhin die Sicherung von Tientsin südlich längs des Kaiserkanals übernehmen, werden die Russen längs der Eisenbahn Jangtsun—Tientsin—Tongku—Schanhaikwan untergebracht werden und speziell den Bahnschutz übernehmen. Ihre Gesamtstärke wird, wie es scheint, zwei Brigaden betragen, doch bin ich daran gewöhnt, alle russischen Angaben mit Vorsicht aufzunehmen. Da in Peking das italienische Detachement verbleiben wird und ebendaselbst von England, Frankreich und Japan Truppen in der Stärke von je 3000—4000 Mann, von Amerika 1400 Mann verbleiben wollen, so halte ich dafür, daß diese Stadt, die sich als bei weitem geringer bevölkert herausstellt, als man bisher angenommen, und die durch Verwüstungen sehr gelitten hat, doch verhältnismäßig sehr stark belegt sein würde und ausreichend Kräfte enthält, um laufend Unternehmungen in der weiteren Umgebung vorzunehmen. In Tientsin, welches durch die europäischen Settlements erheblich bessere Unterkunftsverhältnisse bietet, wird England, Frankreich, Japan und auch Rußland Kräfte, die zwischen 5000 und 2000 Mann variieren, belassen. Ganz genaue Angaben über die Stärken der fremden Kontingente sowohl in Peking wie in Tientsin sind für mich um so schwerer zu erhalten, als sie fortwährend Wandlungen, durch Befehle aus der Heimat veranlaßt, unterliegen.

Die Ausladungen der Transportdampfer des deutschen Expeditionskorps sind in den letzten Tagen besser vonstatten gegangen, so daß ich sie bis zum 15. als vollzogen erhoffe. [...]

Der Gesundheitszustand der Truppen fängt langsam an sich zu verschlechtern. Das Hauptleiden besteht in Ruhr. Bei den schon recht kühlen Nächten machte sich für die Wachen das Fehlen der Mäntel sehr bemerkbar und hat zu vielen Erkältungen geführt, die in Ruhr zum Ausdruck kamen. Seit heute ist das Expeditionskorps, so weit es ausgeschifft ist, mit Mänteln versehen. [...]

Bericht vom 17. Oktober (Peking).[1]

[...] Der Abmarsch des Armeeoberkommandos von Tientsin nach Peking erfolgte in zwei Staffeln am 13. und 14. d. M. Da die Fahrzeuge noch nicht auf der Takureede angelangt waren, war es nur möglich, den Marsch mit Hilfe von 60 mir von Generalleutnant Linewitsch geliehenen russischen einspännigen Regimentskarren auszuführen. Die Masse der großen Bagage und Lebensmittel ist auf Dschunken von Tientsin bis Tungtschu befördert worden, von wo aus sie Peking auf dem Landwege erreichen. [...] Der ganze durchrittene Weg bis dicht vor

[1]) Diese Ortsangabe gilt stets im folgenden, wenn nichts anderes bemerkt ist.

Peking war ein Bild der Verwüstung. (Tschankiawan soll 60 000, Tungtschu 150 000 Einwohner gehabt haben.) Nur selten war ein Haus intakt geblieben, sonst alles Schutthaufen, größere Gebäude, wie Tempel, mindestens innerlich stark verwüstet, alle Buddha- und sonstigen Götzenbilder zertrümmert. Wie breit die Verwüstungsstraße abseits der Marschstraße der verbündeten Armeen von Tientsin auf Peking sein mag, ist mir nicht möglich gewesen festzustellen, ich glaube aber, nicht sehr erheblich. Auf dem durchzogenen Strich von Taku über Tientsin bis Peking sind aber nach mäßigen Schätzungen eine halbe Million Menschen obdachlos geworden und haben sich in der weiten Umgebung ausgebreitet. Seit einigen Tagen haben sich in der Stadt Tungtschu, wo sich durch das Entladen und Beladen der Dschunken Verdienst für chinesische Arbeiter findet, Einwohner einzufinden angefangen; bis dahin habe ich diesseits Tientsin aber auch noch nicht 50 Chinesen mit eigenen Augen gesehen.

Am 17. Oktober erreichte ich Peking, einer Vereinbarung mit Generalmajor v. Hoepfner zufolge um 11 Uhr vormittags das Eingangstor in der Nähe der südöstlichsten Ecke der Umfassungsmauer von Peking durchreitend. Hier erwarteten mich die Generale der in Peking stehenden internationalen Truppen, und zwar der japanische Generalleutnant Jamagutschi als ältester, dann die englischen Generalmajore Barrow und Stuart, die amerikanischen Generale Chaffee und Wilson, von Frankreich, Italien und Österreich die ältesten kommandierenden Offiziere. Generalmajor v. Hoepfner war mir bereits eine Strecke entgegengeritten gekommen.

Nach erfolgter Begrüßung begann ich meinen Einzug in die Stadt, vorauf je eine Eskadron amerikanischer und indischer Kavallerie. Hinter mir ritten die genannten Generale und sodann mein Stab und zahlreiche Offiziere aller Kontingente. Den Schluß bildete eine japanische Eskadron. Unmittelbar hinter mir folgte die Kommandoflagge. Beim Eintritt in das erste Tor gab deutsche Artillerie aus auf der hohen Mauer aufgestellten chinesischen Geschützen den Salut, während eine japanische Batterie mich beim Eintritt in das Winterpalais von der Marmorbrücke[1]) aus begrüßte. Auf meinem ganzen mehr als eine Stunde währenden Ritte standen Truppen Spalier. Was von Europäern in Peking anwesend, war zugegen; auch hatten sich zahlreiche Chinesen eingefunden, das Schauspiel zu sehen. Mein Weg zum Winterpalais führte über den Lotosteich über eine nur schmale Brücke, die für meinen Ritt aber gewählt worden war, weil Europäer sie bisher nie betreten durften. [. . .]

[1]) Über den Lotossee zu dem „Winterpalais" führende Brücke.

Nachdem ich mich von den fremden Offizieren verabschiedet, trat ich in das Winterpalais ein, empfangen von den Mitgliedern der Gesandtschaft. Ich behalte mir vor, in meinem nächsten Berichte über die Anlage und Beschaffenheit dieses Palastes eingehend Bericht zu erstatten, möchte nur hier schon die alleruntertänigste Meldung machen, daß von allen fremden Generalen mir zum Ausdruck gebracht worden ist, wie richtig mein Entschluß gewesen, hier mein Hauptquartier aufzuschlagen.

Die Eurer Majestät im vorigen Berichte gemeldete Operation auf Paotingfu muß heute ihr Ziel erreicht haben, doch fehlen mir noch die Meldungen darüber. Während des Vormarsches haben die Truppen mehrfach die Spuren von Kämpfen chinesischer Truppen mit Boxern gefunden und sind am Eingang verschiedener Ortschaften durch die aufgestellten Köpfe hingerichteter Boxerführer begrüßt worden. Ich halte es für festgestellt, daß sowohl Lihungtschang, als Prinz Tsching ihren ganzen Einfluß aufbieten, die Boxerbewegung zu unterdrücken, und ich möchte glauben, daß dies nunmehr durch die Besetzung von Paotingfu in dem ganzen Raume Tientsin—Peking—Paotingfu als vollzogen zu betrachten sein wird.

Weniger günstig in dieser Richtung sieht es auf dem linken Peihoufer, namentlich in seinem oberen Laufe, aus, wohin es bisher noch nicht möglich war Truppen zu entsenden. Ich habe nunmehr Generalleutnant Linewitsch aufgefordert, durch kleine Kolonnen dazu mitzuwirken; es werden französische und japanische kleinere Kolonnen zu gleichem Zwecke von hier aus aufbrechen, und ich habe dem Generalleutnant v. Lessel aufgegeben, daß das 1. Bataillon 1. ostasiatischen Regimentes den Marsch auf Peking nicht auf der Etappenstraße, sondern auf dem linken Peihoufer bewirken soll.

Um die bisher sehr zersplitterten Verbände des deutschen Expeditionskorps herzustellen, habe ich nämlich die 1. und 2. Kompagnie des 1. ostasiatischen Regiments in Schanghai und die 3. und 4. Kompagnie in Tongku durch je zwei 9. Kompagnien der zweiten Staffel ersetzen lassen, so daß das geschlossene 1. Bataillon nunmehr den Marsch auf Peking antreten konnte.

Auf wiederholte Bitte des Kapitäns zur See Jaeschke, Gouverneurs von Kiautschu, um zeitweise Verstärkung, habe ich eine weitere 9. Kompagnie für einige Wochen nach dorthin beordert.

Daß eine Beruhigung der Bevölkerung allmählich Platz greift, darauf weisen mancherlei Anzeichen hin.

Bericht vom 22. Oktober.

[...] Bei der Eroberung Pekings durch die verbündeten Truppen wurde die Stadt von ihnen etwa so belegt, wie das Eindringen in dieselbe erfolgt war, dabei fiel den Russen das Winterpalais in die Hand, die schon

tags zuvor auch das 15 Kilometer nördlich gelegene Sommerpalais besetzt gehabt hatten.

Die sogenannte „Verbotene Stadt", ein inmitten der Kaiserstadt gelegenes, durch hohe Mauern abgegrenztes Rechteck, die frühere Residenz der Kaiser,[1] wurde auf Grund einer Vereinbarung der Gesandten und ältesten Generale von der Besetzung durch die Truppen ausgeschlossen und nur ein Durchmarsch von Truppen aller Kontingente zugelassen. Von den vier Toren wurden besetzt und sind es noch heute drei von den Japanern, eins von den Amerikanern. Ich halte diesen Beschluß für einen sehr verderblichen, und der geistige Urheber scheint Herr v. Giers gewesen zu sein. Den Chinesen gegenüber macht eine derartige Maßregel nur den Eindruck der Schwäche. Ich habe im Auge, auch hier eine Wandlung eintreten zu lassen.[2] Die mehrtägigen Kämpfe in der Stadt haben ganze Stadtviertel in Trümmer gelegt; der größere Teil derselben ist aber erhalten geblieben. Im Gegensatz zu allen anderen chinesischen Städten, die ein planloses Gewirr enger Straßen bilden, ist Peking völlig regelmäßig gebaut und durchziehen es auch einige breite Straßen, sämtlich ungepflastert. Während alle Ortschaften, die ich bisher gesehen habe, vorwiegend aus Lehmhäusern bestehen, ist die große Menge der Häuser in Peking aus Stein gebaut, aber auch meist einstöckig.

Durch die der Eroberung folgende dreitägige zugelassene Plünderung,[3] der viele private Plünderungen noch gefolgt sind,[4] muß der Einwohnerschaft ein gewaltiger, aber auch nicht annähernd zu beziffernder materieller Schaden zugefügt sein. Jede Nationalität weist einer anderen die Palme in der Kunst des Plünderns zu; es bleibt aber die Tatsache bestehen, daß sie sämtlich gründlich geplündert haben.

Bei England ist diese Spezialität der Kriegführung in gewisse Formen gekleidet; die gemachte Beute muß abgeliefert werden und wurde in den weiten Räumen der Gesandtschaft zusammengetragen, um hier durch eine lange Reihe von Tagen hindurch öffentlich versteigert zu werden. Der Erlös wird ähnlich wie die Prisengelder nach einer gewissen Skala auf die Chargen verteilt. Danach ist es verständlich, wenn kein Engländer in

---

[1]) Vgl. Bericht vom 26. Oktober.

[2]) Das sogenannte Winterpalais liegt, wie erwähnt, außerhalb dieser kaiserlichen Residenz, westlich der „Verbotenen Stadt".

[3]) Eine spätere Schilderung des Verfassers über die Eroberung und Plünderung Pekings ist veröffentlicht in den „Preußischen Jahrbüchern", Bd. 191 (1923) S. 283—293.

[4]) Tagebuch, 19. Oktober: „Zum Glück sind Deutsche anfangs nicht dort gewesen, die später eingerückten haben sich tadellos benommen." [Peking wurde am 14., 15. und 16. August von den Verbündeten erobert. Die offiziell zugelassenen Plünderungen dauerten vom 16. bis 18. August. Am 18. und 21. trafen die ersten deutschen Truppen in Peking ein.]

der Plünderung etwas Anstößiges sieht, und ist mir auch von englischen Offizieren versichert worden, daß indischen Truppen — und es sind nahezu ausschließlich solche hier — es einfach nicht verständlich sein würde, daß einem Siege nicht Plünderung folgen sollte. Alle hier vertretenen Nationalitäten sind sich darüber einig, dem indischen Soldaten das größte Geschick im Auffinden verborgener Wertsachen zuzusprechen.

Bei den Japanern fällt die gemachte Beute dem Staate zu, und es sollen ihm dadurch erhebliche Summen zugeflossen sein; nach Angaben eines japanischen Generals aus der Plünderung Tientsins etwa 2 000 000 Taels.

Bei den Amerikanern ist das Plündern eigentlich verboten; es ist aber auch bei ihnen mit großer Sachkenntnis das Verbot durchbrochen worden.

Bei den Russen scheint das Plündern in rohester Form zur Ausführung gekommen zu sein, indem ein planloses Zertrümmern von Gegenständen damit Hand in Hand gegangen ist.

Die Franzosen haben den übrigen Nationen in keiner Weise nachgestanden.

Daß das Sommerpalais seiner Wertgegenstände von den Russen amtlich beraubt worden ist, habe ich Eurer Majestät schon früher gemeldet. Wenn ich damals gesagt habe, daß Geschenke preußischer Souveräne dabei auch den Weg nach Port Arthur gefunden hätten, so muß ich dies dahin richtigstellen, daß dieselben tatsächlich zum Transport dorthin bereitgestellt gewesen, aber auf energischen Protest des Generalmajors v. Hoepfner ihm ausgeliefert sind und sich nunmehr in der deutschen Gesandtschaft befinden. Als die Engländer nach dem Abzuge der Russen[1]) das Sommerpalais besetzten, haben sie eine Verhandlung über den Befund aufnehmen lassen.[2])

Was das Winterpalais anlangt, so war es von den Russen durch zwei Kompagnien besetzt worden, um es zu schützen. Es ist möglich, daß in den wenigen Tagen, die zwischen der Flucht der Kaiserin und Besetzung durch die Russen gelegen haben, Gegenstände abhanden gekommen sind durch diebische Dienerschaft; es kann aber erheblich nicht sein. Truppen anderer Mächte sind tatsächlich nicht hineingekommen, wohl aber haben die Russen vielen einzelnen Offizieren erlaubt, das Palais in Augenschein zu nehmen, was aber stets in Begleitung russischer Offiziere erfolgt ist. Die Siegel, mit denen ein Teil der Gebäude verschlossen war, sind für die Zeit solcher Besuche gelöst worden.

---

[1]) Vgl. o. S. 26, Note 1.

[2]) Tagebuch, 19. Oktober: „Natürlich ist überall ein lebhafter Handel in geraubten Sachen. Unter anderem ist der Schwarze Adlerorden in Brillanten jetzt bereits in der vierten Hand. Zuerst haben ihn Russen gehabt."

Als Generalleutnant Linewitsch die beiden Kompagnien aus Peking zurückgezogen, hat er — wohl sicher absichtlich [1]) — meine Verabredung mit ihm, das Palais dem Generalmajor v. Hoepfner zu übergeben, nicht erfüllt, sondern eine Art Übergabe an chinesische Hofbeamte eintreten lassen.[2]) Als Generalmajor v. Hoepfner davon Kenntnis erhielt und zur Übernahme schritt, ist höchstens ein halber Tag vergangen; er hat dann dieselbe bewirkt in Gegenwart russischer Offiziere.

Der Befund hat ergeben, daß auch dieses Palais des weitaus größten Teils seiner beweglichen Wertsachen beraubt worden ist, und sind, von geringen Ausnahmen abgesehen, nur solche Wertgegenstände stehen geblieben, deren Transport große Schwierigkeiten erforderte. Die Häuser — mit dem Worte „Palais" können sie bei ihrer geringen Größe nicht bezeichnet werden —, in denen der engere Kaiserhof gewohnt zu haben scheint, sind unbeschädigt geblieben, während in den zahlreichen, zum Palais gehörigen Gebäuden, wie Theatern, einzelnen Tempeln, Beamtenwohnungen, Vorratsräumen usw., in zügellosester Weise alles, was geschlossen war, erbrochen und der Inhalt, soweit er nicht wertvoll schien, auf der Erde und auf den Höfen zerstreut worden ist.

Obwohl etwa neunzig Mann durch zehn Tage gearbeitet haben, das Palais für die Unterbringung des Armeeoberkommandos einigermaßen bewohnbar herzurichten, ist ein völliges Aufräumen auch jetzt noch nicht möglich gewesen. Es liegen noch heute Theatergarderoben, Toilettengegenstände, Porzellan- und Glasreste, zerschlagene Möbel in einzelnen für das Armeeoberkommando nicht benutzbaren Räumen umher. Eins der hervorragendsten Gebäude, angeblich das, in welchem die Empfänge der Gesandten stattgefunden haben, ist nebst zugehörigem großen Hofe vollkommen angefüllt mit zerschlagenen Gegenständen, die aus den vom Oberkommando jetzt belegten Räumen weggeschafft werden mußten. Ich sah darunter z. B. Dutzende von zertrümmerten großen Pendülen, an denen vielleicht das Zifferblatt oder ein bunter Stein den Besucher gereizt hatten sich zu bereichern. [. . .] Eure Majestät wollen versichert sein, daß ich mit größter Strenge darauf halte, daß alles, was von Deutschland übernommen ist, intakt gehalten wird. Speziell habe ich die Räume, die mir als Schlaf- und nächste Wohnräume Ihrer Majestät der Kaiserin bezeichnet sind, von der Benutzung ausgeschlossen. Zu hoher Befriedigung hat es mir gereicht, nach der Besitznahme des Palais einen unmittelbar vor der Wohnung der Kaiserin mit beiden Seebataillonen abgehaltenen Feldgottesdienst am 21. ds. Mts. stattfinden zu lassen.

---

[1]) Um den Befund stattgehabter Plünderung den Chinesen in die Schuhe schieben zu können.

[2]) Vgl. o. S. 31.

Die Schädigungen, die dem Lande durch die Verwüstungen und Plünderungen bisher zugefügt worden sind, werden in Ziffern niemals festzustellen sein, sind aber ganz gewaltig. Es ist nur zu bedauern, daß die eigentlich am Kriege Schuldigen davon zum wenigsten betroffen sein werden. — Es ist leider auch hier nicht ausgeblieben, daß die aus Plünderungen sich ergebenden Ausschreitungen in Vergewaltigung von Frauen, Grausamkeiten verschiedenster Art, Mord und unnützer Brandlegung in nicht geringem Umfange zur Ausführung gekommen sind und auch in dieser Richtung Elend über die Bevölkerung gebracht haben.

Seit längerer Zeit ist allmählich Ordnung eingetreten, und ich glaube sagen zu dürfen, daß, seitdem ich hier bin, von einzelnen Fällen abgesehen, Ausschreitungen nicht mehr vorkommen. An Aufforderungen der Generale der fremden Kontingente, auf Disziplin bei ihren Truppen und auf Schonung friedlich gesinnter Chinesen hinzuwirken, habe ich es ebensowenig fehlen lassen wie an der Weisung, gegen Boxer unnachsichtlich zu verfahren.

Bericht vom 26. Oktober.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät melde ich alleruntertänigst, daß ich bei der Schwierigkeit der Verbindung erst heute in die Lage gekommen bin, über die Operation auf Paotingfu eingehend berichten zu können. [. . .]

Die beiden von Tientsin und Peking auf Paotingfu in Bewegung gesetzten Detachements trafen, wie angeordnet, am 18. dicht vor ihrem Ziele ein. Es stellte sich aber heraus, daß eine französische kleinere Abteilung, die von Tientsin aus schon zu einer früheren Zeit eine Strecke in derselben Richtung vorgeschoben gewesen war, Paotingfu bereits am 13. erreicht gehabt hatte. Ich habe nicht den Eindruck, als wenn hierbei eine Unredlichkeit französischerseits mitgespielt hätte, sondern der französische Führer ist, nichts von chinesischen Truppen vor sich findend, auf eigene Verantwortung weiter marschiert, hat dann aber bei der Stadt haltgemacht, ohne in dieselbe einzurücken. Die Besetzung ist dann auf Befehl des Generals Gaselee, der mit Berührung der Detachements den Oberbefehl über beide übernahm, erfolgt.

Die Stadt, von angeblich 250 000 Einwohnern, ist die Hauptstadt der Provinz Tschili und hat die Besetzung, die chinesischerseits und, wie ich sicher weiß, auch von Lihungtschang befürchtet wurde, in chinesischen Kreisen einen großen Eindruck gemacht. Da in Paotingfu im Laufe des Sommers eine größere Zahl von Missionaren verschiedener Konfessionen und ebenso zahlreiche chinesische Christen getötet worden sind, und die verbündeten Truppen sogar jetzt noch mehrere in grausamster Weise einge-

kerkerte Missionare befreit haben, ist eine strenge Untersuchung eingeleitet, eine Anzahl hochgestellter Beamter verhaftet worden, und ich werde für ein strenges Strafgericht Sorge tragen. [. . .]

Während zur Zeit meiner Ankunft auf chinesischem Boden nur Tientsin und Peking stark besetzt und nur durch eine dünne Etappenlinie verbunden waren, während darüber hinaus die Bevölkerung von internationalen Truppen nichts bemerken konnte, ist dies nun anders geworden, und hoffe ich, den ganzen Raum Tientsin—Schanhaikwan—Peking—Paotingfu bald als in meinem Besitze befindlich ansehen zu können. [. . .]

Über mein Verhältnis zu den verbündeten Truppen kann ich berichten, daß die Engländer in jeder Weise willig und gehorsam sind, ebenso auch die Italiener und die in Peking befindlichen österreichischen Marineteile, die gern zu jeder Verwendung bereit sind.

Die Japaner betrachten sich augenscheinlich als völlig unter meinem Befehle stehend.[1]) Ich habe ihnen besondere Verwendung nicht zugemutet, da sie in den letzten Wochen die Zurückziehung des größeren Teils nach Japan bewirkten und hier durch Wacht- und Arbeitsdienst erheblich in Anspruch genommen sind, und Unternehmungen, bei denen sie mit Truppen christlicher Nationen zusammenwirken müßten, mit mancherlei Unzuträglichkeiten verbunden sind.

Die russischen Truppen erkennen äußerlich meine Stellung als ihren Oberbefehlshaber [2]) wohl an und lassen es an Formen der Courtoisie nicht fehlen. Die kurze Erfahrung hat mich aber gelehrt, alle russischen Versicherungen mit Vorsicht aufzunehmen. Da die russischen Truppen nunmehr, indem sie auf der Strecke Tientsin—Schanhaikwan stehen, räumlich von mir weit getrennt sind, und ihre Aufgabe wesentlich in Bahnbau und Bahnschutz besteht, habe ich in letzter Zeit keine Veranlassung gehabt, ihnen — abgesehen von Entsendung kleiner mobiler Kolonnen — besondere Aufgaben zu stellen.

Sehr eigenartig ist das Verhältnis zu den französischen Truppen. Während in der ersten Zeit meiner Anwesenheit in China General Voyron sehr zuvorkommend war und auch den Wunsch äußerte, bei etwa bevorstehenden Kämpfen nicht zurückgelassen zu werden, hat sich das Verhältnis allmählich verändert. Der General Voyron läßt sich öfters auf kleinere Unternehmungen ein, ohne mir von ihnen Kenntnis zu geben, hat auch sein Anerbieten, einen Offizier zum Oberkommando zu kommandieren, wieder zurückgenommen und weist, wenn auch in höflichster Form, gern auf die ihm gegebene Instruktion hin, die von meinem Oberbefehle nichts weiß.

[1]) Im Bericht vom 14. November bemerkt Verfasser, daß die Japaner „durch Dienstwilligkeit und Zuverlässigkeit günstig hervortreten".

[2]) Wie erwähnt, hinsichtlich der Landstreitkräfte in Tschili.

Ich hatte gehofft, durch Übertragung des Befehls über die von Tientsin auf Paotingfu marschierende internationale Kolonne, zu der auch deutsche Truppen gehörten, an General Bailloud das Verhältnis zu verbessern, habe aber die Erfahrung machen müssen, daß dies mehr dazu geführt hat, französische Prätensionen zu entwickeln. So hat General Bailloud nach der Besetzung von Paotingfu das Verlangen gestellt, daß, weil ein französisches Detachement die Stadt zuerst erreicht habe, diese unter französisches Protektorat kommen solle. General Gaselee hat auf dringende Bitte des Generalmajors Freih. v. Gayl dieses Ersuchen in energischester Weise zurückgewiesen, und werde ich nicht unterlassen, mein Verhalten dem General Voyron gegenüber nach diesen Vorgängen einzurichten.

Die amerikanischen Truppen, die hier in Peking auf 1400 Mann reduziert sind, sind mir ebenso wie die Franzosen nicht unterstellt; indes erkennt General Chaffee mich als Oberbefehlshaber insofern an, als er mich in bezug auf Veränderungen im Bestande seiner Truppen auf dem laufenden erhält und in militärischer Courtoisie meiner Stellung durchaus gerecht wird.

Ich habe es für nötig erachtet, der Eurer Majestät bereits gemeldeten [1]) Vereinbarung der Diplomaten und Generale entgegen die sogenannte „Verbotene Stadt" zu besuchen. Ich bin in Begleitung von allen hier anwesenden deutschen und österreichischen Offizieren und von den Herren der Gesandtschaft, gefolgt von einer kombinierten kriegsstarken Kompagnie der beiden Seebataillone am 23. ds. Mts. in den Palast eingetreten und habe ihn einer eineinhalbstündigen Besichtigung unterzogen.

Er gibt ein Bild früherer Größe, aber auch schon lange anhaltenden Verfalls, wie hier, wenn man das Sommer- und das Winterpalais ausschließt, eigentlich alles. Selbst der Teil, in dem der Kaiser alljährlich die Huldigungen der hohen Würdenträger und die Abordnungen tributpflichtiger Landesteile entgegennimmt, befand sich in geradezu trostlosem Zustande. Ich kann mir nicht denken, daß ein Kaiserhof, der solchen Verfall zuläßt, im Besitze großer Reichtümer sein kann. Dem entgegen steht aber ein in diplomatischen Kreisen verbreitetes Gerücht, dem auch der sehr gut informierte, seit 40 Jahren hier wohnende Bischof Favier zustimmt, daß die kaiserliche Familie einen Schatz von 300 Millionen Mark besessen haben soll. Die Höhe dieser Summe wird darauf zurückgeführt, daß während des japanisch-chinesischen Krieges der Versuch gemacht sein soll, eine gleiche Summe bei der ostasiatischen und anderen Banken sicher unterzubringen.

Mit diesem Gerüchte ist auch das weitere verknüpft, daß die Russen den Schatz gehoben und nach Port Arthur abgeführt haben sollen. Ein fester

[1]) Vgl. den Bericht vom 22. Oktober.

Anhalt dafür ist nach meiner Ansicht aber nicht vorhanden, und wüßte ich auch nicht, nachdem ich Sommer- und Winterpalais genauer in Augenschein genommen habe, wo ein solcher Schatz, der in Anbetracht der hiesigen Verhältnisse doch in barem Gelde bestanden haben müßte, aufbewahrt gewesen sein könnte.

Ich habe Gelegenheit genommen, das 15 Kilometer nordwestlich von Peking gelegene Sommerpalais zu besichtigen. Dasselbe ist eine neue Anlage (das im Jahre 1860 zerstörte[1]) liegt etwa einen Kilometer entfernt) und, an einem See und an einem dahin abfallenden Hange und unmittelbar am Fuße des Gebirges gelegen, eine sowohl großartige wie schöne Schöpfung.[2]) Nachdem die Russen dasselbe geräumt haben, ist es nach wenigen Stunden von Engländern und Italienern besetzt worden. Sie fanden es äußerlich vollkommen intakt, auch im Innern in keiner Weise verwüstet, wie es bei beiden Teilen des Winterpalais der Fall ist, aber des größten Teiles seiner Wertsachen beraubt. Von Chinesen kann dies nicht verübt sein, da solche in nächster Umgebung nicht vorhanden waren, und zwischen dem Abrücken der Russen und dem Einrücken der Engländer eine zu kurze Zeit gelegen hat.

Nunmehr ist alles, was von Wertgegenständen noch übrig geblieben war, zusammengetragen worden, von den Engländern in einer großen Halle, die bewacht wird, von den Italienern in Kisten verpackt. Der englische Teil enthält allerdings noch manches wertvolle Stück, überwiegend aber Gegenstände ohne Kunstwert, vielfach auch in beschädigtem Zustande. Auf meine Anfrage, was mit den Gegenständen beabsichtigt würde, ist mir die Antwort geworden, es würde Befehl darüber von den betreffenden Regierungen erwartet. Ich habe ganz vertraulich den Oberst Grierson darauf aufmerksam gemacht, daß ein Fortschaffen der Gegenstände, das mir doch ins Auge gefaßt zu sein schien, den Russen eine große Freude bereiten würde, und glaube ich, daß er den Sinn meiner Worte wohl verstanden hat.

Bericht vom 3. November.

[. . .] Es hat sich nunmehr herausgestellt, daß die Expedition auf Paotingfu, die schon auf ihrem Hinmarsch zur Befreiung des durchzogenen Landes von unruhigen Elementen beigetragen hat, durch ihre moralischen Wirkungen von weitgehender Bedeutung ist. [. . .]

Es gereicht mir zur Freude, Eurer Majestät berichten zu können, daß das Zusammenwirken der internationalen Truppen, bei denen ich sonst

[1]) Im Kriege der Engländer und Franzosen gegen China am 18. Oktober durch die Engländer.

[2]) Tagebuch, 24. Oktober: „Es ist der erste Ort in China, von dem ich sagen kann: Hier würde ich gern wohnen."

Differenzen vielfach zu schlichten habe, ohne nennenswerte Reibungen sich vollzogen hat, und halte ich es für meine Pflicht zu melden, daß die Anwesenheit des Oberquartiermeisters, Generalmajor v. Gayl, sich als sehr zweckmäßig erwiesen hat. Er hat mit Takt den beiden befehligenden Generalen gegenüber meine Absichten zur Geltung zu bringen und den anscheinend etwas weichlichen General Gaselee zu energischem Handeln zu veranlassen gewußt. [. . .]

Das Vorhandensein zahlreicher Boxer in dem ganzen von mir besetzten Landstriche ist mir ein Beweis dafür, daß die Versicherungen Lihungtschangs, er wolle zur Beseitigung der Boxerbewegung beitragen, lügenhafte sind. Der Einfluß dieses Mannes auf die Bevölkerung ist ein so großer, daß — wenn ernsthaft angewandt — er sicherlich mehr Erfolg haben würde. [. . .]

Nachdem ich, Eurer Majestät Befehlen entsprechend, während meines Aufenthaltes in Tientsin Lihungtschang eine Audienz, die er wiederholt nachsuchte, nicht gewährt, habe ich ihm in Peking, als er sich durch eine Mittelsperson bei mir erkundigen ließ, ob ich ihn empfangen würde, und hinzufügte, daß er solchem Empfange die größte Wichtigkeit beimesse, erwidern lassen, daß, wenn er um eine Audienz nachsuchte, ich sie ihm nunmehr gewähren würde. Er hat darauf eine Woche verstreichen lassen und trat dann im Verein mit dem Prinzen Tsching mit dem Ersuchen an mich heran, zwei hohe Würdenträger zu empfangen. Ich habe das Ersuchen rund abgelehnt. Als vorgestern der Prinz Tsching dem Gesandten v. Mumm einen Besuch machte, fragte er diesen, ob es nicht möglich, da es für ihn und Lihungtschang ein schwerer Schritt sei, im Winterpalais zu mir zu kommen, sie in der Gesandtschaft zu empfangen. Herr v. Mumm hat, meinen Intentionen entsprechend, erwidert, daß davon keine Rede sein könne.

Ich gehe bei meinem Verhalten von dem Grundsatze aus, daß man Chinesen niemals Entgegenkommen und niemals Eile zeigen darf, und daß sie jede Nachgiebigkeit stets als ein Zeichen der Schwäche auffassen, und zweifle ich nicht, daß das Ersuchen, in meiner Wohnung empfangen zu werden, bald gestellt werden wird. Da auch das gesamte diplomatische Korps noch nicht in die Lage gekommen ist, in wirkliche Unterhandlungen mit dem Prinzen Tsching und Lihungtschang einzutreten, und diese auch noch nicht einmal den Nachweis geführt haben, daß sie offizielle Unterhändler sind, so glaube ich nichts in der Richtung versäumt zu haben.[1])

Aus den Beobachtungen aus meiner nunmehr fünfwöchigen Anwesenheit auf chinesischem Boden bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß die Räumung Pekings durch die russischen Truppen und die gleichzeitige Zurück-

[1]) Tagebuch, 29. Oktober: „Ich suche den Diplomaten den Rücken zu stärken und sie gegen Giers scharf zu machen, wünsche jedoch dringend, nicht selber in diplomatische Verhandlungen verwickelt zu werden."

ziehung des russischen Gesandten von Peking nach Tientsin sowie dessen sehr eifriger Verkehr mit Lihungtschang von nachteiligstem Einflusse gewesen sind. Die dadurch klar zutage getretene Störung der Einigkeit aller beteiligten Mächte hat den Chinesen augenscheinlich wieder Mut gemacht. Wenn die militärischen Operationen der letzten drei Wochen und der den Chinesen nunmehr klar gewordene Entschluß der internationalen Truppen, in Tschili zu überwintern, auch einen großen Eindruck gemacht haben, so vermag ich an ein genügendes Nachgeben der Chinesen zunächst noch nicht zu glauben.[1])

Als einen wohlüberlegten Schachzug des Herrn v. Giers sehe ich seinen Vorschlag an, die Feindseligkeiten einzustellen. Ich habe mich dem Gesandten v. Mumm gegenüber dahin ausgesprochen, daß ich einen solchen Beschluß für völlig unzulässig hielte und, falls er gefaßt werden sollte, mich an ihn nicht kehren, sondern die Feindseligkeiten, soweit ich für nötig hielte, fortsetzen würde. Für zulässig bezeichnete ich ihm eine Einstellung der Feindseligkeiten nur für den Fall, daß chinesische Truppen das Okkupationsgebiet der internationalen Armeen völlig geräumt hätten, und die Boxerbewegung unterdrückt sei. [. . .]

Was die eventuelle Rückkehr des kaiserlichen Hofes nach Peking anlangt, so sind Chinesenkenner hier einmütig der Ansicht, daß dieselbe, solange die internationalen Truppen Peking besetzt halten, dem chinesischen Volke gegenüber nicht durchführbar sei. Bei dem Zustande, in dem sich sowohl der in der sogenannten „Verbotenen Stadt" gelegene Kaiserpalast als der Sommer- und Winterpalast befinden, halte ich die Unterbringung des kaiserlichen Hofes hier auch kaum für möglich. Daß die Reise hierher mindestens vier Wochen erfordert, also bis in die Zeit strenger Kälte hinein reichen würde, könnte auch ein weiterer Grund sein, dieselbe als unausführbar zu erklären. Gegen eine beabsichtigte Reise würde endlich der Umstand sprechen, daß nach glaubwürdigen Aussagen Lihungtschang hier wohnende hochgestellte Regierungsbeamte veranlaßt hat, sich an den Kaiserhof nach Tsinanfu zu begeben.

Tagebuch,[2]) Peking, 9. November.

Mein Verhalten wird durch den Umstand erschwert, daß England und Rußland wegen des Einflusses in Tschili in schroffem Gegensatze stehen.

[1]) Tagebuch, 29. Oktober: „China ist so groß, daß es die zeitweilige Okkupation einer Provinz verschmerzen kann. Die große Masse der Chinesen merkt ja davon nichts, hat davon vielleicht noch nicht einmal gehört." — „Es bestand allgemein die Auffassung, daß die verbündeten Mächte nur mit Tschili Krieg führten, so daß Schantung ebenso wie der Jangtse neutrales Gebiet darstellten." (Aus einer Aufzeichnung des Verfassers vom Jahre 1902.)

[2]) Die vom Verfasser während seiner Reise nach China und des Aufenthalts dort gemachten tagebuchartigen Aufzeichnungen, aus denen bisher schon in den Anmerkungen Proben gegeben wurden, sind von ihm in gewissen Zeitabständen nach der Heimat gesandt worden und dort der Familie zugänglich gewesen.

Die Spannung zwischen den beiderseitigen Kontingenten ist so stark, daß es zu Feindseligkeiten kommen kann. Unsere Politik will es nun mit keinem ganz verderben, ich soll also weder den einen noch den anderen protegieren. Während wir ganz neuerdings uns hier zu England freundlicher stellen wollen, herrscht zwischen uns und ihm am Jangtse größtes Mißtrauen. Ich kommandiere nun hier sowohl russische wie englische Truppen und am Jangtse die deutsche Flotte! Vorläufig läßt mich mein guter Humor nicht im Stich, während andere vielleicht verärgert wären. Das einzige, was mich bekümmert, ist die Schlappheit den Chinesen gegenüber.[1])

Bericht vom 9. November.

[. . .] Mein Verhältnis zum französischen Expeditionskorps, das, wie schon gemeldet, in der ersten Zeit meiner Anwesenheit in China sich sehr günstig zu gestalten schien, hat sich in neuerer Zeit in etwas verschlechtert. Wenn auch General Voyron es äußerlich an Höflichkeit nicht fehlen läßt, so macht sich doch eine gewisse Heimlichkeit für mich unangenehm bemerkbar, mit der die Franzosen ihre Bewegungen zu umgeben suchen, und eine augenscheinliche Eitelkeit, die Selbständigkeit ihrer Stellung zum Ausdruck zu bringen. Ich bin gewiß, daß General Voyron dabei dem Einfluß einzelner Persönlichkeiten nachgibt, die ihm als Aufpasser beigegeben sind.

Das Verhältnis der französischen und deutschen Truppen zueinander ist ein durchaus gutes, während zwischen Franzosen und Engländern eine durchgehende Verstimmung, bei Offizieren wie bei Mannschaften, erkennbar ist. Zwischen russischen und englischen Truppen ist das Verhältnis langsam steigend ein schlechteres geworden.[2]) Ich lasse es mir angelegen sein, die deutschen Truppen aus diesen Zwistigkeiten fernzuhalten und suche persönlich durch Höflichkeit und soweit als möglich gehende Rücksichtnahme die einzelnen Kontingente zu gemeinsamem Wirken zu veranlassen.

Aus einem eigenhändigen Briefe Kaiser Wilhelms an den Verfasser.

Neues Palais, 11. November 1900.

Mein lieber Graf!

Die große Entfernung, welche uns trennt, zwingt mich, zu einer recht frühen Stunde Ihnen zu schreiben, damit meine Neujahrs- und Weihnachtswünsche Sie rechtzeitig erreichen mögen. Bisher hat alles seinen

---

[1]) Man hatte u. a. dem Verfasser nahegelegt, drei bei Paotingfu gefangene angesehene Chinesen, die des Mordes an zahlreichen Missionaren überführt waren und hingerichtet werden sollten, zu begnadigen.

[2]) Tagebuch, 11. Oktober: „Russische und englische Offiziere sind manchmal schon nahe daran gewesen, aufeinander zu schießen. Engländer, Russen, Franzosen behaupten mir gegenüber, jeder von dem anderen, sie seien Diebe, Räuber, Brandstifter, Eigenschaften, die alle drei den Italienern nachsagen."

Verlauf genommen, wie ich es erwartet hatte. Im Orient, und zumal im Reich der Mitte, hat man sehr viel Zeit und muß sich eben daran gewöhnen, daß es nicht schneller geht. Ihr so sehr eingehender und interessanter Situationsbericht vom 25. September[1]) kam gestern in meine Hand, und habe ich ihn am selben Abend mit Bülow durchstudiert. Die Beschreibungen sind ungemein graphisch und geben ein klares Bild. Das Benehmen der Russen ist genau das, was er von Anfang an war, falsch „Jalgenholz", wie mein seliger Onkel Waldemar von Holstein[2]) zu sagen pflegte. Ich nehme es nicht tragisch, da ich es von ihnen nicht anders erwartet habe. Mandschurei und ihre vielgeliebte Bahn einmal ad saccum gesteckt, hat alles andere in China absolut kein Interesse für sie mehr. Nur insofern, als sie möglichst viel Hindernisse dem endlichen Gelingen in den Weg legen werden, da sie sich trotz Sengen, Brennen, Plündern und Morden sowie „Museumsgründungen" als „Freunde" der Chinesen auf der Europäer Kosten gerieren und scheinen möchten. Ich bin über Ihre Entscheidung die Basis Taku—Schanhaikwan betreffend[3]) sehr erfreut. Es ist eine Unverschämtheit Rußlands, das für sich zu beanspruchen. Halten Sie es ja fest im gemeinschaftlichen Besitz. Sollten die Russen ganz nach der Mandschurei verduften, ist es auch kein Unglück, dann sind wir ja „unter uns jungen Mädchen". Daß die Bahn den Briten zum Betrieb übergeben wird unter Voraussetzung gemeinschaftlicher Benützung aller, ist vollkommen gerechtfertigt. Wie freue ich mich über die gute Wirkung unserer schweren Haubitzen; unsere ganze Fußartillerie ist gehoben und geht mit gesträubtem Gefieder umher. Aus allen Berichten, Briefen usw. von Fremden geht hervor, wie famos Sie die verschiedenen Leute zu nehmen verstanden, und aus den Gefechten und Bewegungen der gemischten Kolonnen, wie brillant Sie die Leute enthusiasmiert und entrainiert haben! Es ist sehr gut, daß wir mit allen gut stehen, so ist es in der Politik zu Hause auch, und besonders freut es mich, daß die Franzosen und unsere Leute so nett miteinander auskommen. Gemeinsam durchlebte Kampagnen sind ein guter Kitt und „Blut ist ein ganz besonderer Saft", sagt schon Mephisto! Gegenseitiges sich kennen und schätzen Lernen, besonders unserer Leute und Offiziere in ihren Leistungen seitens der anderen Nationen, wird bei diesen die Überlegenheit unseres Systems erkennen

[1]) Vgl. S. 15 ff.

[2]) Prinz Waldemar war ein Vetter des „Augustenburgers", also Großonkel der Kaiserin bzw. des Kaisers.

[3]) Am 9. November hatte Verfasser dem Kaiser telegraphisch gemeldet, daß ihm, nach einer offiziösen Mitteilung des russischen Generals Linewitsch an den englischen Generalstabschef Barrow, die Eisenbahn Schanhaikwan—Jangtsun übergeben werden solle, und daß er beabsichtige, den Betrieb an die Engländer zu übertragen unter der Bedingung, daß die Bahn allen Nationen gleichmäßig diene. Vgl. auch den Bericht vom 7. Oktober.

lassen und dadurch den Wunsch, uns kriegerisch gegenüberzustehen, abschwächen. Also eine Friedensgarantie sicherer als die Haager Konferenz mit all ihrem Bockulorum![1]) Unsere Manöver verliefen brillant in schönem Gelände bei herrlichem Wetter unter den Augen einer französischen Mission, der ersten seit langer Zeit! Ein sommerartiger Herbst hat uns bis jetzt für den scheußlichen Sommer entschädigt. Die Truppen konnten gut lang marschieren und biwakieren. 110 Kilometer im geschlossenen Verbande seitens der Garde-Kavalleriedivision einschließlich Oderübergang in der Nacht! und 40 bis 50 Kilometer seitens der Infanteriedivisionen beider Korps keine Seltenheit am Tage. Ein gutes Weinjahr ist es auch durch die lange Hitze gewesen, denn im Oktober sind durchschnittlich 15 Grad Reaumur gewesen. Inzwischen ist auch die Leitung der Reichsangelegenheiten in junge und bewährte Hände[2]) übergegangen, [...]

Meine arme Mama ist sehr elend und hat uns vor vier Wochen viel Angst bereitet, Gott sei Dank erholt sie sich langsam, wenn sie auch noch permanent von schweren Schmerzen gepeinigt wird. — Ich habe die Winterausrüstung für Ihre Truppen nunmehr festgestellt, auch die Uniformen für die Offiziere. Desgleichen ein neues Gepäck befohlen unter Fortfall des Tornisters und kleinerer[3]) Patronentaschen anstatt der beiden großen. Seien Sie ja recht scharf in bezug auf das Trinkwasser, um dem Typhus zu steuern: es muß permanent abgekocht und destilliert werden. [...]

Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen Gottes Segen und Schutz: Er leite wie bisher Ihre Schritte und sei Ihr Ratgeber in schwieriger Lage. Der beste Alliierte, den man da draußen brauchen kann. Möge es gelingen, durch einen gesunden und brauchbaren Frieden und durch Rückkehr des Kaisers ein für alle Mal eine feste Basis zu schaffen für das fernere Wirken und Blühen unseres Handels. Grüßen Sie alle Führer und Kommandeure und sprechen Sie allen meinen braven Truppen meine vollste Anerkennung und meinen kaiserlichen Dank für ihre bisherigen Leistungen aus. Gott befohlen.

Ihr stets treu dankbarer König

Wilhelm.

Tagebuch, 12. November.

Es herrscht hier ein großer Handel mit den bei den Plünderungen erworbenen Gegenständen. Schon längst haben sich Händler, namentlich aus Amerika, eingestellt, die dabei Vermögen erwerben. Am meisten an-

---

[1]) So! In lateinischen Buchstaben.

[2]) Bülow.

[3]) So!

geboten werden alte Bronzen, Porzellan aus verschiedener Zeit, Jade, dann seidene Stoffe, Stickereien, Pelze, viel Cloisonné und auch Rotlack. In Silber und Gold ist wenig zu sehen. Ein Jammer ist es, wieviel kostbare Sachen in der rohesten Weise zerstört worden sind, unter anderem Holzschnitzereien von ganz unberechenbarem Wert. Mein Haus allein birgt davon Schätze. Noch ist alles intakt; wenn wir hinausgehen, so wird es den chinesischen Plünderern anheimfallen und zum Schluß wohl verbrannt werden. Im Jahre 1860 ist es mit dem Sommerpalast ebenso gegangen; was die Franzosen und Engländer haben stehen lassen,[1]) wurde nach ihrem Abzuge von den Einwohnern niedergebrannt.

Es ist eine sehr glückliche Fügung, daß deutsche Truppen an den offiziellen Plünderungen nicht haben teilnehmen können. Bei den Kämpfen um Tientsin waren nur etwa 300 Marinemannschaften von uns beteiligt, und von ihnen hat Kapitän v. Usedom niemand nach Tientsin hineingelassen, sondern sie in den europäischen Settlements zusammengehalten. Nach Peking sind deutsche Soldaten erst gekommen, als die Plünderungen längst vorüber waren. Ich sage, daß es ein Glück war, daß Deutsche nicht dabei sein konnten, denn was soll ein Befehlshaber tun, wenn er sieht, wie rings um ihn Soldaten jeder Nationalität rauben und plündern unter Zustimmung ihrer Offiziere, und wenn diese sogar das Beste für sich vorwegnehmen. Wie kann dann verhindert werden, daß einzelne Soldaten sich doch abzusondern wissen und ihre Gier nach Beute befriedigen? Wenn man bei uns zu Haus so harmlos ist zu glauben, es würde hier für christliche Kultur und Sitte Propaganda gemacht, so gibt das einmal arge Enttäuschung. Seit dem Dreißigjährigen Kriege und den Raubzügen der Franzosen zur Zeit Ludwigs XIV. in Deutschland ist ähnliches an Verwüstungen noch nicht vorgekommen. Ich habe hier wohl etwas Ordnung geschaffen. Offizielle Plünderungen kommen nicht mehr vor. Man bemüht sich auf Grund meiner Befehle, den friedlichen Einwohnern Vertrauen einzuflößen. Aber ich kann nicht überall sein, und auch jetzt mag noch mancherlei passieren, was sehr zu beklagen ist. Wer hier Kritik übt, sollte nicht vergessen, daß die Truppen, die England hier hält, mit ganz geringen Ausnahmen Inder sind, also Heiden oder Mohammedaner, und daß das starke japanische Kontingent doch nur aus Heiden besteht. General Gaselee hat bei der Expedition nach Paotingfu seine Truppen — auf Grund meiner Befehle — nur in Zelten außerhalb der Orte lagern lassen, weil er weiß, daß er bei Belegung eines Ortes das Plündern nicht mehr verhindern kann.

---

[1]) Vgl. o. S. 42, Note 1.

Bericht vom 14. November.

[. . .] Nachdem nunmehr der Prinz Tsching und der Vizekönig Lihungtschang sich mit der Bitte um eine Audienz schriftlich an mich gewendet haben, werde ich diese gewähren und morgen beide Würdenträger empfangen.

Es hält hier außerordentlich schwer, ein Spionenwesen zu organisieren, und bin ich in bezug auf Nachrichten aus dem Lande vorwiegend auf die Hilfe der katholischen Geistlichkeit angewiesen. Sie wird mir bereitwilligst gewährt. Der sehr erfahrene und kluge Bischof Favier, der leider für die Reise nach Rom China vor einigen Tagen verlassen, hat seinen Vertreter [1]) dahin instruiert, mir in jeder möglichen Weise behilflich zu sein, und sind danach der Expedition des Obersten Graf Yorck [2]) mehrere Geistliche beigegeben worden. Ich habe diese für nötig erachtet, weil nach der Eroberung Pekings eine starke chinesische Truppenabteilung in der Richtung auf Kalgan zurückgegangen war und sich zur Zeit jenseits der ersten chinesischen Mauer, derselben, die Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich seinerzeit besuchte, befinden soll, also in einer für mich unerträglichen Nähe. Außerdem befinden sich in jener Gegend mehrere katholische Missionen und zahlreiche christliche Chinesen in großer Bedrängnis. Ich habe dem Oberst Graf Yorck freie Hand gelassen, nach den Umständen zu verfahren. Sollte er bis Kalgan gelangen, so wird er jedenfalls unverzüglich den Rückmarsch wieder antreten. An ein dauerndes Festhalten Kalgans habe ich schon der großen Entfernung wegen niemals gedacht. Wenn russischerseits behauptet wird, daß eine Besetzung Kalgans die Bevölkerung der Mongolei beunruhigen könne, so halte ich dies für eine absichtliche Übertreibung.[3])

Ich werde, solange die Jahreszeit es noch zuläßt, fortfahren, das Land durch kleine Kolonnen in den verschiedensten Richtungen durchstreifen zu lassen. Leider hat schon jetzt unfreundliches Wetter eingesetzt, und es sind Kältegrade bis zu —7 Grad Celsius vorgekommen. Es ist sehr zu hoffen, daß dies noch nicht den Beginn des Winters bedeutet, da noch immer die Ausschiffungen auf der Reede von Taku nicht beendigt sind.

Für die gute Unterbringung der Truppen, namentlich durch Herstellung heizbarer Räume, ist mit Aufbietung aller Kraft gearbeitet worden. Doppelt unangenehm ist es daher, daß durch das Zurückziehen

[1]) Bischof Jarlin.

[2]) Nach Kalgan.

[3]) Tagebuch, 17. November: „Es ist ganz klar, daß Lihungtschang sich an Giers, mit dem er in regem Verkehr steht, gewandt hat, um meinen Zug auf Kalgan zu verhindern."

des größten Teils der russischen Truppen aus Tschili[1]) Verschiebungen innerhalb der zurückbleibenden Truppen unausbleiblich sind, so daß sorgsam hergerichtete Winterquartiere aufgegeben und neue erst wieder mühsam eingerichtet werden müssen. Ich habe dem Oberst Prinz Engalitschew meine Ansicht über die russische Rücksichtslosigkeit nicht vorenthalten. Immer mehr erkenne ich, wie schwer es ist, mit Russen zusammenzuleben und zu unterhandeln: Versprechungen, die zu halten niemals die Absicht gewesen ist, direkte Unwahrheiten, Ausflüchte, weil Anfragen in Petersburg oder Port Arthur nötig seien, Versagen des Telegraphendienstes, wenn eine Antwort unbequem, sind Umstände, mit denen ich dauernd zu rechnen habe. [. . .]

Tagebuch, 19. November.

Heute machte ich, wieder im herrlichsten Sonnenschein, einen langen Spazierritt. Fast jedesmal ist es mir gelungen, irgend etwas Neues von Interesse zu entdecken, so auch heute wieder einen ausgedehnten Tempel, gar nicht weit von hier — auf dem anderen Ufer des Lotossees —, den ich der Jägerkompagnie als Winterquartier zugewiesen habe. Unter „Tempel" ist hier niemals ein einzelnes Gebäude zu verstehen, sondern immer ein ganzer Komplex, der nach außen durch eine meist hohe Mauer abgeschlossen ist. Selbst in oder bei kleinen Dörfern besteht solch Tempel mindestens aus fünf Gebäuden. Vor dem Eingange steht immer eine Art Schirm, natürlich aus Stein, den man umgehen muß, um einzutreten: er soll einen Schutz gegen die bösen Geister bilden, die solche Umwege nicht lieben. Die Geister spielen im chinesischen Volksleben eine große Rolle. In der Regel sollen die bösen Geister von Norden kommen, man sucht sich daher hauptsächlich von dorther zu schützen. So hat z. B. das Nordtor von Peking keinen direkten Eingang, man muß vielmehr rechts oder links herum. Aus gleichem Grunde ist am nördlichen Ausgang des eigentlichen Kaiserpalastes,[2]) der Kohlenhügel — eine künstliche Aufschüttung von großen Dimensionen — vorgelagert.

20. November.

Wie und wann wir zu einem Frieden kommen, scheint mir zur Zeit noch gar nicht absehbar. Die Interessen der europäischen Mächte sind gänzlich verschieden, ein ehrliches Zusammengehen ist ganz ausgeschlossen. Findet

[1]) Tagebuch, 17. November: „Vor einigen Tagen erklärten die Russen, daß sie Tschili räumen würden und verließen eigenmächtig eine Bahnstrecke, deren Schutz sie übernommen hatten. Ein kräftiges Telegramm an den Kriegsminister Kuropatkin hat nun die Folge gehabt, daß sie alles wieder zurückgenommen haben und auch die geräumte Bahnstrecke wieder besetzen müssen."

[2]) Des Quartiers des Feldmarschalls.

einmal auf einem Gebiete eine Verständigung statt, so traut in Wirklichkeit doch niemand dem anderen. Meine Aufgabe ist also nicht ganz leicht, um so weniger, als Franzosen und Amerikaner mir doch nur in bestimmten Fällen unterstehen. Eine Schwierigkeit erwächst auch daraus, daß jede einzelne der hier vertretenen acht Armeen doch ihre besondere Auffassung über Kriegführung, Handhabung der Disziplin, Stellung der Offiziere usw. hat.[1]) Ich glaube mich aber bisher ganz gut durchgefunden zu haben, allerdings muß ich wesentlich anders auftreten, als es meinen Neigungen entspricht. Differenzen und große Krachs könnten täglich mit der einen oder anderen Macht entstehen; da damit aber der Sache und uns nicht gedient wäre, vermeide ich sie.

Bericht vom 20. November.

Eurer Majestät melde ich alleruntertänigst, daß ich den Prinzen Tsching und den Vizekönig Lihungtschang am 15. d. M. empfangen habe. Der letztere kam zuerst, der erstere 20 Minuten später, und blieben beide eine Stunde bei mir.

Aus der Unterhaltung habe ich den Eindruck gewonnen, daß beide dringend den Beginn der Friedensunterhandlungen wünschen. Ich habe ihnen erklärt, daß dies in kurzer Zeit zu erwarten sei, obwohl ich glaube, daß bei der Langsamkeit, mit der die Besprechungen der hiesigen Diplomaten über die Friedensforderungen Fortgang nehmen, der Zeitpunkt noch nicht absehbar ist. Ich habe die chinesischen Würdenträger aufgefordert, ihrerseits alles zu tun, was in ihrer Macht sei, den Frieden bald zum Abschluß zu bringen, weil jede Verzögerung nicht allein mit nachteiligen Folgen für das Land selbst, sondern auch für dessen Kredit verbunden sein müsse.

Mehrfach habe ich ihnen klarzumachen gesucht, daß die internationalen Truppen in der auskömmlichsten Weise sich eingerichtet hätten, den Winter in Tschili zu verbringen, daß ich mich selbst hier außerordentlich wohl fühle, und das schöne Klima mir sehr zusage. Da Herr Lihungtschang unlängst die Dreistigkeit gehabt hat, sich bei den Gesandten über das Verhalten der internationalen Truppen zu beschweren und zu behaupten, daß die Bevölkerung schwer von ihnen zu leiden hätte, habe ich ihm vorgehalten, daß es nicht allein immer noch vorhandene Boxer, sondern gerade seine eigenen Truppen, von denen ich wüßte, daß sie an verschiedenen Orten der Provinz in kleinen Abteilungen noch vorhanden, seien, die eine wahre Geißel für die friedliebende Einwohnerschaft bilden, und daß es mehrfach festgestellt worden ist, daß die Einwohner ganzer Dörfer bei Annäherung chinesischer Truppen entflohen seien, während viele andere die inter-

[1]) Vgl. Bericht vom 24. November.

nationalen Truppen in freundlichster Weise aufgenommen haben. Ich habe ihn ersucht, dafür Sorge zu tragen, daß seine noch vorhandenen Truppenreste den Teil der Provinz Tschili, den ich ihm als Okkupationsgebiet bezeichnen würde, schleunigst verließen: dann würde ich in der Lage sein, die Feindseligkeiten einzustellen. [. . .] Als Okkupationsgebiet rechne ich den Raum: im Norden begrenzt durch die große Mauer von Schanheikwán bis dort, wo sie westlich Kalgan die Grenze von Schansi berührt; im Westen die Grenze dieser Provinz bis Heischukuan, im Süden durch eine Linie in östlicher Richtung von diesem Ort bis zum Meere.[1])

Auf das Ersuchen von Lihungtschang, ihm für Sendboten zu den noch vorhandenen Truppen Passierscheine zu geben, habe ich erwidert, daß ich genau wisse, wie er gute Verbindungen unterhielte, ich aber Passierscheine ihm ausstellen würde, wenn ich von dem Inhalt der betreffenden Befehle Kenntnis erhielte, wie er überhaupt wohl verstehen würde, daß ich chinesische Behörden nur unter der Bedingung dulden könne, wenn sie in meinem Sinne zu wirken geneigt wären.

Bei dem Gegenbesuch, den ich beiden Herren heute gemacht habe, blieb es beim Prinzen Tsching beim Austausch wenig sagender Phrasen, doch kam die Bitte um baldigen Beginn der Friedensverhandlungen zum Ausdruck.

Herrn Lihungtschang übergab ich eine Karte, auf der ich das obengenannte Okkupationsgebiet bezeichnet hatte. Er fand, daß es zu groß sei, worauf ich ihm erwiderte, daß ich davon nichts ablassen könne. Er erkannte an, daß meinerseits viel geschehen sei, die völlige Ordnung in der Stadt Peking durch Bestrafung zahlreicher Diebe und Räuber wiederherzustellen und erbat sich, seinerseits Organe zu stellen, die den Militärbehörden auf diesem Gebiet behilflich sein sollten. Aus mehrfachen Fragen, die er mir betreffs der auf Kalgan entsandten Expedition vorlegte, ersah ich deutlich, daß diese ihn sehr besorgt gemacht hat, was mir eine Bestätigung dafür ist, daß ich auf dem richtigen Wege war, sie anzuordnen. Auch er kam mit der Bitte, daß ich meinen ganzen Einfluß geltend machen möchte, für möglichst baldigen Beginn der Friedensunterhandlungen. Vom Kaiserhofe wollte er neue Nachrichten nicht erhalten haben.

Ich habe die Überzeugung, daß ohne die fortwährend von Herrn v. Giers bereiteten Verzögerungen die Vorverhandlungen längst hätten abgeschlossen sein können.

Ich bin nicht im Zweifel, daß die beiden chinesischen Unterhändler im Interesse ihres Landes einen baldigen Frieden auch unter großen Opfern für notwendig halten, daß sie aber besorgt sind, daß gegenteilige Einflüsse am Kaiserhofe die Oberhand behalten.

---

[1]) So schon in dem Bericht vom 3. November.

Tagebuch, 23. November.

Heute bin ich in einem chinesischen Theater gewesen. Der Chinese hat eine große Leidenschaft für Theater, deren es hier in Peking viele gibt. Sehr reiche Leute besitzen eigene Theater. Schon mehrfach war ich von den Ältesten der Kaufmannschaft eingeladen worden; als ich endlich annahm, fand natürlich eine Galavorstellung statt. Ich wurde mit meinen Herren feierlich empfangen und in besonders hergerichtete Logen geführt, wo ein gedeckter Tisch stand und uns außer Tee, der hier niemals fehlt, Champagner, Obst, Kuchen und Zigarren angeboten wurden. Zuerst gab es zwei kurze, sehr törichte Stücke. Die Damenrollen werden stets von Männern gegeben, da die Weiblichkeit sich überhaupt nur sehr wenig öffentlich zeigt. Es wurde eine Musik dazu gemacht zum Steinerweichen oder besser gesagt, um Kopfweh zu bekommen. Das Publikum saß an kleinen Tischen und rauchte aus Pfeifen, trank Tee, aß Obst und machte ebenfalls Lärm. Statt des Bravo schreit der Chinese Haa. Zum Schluß kam eine Pantomime mit mächtigen Fürsten, bösen Geistern, Kriegern usw. und so geschickten Akrobatenkunststücken, wie ich sie noch niemals gesehen habe. Ich war aber froh, als ich nach anderthalb Stunden wieder in meinem Wagen saß.

24. November.

Der hiesige Finanzminister war von der Kaiserinwitwe befragt worden, ob man die Angriffe auf die Gesandtschaften fortsetzen solle; als er dies widerriet, hat Ihre Majestät ihn angespuckt, Prinz Tuan ihn mit Füßen getreten und hinauswerfen lassen. Nach zwei Stunden war der Unglückliche schon enthauptet. Die in einem Tempel beigesetzte Leiche sollte nunmehr in einer außerhalb der Stadt befindlichen Familiengruft bestattet werden. Die mit Prinz Tsching verwandte Familie hatte sich an mich mit der Bitte gewandt, eine Eskorte zum Schutze des Leichenzugs zu bewilligen. Graf Eulenburg war dazu bereit und von mir mit zehn Reitern der Stabswache entsandt worden. Die Feier begann früh um 8 Uhr und dauerte bis zum Dunkelwerden. Das zahlreiche Trauergefolge stand, Pfeifen rauchend und plaudernd, vor dem Tempel, dann trat der Hauptleidtragende, der älteste Sohn — in Weiß gekleidet, das hier die Trauerfarbe ist — aus dem Tempel, warf sich auf einem Kissen nieder und begann laut zu klagen, worin die Leidtragenden einstimmten. Nach einer Viertelstunde des Weinens und Schreiens erhob er sich, warf einen Teller hoch in die Luft, der dann auf dem Erdboden zerschellte. Nunmehr kam der Zug in Gang: vorauf das mit reichem Sattel- und Zaumzeug geschmückte Reitpferd des Verstorbenen, dann der kolossale mit schweren Decken und Pelzwerk be-

deckte Sarg von 32 Mann getragen, denen weitere 32 als Ablösung folgten, schließlich in zahlreichen Sänften das Trauergefolge. Schon vor Beginn wurden Tee und Gebäck und für die Eskorte Zigarren gereicht und viele Papierstücke verbrannt, auf denen — wohl der schlechten Zeiten wegen — geschrieben war, was sie bedeuten sollten, z. B. auch Geldsummen. Unterwegs auf dem 15 Kilometer langen Wege wurde ein größerer Frühstückshalt gemacht. Beim Passieren von Brücken zündete man Papierstücke an und warf sie in die Luft, um die bösen Geister fernzuhalten. Nach dem Begräbnis wurden wieder Tee und Zigarren verabfolgt und alles gründlich durchgesprochen. Heute erschien der Geheimsekretär Lihungtschangs, ein Verwandter des Verstorbenen, bei mir, um namens der Familie für meine große Freundlichkeit zu danken. Als er ins Zimmer trat, machte er vor mir den Kotau, d. h. er warf sich auf die Erde und schlug mit der Stirn auf den Boden, und zwar so stark, daß ihm die Brille von der Nase fiel. Übrigens war er ein gebildeter Mann, der sich lange in Europa aufgehalten hatte und gut englisch sprach.

Bericht vom 24. November.

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät bitte ich alleruntertänigst mir gestatten zu wollen, neben meinen regelmäßigen telegraphischen Meldungen und schriftlichen Berichten nachstehenden ehrfurchtsvollen Vortrag zu machen:

Ich habe seit Übernahme meines Kommandos in Ostasien die Besitzergreifung von Tschifu stets im Auge behalten und mir am 25. September cr. bei meiner Anwesenheit auf der Reede auch eine Ansicht über die Ausführbarkeit zu bilden gesucht. Nach weiterem Einblick in chinesische Verhältnisse kann ich dieselbe dahin zusammenfassen, daß ich die Einnahme für nicht schwierig und bei Mitwirkung des Panzergeschwaders für leicht halte. Militärische Bedenken hatte ich nur in bezug auf die dauernde Besetzung und die Sicherung nach der Landseite. Bei der Mannigfaltigkeit der Aufgaben, die dem deutschen Expeditionskorps zugewiesen sind, welche durch den bevorstehenden Abzug der russischen Truppen noch vermehrt werden dürften, waren Streitkräfte zur Besetzung Tschifus — es würde sich wohl mindestens um zwei Bataillone und eine Batterie gehandelt haben — kaum verfügbar, und war zu bedenken, daß die Eisverhältnisse an der Küste von Tschili die gelandeten Truppen bald auf drei Monate von aller Verbindung mit dem Expeditionskorps abgeschnitten haben würden. Sollten die politischen Verhältnisse nicht andere Gesichtspunkte ergeben, so würde ich mit Wiedereröffnung der Schiffahrt, also spätestens am 1. März 1901, zur Fortnahme Tschifus

schreiten. Da China, auch wenn der Friede bald zustande kommen sollte, die Geldentschädigung nur sehr allmählich wird zahlen können, so würde Tschifu wohl ein sehr geeignetes Objekt als Faustpfand für Deutschland bilden. Inwieweit die anderen Mächte zu ähnlichen Maßnahmen schreiten würden, und wie da eine Einigung zu erzielen wäre, entzieht sich meiner Beurteilung, wie ich ja überhaupt von hier aus die politischen Verhältnisse nicht völlig zu übersehen in der Lage bin.[1])

Soweit bei militärischen Maßnahmen das politische Gebiet in Mitleidenschaft tritt — und das ist beinahe immer der Fall, da ich mit Kontingenten sieben verschiedener Mächte in Beziehungen stehe —, so ist es mein Bestreben, sorgsam alles zu vermeiden, was Eurer Majestät Politik stören könnte. Ich habe mich bemüht, bei den sich diametral entgegenstehenden Interessen Rußlands und Englands, die in der Eisenbahnfrage hart aufeinanderstießen, mich auf der mittleren Linie zu halten und immer betont, daß ich über Eigentumsfragen niemals eine Entscheidung geben könne, sondern nur die gemeinsamen Interessen der internationalen Truppen vertrete.

Zwischen englischen und russischen Offizieren ist der Haß ein so tiefgehender, daß ich Mühe gehabt habe, Ausbrüche der Leidenschaft zu verhindern. Die Engländer stehen aber auch mit den Franzosen auf keinem guten Fuße, und gehen sich die Offiziere sozial aus dem Wege. Die russisch-französische Freundschaft ist auf chinesischem Boden nicht erkennbar geworden. Die ersten hierher gesandten französischen Truppen, ausschließlich Kolonialtruppen, waren von sehr minderwertiger Beschaffenheit und hatten sich bei dem Marsch auf Peking und bei den Kämpfen in dieser Stadt die allgemeine Mißachtung zugezogen, was von den Russen am deutlichsten zum Ausdruck gebracht worden und den Franzosen nicht entgangen ist. Es kommt hinzu, daß Herr Pichon, der französische Gesandte, ein rechtschaffener Mann und geradezu entsetzt ist über die russische Politik und speziell über das Verhalten des Herrn v. Giers. Ich kann hierbei aus eigener Erfahrung sagen, daß die hiesigen Diplomaten einmütig darin sind, Herrn v. Giers die Glaubwürdigkeit abzusprechen. Durch weitgehende Rücksichtnahme und durch große Höflichkeit bin ich nunmehr soweit gekommen, mit dem General Voyron auf einem guten Fuße zu stehen, und scheint er sich in einem Bericht nach der Heimat sehr anerkennend über mein Verhalten seinem Kontingent gegenüber ausgesprochen zu haben. In Tientsin und Paotingfu sowie in mehreren Etappenorten hat sich ein unbefangener Verkehr zwischen deutschen und französischen Offizieren entwickelt, und ist von letzteren, allerdings niemals von den Generalen, mehrfach der Revanchegedanke als überlebt bezeichnet worden. Bei der

[1]) Vgl. jedoch S. 57 ff.

Verschiedenheit der Interessen der durch Truppen hier vertretenen Staaten, bei den oft sehr voneinander abweichenden Grundsätzen über Kriegführung, Kriegsrecht, Handhabung der Disziplin, Stellung der Offiziere und dergleichen mehr, und endlich bei dem doch nur sehr losen Verhältnis des französischen und amerikanischen Kontingents zu mir, fehlt es an Gelegenheit zu Reibungen nicht. Da mit solchen Eurer Majestät Interessen aber nicht gedient, suche ich solche bei aller Wahrung meiner Stellung zu vermeiden. Ich glaube auch sagen zu dürfen, daß mir dies bisher gelungen ist. Ich stehe mit allen Befehlshabern, die es an Höflichkeit und militärischem Takt niemals haben fehlen lassen, auf dem besten Fuße. General Linewitsch, den ich zweimal ernster angefaßt habe, und Oberst Garioni, den ich zur Rücknahme einer Maßregel nötigte, haben dies nicht übelgenommen.

Wenn das Armeeoberkommando in den Augen der Welt auch keine hohe Bedeutung haben mag, so wollen Euer Majestät doch versichert sein, daß Allerhöchstdieselben durch die Initiative zur Schaffung eines solchen der gemeinsamen Sache einen unschätzbaren Dienst geleistet haben. Ich habe ein Chaos hier vorgefunden, welches ohne Armeeoberkommando nur noch verwirrter geworden wäre, das aber tatsächlich nun nicht mehr vorhanden und ganz erträglichen Zuständen gewichen ist. Daß eine Einheitlichkeit in der militärischen Tätigkeit der Kontingente vorhanden, ist nicht allein den Chinesen, sondern auch den Russen sehr unangenehm. Herr v. Giers, den ich sorgsam beobachten lasse, hat fortlaufende Verbindung mit Lihungtschang und sucht chinesische Interessen zu vertreten. Von ihm ist angeregt worden, die Feindseligkeiten einzustellen, und hat er sich eifrig bemüht, mich von den Unternehmungen auf Paotingfu und auf Kalgan, die sich beide als sehr wirkungsvoll ergeben haben, abzuhalten.

Während Rußland, befriedigt durch die Besitznahme der Mandschurei, wahrscheinlich zu einem Separatabkommen mit China gelangen will oder vielleicht schon gekommen ist, hat Frankreich ähnliche Absichten nach meinem Dafürhalten nicht; es scheint weitergehende Pläne zu verfolgen. Zu solchen gehört wohl durch stark zum Ausdruck kommendes Interesse für die katholischen Missionen eine Annäherung an den Vatikan mit Wiedererlangung des Protektorats über die katholischen Christen in heidnischen und mohammedanischen Ländern, dann aber auch eine Erweiterung des hinterindischen Besitzes. [. . .]

Wenn ich trotz meiner Ankunft auf Taku-Reede am 26. September erst am 12. Oktober habe mit größeren Operationen beginnen können, so hat dies allein gelegen an der Unfertigkeit des deutschen Kontingents, dem es damals an brauchbaren Pferden und Fahrzeugen noch sehr gebrach. Ich darf diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Eurer Majestät

meinen alleruntertänigsten Dank zu Füßen zu legen über die mir übertragene hochinteressante und lehrreiche Kommandostelle und für das mir dadurch erneut erwiesene allergnädigste Vertrauen. Wolle Gott mir Einsicht und Kraft verleihen, mein Amt zu Eurer Majestät Zufriedenheit zu führen.

*

Während[1]) meines Aufenthaltes in Wilhelmshöhe vor meiner Abreise nach China machte ich die Erfahrung, daß der Kaiser mit dem Verhalten des Admirals Bendemann nicht völlig zufrieden war, namentlich deshalb, weil der Admiral Tschifu nicht in Besitz genommen hatte, wozu er vom Kaiser angeregt worden war.[2]) Dieser ließ es in seiner Lebendigkeit an harten Ausdrücken nicht fehlen. Der Grundgedanke war natürlich, unseren Besitz in Schantung (Kiautschu) erheblich zu erweitern, womöglich auf den größten Teil der Provinz auszudehnen. Es sollte das die Wirkung der „Aufteilung“ von China für uns darstellen.

Mein persönlicher Eindruck am 25. September 1900 war der, daß mit Hilfe des Panzergeschwaders die Forts in kurzer Zeit zu überwältigen seien, daß auch das Kreuzergeschwader allein die Aufgabe würde lösen können. Von einem Angriff konnte aber zunächst keine Rede sein, da die Auffassung allgemein bestand, daß die verbündeten Mächte nur mit Tschili Krieg führten, so daß Schantung, ebenso wie der Jangtse usw. neutrales Gebiet waren. Wenn daher auch Admiral Bendemann vor meiner und auch vor des Panzergeschwaders Ankunft imstande gewesen wäre, Tschifu in Besitz zu nehmen, so hat er doch richtig gehandelt, es nicht zu tun, sowohl aus militärischen als aus politischen Gründen. Von letzteren später.[3]) Die militärischen Gründe lagen darin, daß nach der Einnahme doch Maßregeln nötig gewesen wären, um den neuen Besitz sicherzustellen. Dazu reichten aber Bendemanns Kräfte bei weitem nicht aus, um so weniger, als der Flotte doch voraussichtlich noch andere Aufgaben wie der Angriff auf Schanhaikwan und die Hilfe beim Ausschiffen des Expeditionskorps bevorstanden.

Nach meiner Ankunft konnte ich gar nicht daran denken, deutsche Truppen für Aufgaben außerhalb Tschilis abzugeben, ganz abgesehen davon, daß sie ihre Ausrüstung usw. noch lange nicht vollendet hatten. Außerdem wäre es im Falle eines Angriffs auf Tschifu wohl unumgänglich gewesen, die Besatzung von Kiautschu zu verstärken. Der Gouverneur fühlte sich schon

[1]) Aus einer Aufzeichnung, betitelt „Tschifu“, vom Jahre 1902.
[2]) Vgl. o. S. 6.
[3]) Siehe S. 58 ff.

sowieso nicht stark genug und bat mich um Hilfe.[1]) Hätte sich Juanschikai,[2]) der augenscheinlich den besten Willen hatte, mit uns gut zu stehen und der mit fester Hand gegen die Boxer eingeschritten war, gegen uns wenden müssen, so war Kiautschu in hohem Maße bedroht; dann wäre für uns statt des Krieges in Tschili ein solcher in Schantung entstanden.

Gegenüber den mir bekannten Wünschen des Kaisers war ich auf sehr vorsichtige Behandlung der ganzen Angelegenheit angewiesen. Ich wollte mir nicht gern den Ruf eines „schlappen Kerls" zuziehen, aber auch nicht leichtfertig ein Unternehmen beginnen, dessen Folgen unübersehbar waren. Ich beschloß daher, zunächst in der Angelegenheit nichts zu tun, wozu der unfertige Zustand des Expeditionskorps mir ja die beste Handhabe bot, und sagte mir auch, daß bis zur vollen Operationsfähigkeit der deutschen Truppen der Winter herankommen würde, der überseeische Unternehmungen — infolge der Vereisung der Taku-Reede — ausschloß. Daß Tschifu aber noch immer den Kaiser beschäftigte, ging aus einem Schreiben Schlieffens hervor, in dem mir das Unternehmen nicht befohlen, aber doch nahegelegt wurde. In meinen Berichten habe ich die Frage mit Vorsicht behandelt, weil ich weiß, daß man mit Zeitgewinn beim Kaiser manches erreichen kann, mit direktem Regieren in der Regel nichts. Daß Schlieffen nicht abgeredet hat, daß das Auswärtige Amt oder besser gesagt der Reichskanzler sich nicht energisch dagegen aufgelehnt haben, ist mir noch heute unfaßlich, denn die politischen Folgen wären unter allen Umständen unangenehmer Natur gewesen.

Zunächst wären ungesäumt englische, japanische, amerikanische und französische, vielleicht auch italienische Schiffe im Hafen von Tschifu erschienen, um Truppen zu landen. Es hätte ähnliche Zustände ergeben wie in Schanghai. Jede weitere Aktion wäre uns unmöglich gemacht worden. Japan hätte sicherlich Protest erhoben, weil es mit Tschifu sehr regen Handelsverkehr hat und diesen nicht geschädigt wissen will. Wahrscheinlich wären aber von England und Amerika ernstere Proteste gekommen. Diese Mächte wollten durchaus den Krieg auf Tschili beschränkt haben, um in ihrem Handel mit dem übrigen China nicht gestört zu werden. Rußland hätte uns wahrscheinlich zugeredet, uns in Schantung soweit auszubreiten, wie wir wollten, in der sicheren Erwartung, uns mit England und auch mit Japan in Differenzen zu bringen. Frankreich, das sich naturgemäß über jede Kombination freut, die uns Ungelegenheiten bereiten kann, hätte uns vielleicht — auf Betreiben Rußlands — zu einer Ausbreitung in Schantung zugeredet, um uns mit Amerika, England und Japan in Differenzen zu bringen. Wir hätten aber, da ich ohne bestimmten Befehl handeln

[1]) Vgl. o. S. 35.
[2]) Vizekönig von Schantung.

sollte, ich hätte dann den Anstoß dazu gegeben, die eben mühsam erreichte Einigkeit der Mächte zu sprengen; ich hätte also das Gegenteil von dem tun sollen, was meine Hauptaufgabe war, den Chinesen gegenüber die Einigkeit der Mächte zum Ausdruck zu bringen. Ich hätte das getan, was die Chinesen hofften und worauf sie mit Sicherheit rechneten. Kam es zu ernsten Differenzen, so hätten wir mit einer großartigen Blamage geendet, denn schon allein Japan wäre imstande gewesen, uns zum Abzuge aus Asien zu zwingen, und wenn wir nicht wollten, uns zu vernichten. Angenommen aber, wir wären wirklich in den Besitz eines größeren Teiles der Provinz Schantung gekommen, was hätten wir damit erreicht? Die Besetzung, zu der kaum das ganze Expeditionskorps gereicht hätte, würde auf die Dauer Summen erfordert haben, welche schwerlich im Reichstag bewilligt worden wären. In jedem Falle aber bestand dann für uns bei problematischem Nutzen die Gefahr, eine höchst verwundbare Stelle zu besitzen, die bei Konflikten von unseren Feinden beachtet worden wäre. Schließlich hätte auch das wieder zur Ordnung gekommene China den Versuch gemacht, uns in Schantung los zu werden. Sind wir aber imstande, Krieg gegen China zu führen? Eine Blamage wäre also auch hier die Folge gewesen.

Ich habe nun, um aus der Sache gut herauszukommen und in der Überzeugung, den Kaiser zu kennen, ein vielleicht eigentümliches Verfahren angewendet. Nachdem die Taku-Reede zugefroren, Expeditionen über See also auf Monate ausgeschlossen waren, schrieb ich dem Kaiser, daß ich, sobald das Eis aufginge, Tschifu in Besitz nehmen würde;[1]) ich tat es, ohne selbst meinem Generalstabschef[2]) Kenntnis zu geben. Zwei Bataillone und eine Batterie hatte ich in Tientsin bereit und die nötigen Transportschiffe stets zu meiner Verfügung, so daß eine längere Vorbereitungszeit nicht nötig war. Ich sagte mir, daß der Kaiser nun in die Lage gebracht sei, über die Angelegenheit in Ruhe nachdenken zu müssen, sie auch mit anderen zu besprechen, und daß dann der Reichskanzler doch soviel Einsicht haben würde, die gegen das Unternehmen vorliegenden Bedenken zu erkennen; ferner wußte ich, daß der Kaiser zu gewagten Experimenten nicht neigt, wenn sie zur Tat werden sollen. Ich habe mich auch nicht getäuscht, denn in den ersten Februartagen ging der telegraphische Befehl ein, Tschifu nicht anzugreifen, sondern dazu besondere Weisung abzuwarten.[3]) Schwarzhoffs Erstaunen war groß, als ich ihm von der hinter seinem Rücken abgemachten Sache erzählte. Ich hatte erreicht, was ich

---

[1]) S. den Bericht vom 24. November.

[2]) Generalmajor v. Schwarzhoff.

[3]) Telegramm des Kaisers vom 2. Februar. Vgl. auch dessen Schreiben vom 19. Januar, unten S. 104.

wollte, auch daß der Kaiser nicht sagen konnte, ich hätte keinen Schneid, was ja von den Herren des Hauptquartiers mit Behagen nachgesprochen worden wäre. Vor der Geschichte kann es jetzt wohl so gedreht werden, als habe ich Tschifu angreifen wollen, tatsächlich war aber meine Absicht, ein solches Beginnen zu verhindern,[1] und ich erreichte sie, indem ich dem Kaiser die Verantwortung zuschob. Ich habe die Überzeugung, damit nicht allein Deutschland sondern der ganzen Welt einen Dienst geleistet zu haben.

*

Tagebuch, 25. November.

Sonntag und Totenfest. Ich war in der Stadt zum Gottesdienst bei der 1. Infanteriebrigade; ein großer Teil der Gemeinde blieb zur Abendmahlsfeier. Die Verhältnisse weisen hier eigentlich jeden auf ernste Einkehr hin, nach meinen Eindrücken leider doch vielfach ohne Erfolg, hauptsächlich wohl, weil die Kriegführung, wie sie hier ist, leicht dazu führt, die Menschen zu verrohen und abzustumpfen und die Begriffe über das Eigentum zu verwirren. Für die deutsche Armee wäre es sehr wünschenswert, wenn Kriege gegen heidnische Völker ihr nicht oft zugemutet würden. An Ermahnungen und auch an schweren Strafen fehlt es wahrlich nicht; man darf aber auch andererseits nicht vergessen, wie schwer es unseren Soldaten gemacht wird, wenn sie täglich sehen, wie Soldaten anderer Nationen mit geraubtem Gute offen Handel treiben, wie zahllose Chinesen ihre eigenen Landsleute, namentlich deren leerstehende Häuser ausplündern und den Raub veräußern. Während ein Bataillon zur Expedition auf Paotingfu abwesend war, ist dessen leider sehr ausgedehntes und infolgedessen schlecht bewachtes Quartier von Chinesen geplündert worden.

Ein erfreuliches Zeichen ist es, daß jetzt oft Chinesen nach Peking kommen mit der Bitte, sie gegen Boxer, die sich allmählich in Räuberbanden umgestalten, zu schützen. Es wird dann eine kleine Expedition hinausgeschickt, der betreffende Ort umzingelt, und das Ende ist regelmäßig die Erschießung der Übeltäter. Wie viele Menschen auf solche Weise schon umgekommen sind, wird nie ermittelt werden. Auf das chinesische Publikum machen die Exekutionen wenig Eindruck. Man ist hier gewohnt, ein Menschenleben sehr gering zu achten. Die chinesischen Hinrichtungen finden meist auf ganz kleinen Plätzen in der Stadt und ohne alle Zeremonien statt. Es sehen eine Anzahl Einheimische zu, andere gehen ruhig vorüber. Für uns ganz unfaßlich ist es, mit welchem Gleichmut der Chinese, der an sich feige ist, stirbt. Mir ist auch nicht ein Fall bekannt geworden unter den

[1]) Vgl. auch den Bericht vom 12. Januar 1901.

zahllosen Hinrichtungen, bei dem ein Chinese auch nur eine Spur von Furcht oder Gemütsbewegung gezeigt hätte.

Bericht vom 28. November.

[...] Über die Eurer Majestät telegraphisch kurz gemeldeten Verhandlungen mit den Russen wegen Übergabe der Eisenbahn Jangtsun—Schanhaikwan und über die Räumung von Tschili kann ich des weiteren berichten, daß General Kuropatkin mir den 1. Januar russischen Stils als spätesten Termin namhaft gemacht, sich aber bereit erklärt hat, wenn ich es wünschen sollte, die Übergabe an einem früheren Termin zu bewirken. Oberst Fürst Engalitschew teilte mir vertraulich mit, daß über diese ganze Frage in Petersburg erhebliche Meinungsverschiedenheiten geherrscht hätten, in denen schließlich General Kuropatkin mit seiner Ansicht durchgedrungen sei, die darauf hinauslief, daß die chinesische Mauer als Südgrenze der russischen Interessen anzusehen sei, die Provinz Tschili den übrigen Interessenten überlassen werden könne. Fürst Engalitschew fügte hinzu, daß nach seiner Ansicht Rußland, indem es die Mandschurei im Besitz habe, vollkommen befriedigt sei und es den anderen Mächten überließe, sich schadlos zu halten. Ich bin überzeugt, daß diese Auffassungen zutreffend sind und ebenso, daß zwischen Herrn v. Giers und Lihungtschang ein festes Abkommen bereits besteht. Der intime Verkehr beider ist nicht mir allein aufgefallen, und sagte mir heute der französische Gesandte Pichon, er sei überzeugt, daß von allen Verhandlungen des diplomatischen Korps Lihungtschang unverzüglich Kenntnis erhalte.[1]) [...] Bei der geradezu feindlichen Stellung der Engländer zu den Russen, die in den Klagen, die von beiden Seiten mir vorgelegt worden, einen hohen Grad angenommen hat, werde ich, um ernste Mißhelligkeiten zu verhindern, die Bahn zunächst selbst von den Russen übernehmen, und werde erst nachher sie den Engländern zum Betrieb übergeben.

[...] Wie ich Eurer Majestät in meinem Telegramm vom heutigen Tage zu melden mir erlaubte, mehren sich die Eindrücke, daß der chinesische Hof zum Einlenken bereit wird. Man hat sich überzeugt, daß wir nicht allein bereit sind, den Winter hier zu bleiben, sondern unsere Macht auch weit über Peking hinaus zur Geltung zu bringen. Die Expedition auf Kalgan, vor der, wie sich nunmehr ergeben hat, 8000—10 000 Mann chinesischer Truppen in wilder Flucht nach der Provinz Schansi ent-

[1]) In einer Aufzeichnung des Verfassers über ein Gespräch mit dem Prinzen Engalitschew vom 30. November heißt es: „Die Russen verkehren täglich mit Li, ich gehe soweit zu glauben, daß sie die Chinesen darin bestärken, den Friedensschluß hinauszuzögern, um uns und England Schaden zu tun. Die russischen Vertreter hier, Giers und Uchtomski sind ganz böse Burschen." [Über den Fürsten Uchtomski vgl. die Eintragung vom 17. Dezember.]

wichen sind, hat einen gewaltigen Eindruck gemacht und den der Besitznahme von Paotingfu um so mehr verstärkt, als die Franzosen von dort ihre Spitzen bis etwa fünfzig Kilometer weit nach Süden vorgetrieben haben.

Was die Besetzung der Kaisergräber anlangt, so habe ich mich an derselben nicht beteiligt, weil nach meiner Auffassung es gefährlich sein könnte, die religiösen Empfindungen der Bevölkerung zu verletzen. Ich habe mich aber nunmehr überzeugt, daß ich hierbei von unrichtigen Auffassungen beherrscht war. Die Gräber der jetzigen Dynastie teilen sich in die sogenannten östlichen, etwa hundert Kilometer nordwestlich Peking, und die sogenannten westlichen, etwa ebenso weit südwestlich Peking bei der Stadt Itschau gelegen. Die Kaiser sind meist abwechselnd in dem einen oder anderen bestattet worden. Die Örtlichkeiten, weite Räume in romantischer Gegend gelegen und gewaltige Anlagen umfassend, werden als Heiligtümer angesehen. Ihre Schändung würde die Dynastie in den Augen des Volkes unmöglich gemacht haben. Die Besetzung durch die Franzosen, bei der mancherlei Unregelmäßigkeiten allerdings vorgekommen zu sein scheinen, die Grabstätten aber unberührt geblieben sind, hat nun bewirkt, daß der Kaiserhof unter dem Druck der Sorge steht, eine Zerstörung könne dennoch eintreten. Außerdem wird es aber aufs schwerste empfunden — dies wird erst verständlich, wenn man die Bedeutung des Ahnenkultus kennen zu lernen in der Lage ist —, daß regelmäßige Besuche der Gräber und Opferungen als Ehrungen der Verstorbenen nicht stattfinden können. Die ganze Maßregel hat daher sicherlich, wie mir auch von Chinesenkennern bestätigt wird, dahin gewirkt, die Neigung zur Nachgiebigkeit zu fördern.

Tagebuch, 29. November.

Der gestrige Tag fand noch einen sehr traurigen Abschluß. Graf Yorck ist an Kohlenoxydvergiftung verstorben. Dieser jähe Tod hat uns alle hier auf das tiefste berührt, besonders mich selbst. Die Armee verliert einen vortrefflichen, auf vielen Gebieten brauchbaren Offizier. —

Heute morgen ritt ich mit großem Gefolge aus, um einen bisher noch nicht von mir besuchten Tempel, den der Vorfahren, in Augenschein zu nehmen. In den drei großen Hallen war nichts von Buddha zu sehen; sie dienten ausschließlich der Verehrung der Verstorbenen. Wir traten in heilige Räume ein, die sicherlich noch nie ein europäischer Fuß entehrt hat, und wahrscheinlich außer Mitgliedern des Kaiserhauses auch nur wenige Chinesen betreten haben. Einige schmutzige Tempelwächter öffneten, der Gewalt weichend, anfangs etwas erstaunt, die Pforten. In jeder der drei Hallen, die in ihrer Aufeinanderfolge hier immer eine Steigerung bedeuten,

waren für die ganze verstorbene Verwandtschaft Nischen, in denen in schönen Kästen Stammbäume und Familiennachrichten usw. aufbewahrt waren und vor denen Sessel mit schön gestickten seidenen Kissen standen. Auf diesen denkt man sich die verstorbenen Familienmitglieder während der Feiern sitzend, wie man ja hier immer mit den Geistern der Abgeschiedenen rechnet. Diesem von allen Chinesen geübten Ahnenkultus liegt doch ein sehr schöner Gedanke zugrunde; er hält die Nation zusammen und ersetzt in etwas die sich auf Morallehre beschränkende Religion. Erst wenn man sich in diese Ahnenverehrung hineindenkt, wird vieles verständlich. So sind kinderreiche Ehen immer ein Glück, weil die Eltern von vielen, und auch über das Grab hinaus, verehrt werden. Ferner: den Prinzen Tuan enthaupten, also einen entehrenden Tod sterben zu lassen, ist schwer zu erreichen, weil sein Sohn die Aussicht hat, Kaiser zu werden, und man einen Kaiser nicht gebrauchen kann, der das Andenken des Vaters nicht ehren könnte. Der jetzige Kaiser schließlich ist ein bedauernswerter Mann ohne allen Einfluß, weil er keine Kinder hat, also von Nachkommen nie verehrt werden kann.

30. November.

Um meine Kenntnisse zu bereichern, unternahm ich heute einen Ritt nach dem Tsunglijamen, also dem chinesischen Auswärtigen Amt. Seitdem die Russen Peking geräumt, hat es eine deutsche Wache, die aber nichts tun kann, als total verwüstete Häuser beschützen. Die Russen hatten die Plünderung gründlich vorgenommen. Das Etablissement liegt, wie alle von Bedeutung, in einer engen und schmutzigen Querstraße und besteht aus einer großen Zahl einstöckiger, oft winklig zueinander liegender Häuser, die von einer Mauer umgeben sind. Ich hatte bald genug gesehen und war froh, als ich aus dem Chaos von Trümmern, Scherben und Schmutz wieder heraus war. Daß hier der Sitz des Auswärtigen Ministeriums eines Kaiserreiches gewesen sein soll, kann man erst verstehen, nachdem man vier Wochen in Peking gelebt hat. Die von dem Gesandtschaftsviertel dorthin führende Hauptstraße heißt vorläufig Kettelerstraße, weil in derselben der feige Mord verübt worden ist.

Bericht vom 4. Dezember.

[. . .] Kurz nach meinem Eintreffen in Peking wurde meine Aufmerksamkeit auf das im chinesischen Staatsbesitze befindliche Observatorium gelenkt durch den Umstand, daß ein Mitglied der französischen Gesandtschaft meinen Chef des Generalstabes aufsuchte und bat, mir den Wunsch vorzutragen, es möchten genannter Gesandtschaft einzelne Instrumente des Observatoriums zur Wegschaffung nach Frankreich überlassen werden. Diese in sehr

großen Dimensionen aus Bronze gefertigten Instrumente (Himmelsglobus von etwa zwei Meter Durchmesser, Quadrant, Sextant usw.) sind gegen Ende des 17. Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Kangsi von dem niederländischen Pater Verbiest hergestellt worden. Sie stehen seit mehr als zweihundert Jahren auf der östlichen Stadtmauer unter freiem Himmel und haben keinerlei wissenschaftlichen, aber einen außerordentlich hohen künstlerischen Wert, da der Entwurf und die Ausführung der die eigentlichen Instrumente tragenden monumentalen Drachenfiguren von hoher Vollendung sind. Von französischer Seite wurde erwähnt, daß ein Teil der Instrumente in Frankreich hergestellt oder als Geschenk Ludwigs XIV. nach China gelangt sei; es dürfte dies jedoch, wenn überhaupt, sicher nur für eines derselben zutreffen, das nach Form und Herstellung völlig aus dem Rahmen der anderen herausfällt. Bevor auf das Ansuchen der Gesandtschaft eine Antwort erteilt worden war, ging Anfang November ein Schreiben des französischen Divisionsgenerals Voyron ein, in welchem allgemein die Bitte um Erlaubnis zur Fortführung der Instrumente des Observatoriums gestellt wurde. Für meinen Entschluß war nun die Erwägung maßgebend, daß diese Instrumente zweifellos chinesisches Staatseigentum waren, daß dieselben sich in einem Stadtbezirk befanden, welchen deutsche Truppen besetzt hielten und daher nach hier allgemein durchgeführtem Gebrauche als Kriegsbeute derselben zu betrachten waren, sowie endlich, daß in Aussicht genommen werden konnte, sie bei Aufstellung der voraussichtlich in vollem Umfange kaum zu erlangenden Kriegskostenentschädigung für ein Äquivalent wenigstens eines kleinen Teils derselben anzusehen. Aus diesen Gründen[1]) hielt ich es für richtig, wenn eine Wegschaffung überhaupt in Frage kam, dem deutschen Kontingent das erste Anrecht zuzusprechen; ich erachtete es aber andererseits für zweckmäßig, den französischen Wünschen, soweit als nur irgend angängig, entgegenzukommen und entschied daher, daß die Instrumente zum Teil den Deutschen, zum Teil den Franzosen zufallen sollten. Die Verteilung geschah in einer vereinbarten Zusammenkunft des Chefs meines Stabes mit einem französischen Offizier, dem Oberstleutnant Marchand. Hierbei wurde diesem zunächst das einzige — vielleicht — aus Frankreich stammende und künstlerisch völlig wertlose Instrument zur Verfügung gestellt, auf dessen Fortnahme der Oberstleutnant jedoch verzichtete, nachdem auch deutscherseits dessen Belassung in Peking zugesagt worden war. Der Himmelsglobus wurde für Deutschland reserviert und sodann bei der

---

[1]) Tagebuch, 7. Dezember: [...] „auch daraufhin, daß von allen unseren lieben Bundesgenossen hier ganze Schiffsladungen von einfach geraubten Kunst- und Wertsachen bereits nach Hause gesandt worden sind, wobei es sich noch dazu in den meisten Fällen sicherlich um Privateigentum handelte."

Verteilung der übrigen acht Instrumente den französischen Wünschen in weitgehender Weise Rechnung getragen.

Hiermit schien die an und für sich nicht allzu wichtige Angelegenheit erledigt, als gestern abend folgender nach Form und Inhalt gleich unqualifizierbarer Protest des amerikanischen Generals Chaffee einging: . . .[1]) Having heard that the astronomical instruments are being removed from the observatory, an officer of my staff went there yesterday and on his return confirms the report. I have the honour to inform Your Excellency that my government would vehemently denaunce any officer of its service who might enter upon spoliation of this sort, and it will sincerly regret to learn that any nation with which it cooperated to relieve the besieged legations in Peking authorizes or permits its troops to injure or remove any instruments or other part of the observatory. As commander of one of the four cooperating columns which relieved the legations on August 14th, I make to You respectful protest in this matter and shall inform my government of the fact. With assurance . . .[1])

Ich sandte dies Schriftstück sofort mit nachfolgendem Schreiben zurück: „Eurer Exzellenz beehre ich mich ergebenst mitzuteilen, daß mich das Schreiben vom heutigen Tage über die Instrumente des Observatoriums sowohl durch seine Form wie durch seinen Inhalt außerordentlich befremdet hat. Ich bin nicht in der Lage, derartige Äußerungen entgegenzunehmen und gestatte mir daher ergebenst das anliegende Schreiben Eurer Exzellenz wieder zur Verfügung zu stellen. Mit vorzüglicher Hochachtung usw."

Ich verfehle nicht anzufügen, daß am gestrigen Nachmittage auch noch ein Schreiben des deutschen Gesandten mit der Mitteilung einging, daß im Auftrage des Prinzen Tsching der chinesische General Jintschang die Bitte gestellt habe, es möchten Schritte getan werden, um die beabsichtigte Fortführung der Instrumente rückgängig zu machen.

Tagebuch, 8. Dezember.[2])

Ich war auf den Erfolg meines Schreibens an Chaffee sehr gespannt, bis gestern ein Schreiben von ihm einlief, in dem er das Mißverständnis bedauerte und anfragte, ob er heute um 11 Uhr zu mir kommen könnte, um sein Bedauern auch mündlich auszusprechen. Ich erwiderte ihm sofort, daß ich die Sache nun für völlig erledigt hielte, und ihn bäte, sich um 11 Uhr nicht zu bemühen, sondern um 1 Uhr zum Frühstück zu mir zu kommen. Dies sagte er sofort zu, war zwei Stunden bei mir, und wir schieden als gute Freunde, was mir natürlich sehr angenehm ist. Ob die Angelegenheit

[1]) In der Abschrift des Berichts befindliche Punkte.
[2]) Wegen des Zusammenhangs vorangestellt.

politische Folgen haben wird, kann ich noch nicht übersehen. Ich weiß, daß die Amerikaner auch im diplomatischen Verkehr manchmal sehr unmanierlich sind; wir haben ja auch in den letzten Jahren in Samoa[1]) und Manila[2]) in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht. Bisher bin ich Sieger geblieben; ob man sich in Berlin vor Amerika vielleicht mehr fürchtet als ich hier, wird sich wohl bald herausstellen. Ich erkenne übrigens an, daß Chaffee sich bei der Erledigung wie ein Gentleman benommen hat.

5. Dezember.

Lihungtschang hat mir sagen lassen, er sei über die Friedensforderungen ungefähr orientiert. Wenn sie ihm erst offiziell zugestellt wären, so hoffe er, daß in vier Wochen der Friede abgeschlossen sein könne. Ich habe auf Grund meines zweimonatigen Verkehrs mit Chinesen den Argwohn, daß die Sachen ganz anders liegen, und daß die Leute recht haben, die behaupten, China denke noch gar nicht an Frieden und wolle uns jetzt nur hinhalten, in der Hoffnung, daß allmählich außer Rußland noch andere Mächte von der Gemeinschaft abbröckeln, was bei Amerika und wohl auch bei Japan zutreffen wird.

6. Dezember.

Ich besuchte den General Voyron und dann den General Gaselee und seinen Stabschef General Barrow, die sich in einem gut gehaltenen Jamen hübsch eingerichtet haben. Gaselee ist ein sehr angenehmer Mann von besten Formen, auch die meisten englischen Offiziere, mit denen wir hier in Berührung kommen, sind nette und liebenswürdige Leute. Ohne Frage stehen wir uns hier mit den Engländern, die fast alle in Indien gedient haben, sozial am nächsten, wie es ja wohl auch ganz natürlich ist.

7. Dezember.

Wie ich höre, werde ich sowohl in russischen als amerikanischen Zeitungen angegriffen, ich sei zu hart gegen die Chinesen und verzögere dadurch den Friedensschluß. Es spricht sich darin böser Wille und Unkenntnis der Verhältnisse aus. Wenn ich nicht hergekommen wäre, ständen noch heute feindliche Truppen im Halbkreise drei Meilen von Peking, und die Chinesen lachten über uns. Nur wenn man so scharf vorgeht wie möglich und rücksichtslos ist, kann man mit ihnen weiter kommen.[3])

---

[1]) Vgl. Bd. II, S. 428 f.

[2]) Infolge des Erscheinens des deutschen ostasiatischen Geschwaders vor Manila, als grade die Entscheidung im spanisch-amerikanischen Kriege über die Philippinen bevorstand (1898), kam es zu einem Verleumdungsfeldzug gegen Deutschland.

[3]) „Ich finde da gerade bei den Franzosen Hilfe, übrigens auch sonst in meinem Bestreben, den Chinesen gegenüber so scharf wie nur möglich zu verfahren.“ [Tagebucheintragung vom 5. Dezember.]

Über die Summe, die von China verlangt werden soll, stellt jede Macht eine Rechnung auf, es kommt dabei aber eine so große Gesamtziffer heraus, daß sogenannte Chinakenner behaupten, das Land sei nicht imstande, sie aufzubringen. Von Barzahlungen kann natürlich nicht die Rede sein, wohl aber von Verpfändungen von Zöllen und Steuern. Dabei erhebt sich dann natürlich die Frage: Was ist zu tun, wenn China nicht zahlt? Da heißt es sogleich: Jede Macht muß sich schadlos halten und ein Stück von China besetzen. Das ist nun leicht gesagt, und namentlich sind die Russen damit bei der Hand, die die Mandschurei unbestritten in Besitz haben und die genau wissen, daß bei Teilung unter den anderen Mächten sofort unlösbare Gegensätze in die Erscheinung treten. Für uns wäre ja das Gegebene, Tschifu zu besetzen und Teile von Schantung zu nehmen. Daß Japan dies aber gern sieht, ist nicht anzunehmen, und wenn England trotz Weihaiwei es zuläßt, so tut es dies nur, wenn wir ihm am Jangtse freie Hand lassen. Das können wir aber nicht, weil wir dort große Handelsinteressen haben; unser Handel hat dort einen solchen Aufschwung genommen, daß er den englischen weit überragt.[1]) Frankreich will sich von Tongking her ausdehnen, kommt aber dort mit England in Kollision. Japan möchte Amoy besetzen, was aber die übrigen Mächte nicht gern sehen. Amerika scheint zu wünschen, daß niemand etwas von China nimmt. Da soll nun jemand es allen recht machen! Über den Wert von Schantung gehen die Ansichten sehr auseinander. Während die einen sagen, es sei ein fruchtbares Land mit großen mineralischen Schätzen, die auch unschwer zu heben seien, behaupten die anderen, das sei teils Schwindel, teils arge Übertreibung. Meine Ansicht ist die, daß, mag es ein reiches oder ein armes Land sein, wir gut tun würden, uns mit Tsingtau und Kiautschu zu begnügen. Wir haben dann eine Kohlenstation und einen guten Kriegshafen, was beides erwünscht ist. Großer Landerwerb würde uns noch größere Schwierigkeiten schaffen und finanziell ruinieren. Wir können, wenn China sich erholt haben wird, allein keinen Krieg mit ihm führen.

Bericht vom 7. Dezember.

[. . .] Ich bin überzeugt, daß das Erscheinen starker Kräfte jenseits des Gebirges in einer von auswärtigen Truppen bisher noch niemals betretenen Gegend im Verein mit den vorgenommenen Bestrafungen nicht verfehlen wird, einen nachhaltigen Eindruck auf die Bevölkerung auszuüben. Aus diesem Grunde und infolge des militärischen Ergebnisses der Säuberung des nordwestlichen Teiles von Tschili von regulären chinesischen Truppen sehe ich in dem Verlaufe der Expedition nach Kalgan einen vollen Erfolg,

[1]) Ein vom Vf. später selbst bemerkter Irrtum

auf den nur der Tod des ersten Führers des Detachements, des Obersten Grafen Yorck, einen schmerzlichen Schatten wirft.

Da nunmehr der strenge Winter, der voraussichtlich eine längere Reihe von Wochen anhalten wird, eingetreten ist, und da die Provinz Tschili von chinesischen Truppen gesäubert zu sein scheint und das Boxerunwesen auch sichtlich nachgelassen hat, werden größere Operationen von mir in nächster Zeit wohl nicht angeordnet werden. Um die Truppen in Tätigkeit zu erhalten, und um der Bevölkerung unsere Anwesenheit dauernd zu zeigen, werde ich aber fortfahren, kleinere Expeditionen unternehmen zu lassen. [. . .] Wenn somit ein gewisser Abschnitt in der Tätigkeit der internationalen Truppen eingetreten ist, so möchte ich nicht unterlassen, Eurer Majestät über den Zustand des deutschen Expeditionskorps nachstehend zu berichten.

Es sind, ganz abgesehen von Entsagungen durch ungünstige Unterbringungs- und klimatische Verhältnisse, nunmehr wohl allen Truppenteilen große Anstrengungen in starken Märschen unter meist neuen und oft sehr schwierigen Verhältnissen auferlegt worden. Sie haben sich ihnen völlig gewachsen gezeigt und geht vom ältesten Offizier bis zum jüngsten Soldaten nur der eine Wunsch durch die von frischem Geiste beseelte Truppe, an den Feind zu kommen und im Gefechte ihre Schuldigkeit zu tun. [. . .] Was die Mannszucht der Truppen anbelangt, so ist sie durchweg als eine sehr gute zu bezeichnen; ich möchte es aber als unvermeidlich ansehen, wenn gegenüber der Kriegführung in einem zum Teil insurgierten Lande und dem leider vielfach sehr schlechten Beispiele, das unsere Soldaten bei denen der verbündeten Mächte haben, die bei uns gebräuchlichen Begriffe über Humanität und Eigentum auf schwere Proben gestellt werden. Daß mit rücksichtsloser Strenge darauf gesehen wird, den Ruf der deutschen Truppen nach dieser Richtung hin rein zu halten, wollen Eure Majestät allergnädigst versichert sein. [. . .]

Peking, 9. Dezember.[1])

Es ist unglaublich, daß die Friedensverhandlungen noch immer nicht in Gang kommen wollen. Die hiesigen Diplomaten beraten seit vielen Wochen, fragen häufig zu Hause an, und immer und immer wieder heißt es, nun kann es in einigen Tagen losgehen. Dann kommt von irgendeiner Macht wieder ein Bedenken oder es bleibt eine Antwort aus. Dies ist nunmehr bei England der Fall; weshalb, wurde hier nicht klar, doch deutet mancherlei darauf hin, daß sich zwischen uns und England irgendeine Verstimmung entwickelt hat. Nach meiner Überzeugung wie schon manches

---

[1]) Eine nicht zum Tagebuch gehörige, also auch nicht wie dessen einzelne Bogen nach Hause gesandte Aufzeichnung des Verfassers.

andere, deswegen, weil man in Berlin nicht konsequent verfährt, sondern hin und her tappt.

Da wir uns mit Rußland überworfen hatten, sollte man meinen, daß wir mit England zu einem Übereinkommen gelangt seien; das ist aber nicht der Fall, gegenseitiges Mißtrauen besteht fort, das seinen Hauptsitz wohl im Jangtsegebiet hat.[1]) England betrachtet dies als „Interessensphäre“ und will sich durchaus dort festsetzen. Für uns ist es von Wert, daß die anderen Nationen England die Suprematie nicht lassen. Der Jangtse, die wichtigste Straße in das Herz Chinas, soll allen offen bleiben. Das Mißtrauen kommt für mich insofern recht deutlich zum Ausdruck, als wir alles, was durch englische Schiffe und englische Truppen dort geschieht, sorgsam beobachten; England wiederum empfindet es höchst unbehaglich, so viele unserer Schiffe bei Schanghai zu sehen. An die Möglichkeit einer dauernden Freundschaft mit England habe ich noch niemals geglaubt und werde hier in meinen Ansichten nur bestärkt. Die Russenfreundschaft wäre mir weit lieber; mögen auch Verstimmungen zwischen den Souveränen vorliegen, unsere Politik kann ganz gut neben der russischen betrieben werden, während im Falle England durch unsere Weltmachtpolitik fortdauernd neue Reibungsgelegenheiten entstehen, und, genau genommen, wir und die Engländer natürliche Gegner sind und bleiben werden. An sich wäre die Welt für uns beide groß genug, die englische Habgier übersteigt aber alle erlaubten Grenzen.

Der Kaiser wird über den Verlauf der chinesischen Angelegenheiten sehr verstimmt sein. Noch ist keine Sühne geschehen, keiner der großen Verbrecher hingerichtet worden, die anderen Mächte raten, wenigstens in der Mehrzahl dazu, keine zu großen Geldforderungen zu stellen. Der Kaiser aber hat damit gerechnet, nicht allein die Kriegskosten ersetzt zu erhalten, sondern noch eine ansehnliche Summe außerdem. Daß dies von den Diplomaten erreicht wird, scheint mir völlig ausgeschlossen.

Es ist ein Jammer zu sehen, wie sanft man mit den Chinesen umgeht: die furchtbaren Christen- und Missionarniedermetzelungen, die in Schansi und Schensi noch bis in die neueste Zeit hineinreichen, die Zerstörung von Kirchen und Missionshäusern, die Schändung von Gräbern, die unerhörte Tat der zweimonatigen Belagerung der gesamten Gesandtschaften mit allen ihren Einzelheiten, all das scheint vergessen! Wenn der Kaiser verbittert ist, so kann ich ihm dies wahrlich nicht verdenken.

Die russische Politik, die im großen in festen Bahnen nach bestimmten Zielen fortschreitet, erlebt hier mehrfache Schwankungen, die in den ver-

---

[1]) Der Verfasser hatte offenbar von dem am 16. Oktober abgeschlossenen Jangtseabkommen (vgl. o. S. 12) noch keine Kenntnis.

schiedenen Auffassungen Wittes und Kuropatkins ihren Ursprung haben. Während anfangs erklärt wurde, der Besitz der Bahn Tientsin—Schanhaikwan sei unter allen Umständen nötig, und ein sehr ernster Konflikt mit England in Aussicht schien, hat man russischerseits die Frage plötzlich fallen lassen und erklärt nun sein Desinteressement an Tschili. Rußlands Interesse ist es, neben sich ein schwaches China zu haben, das sich seinem Einflusse unterwirft. Es hat daher auch den Wunsch, daß der Hof baldmöglichst nach Peking zurückkehrt, wo er unter dem Einflusse der Herren der Mandschurei stände. Ein Reich von der Größe Chinas kann es aber nicht ertragen, daß nur 150 Kilometer von seiner Hauptstadt entfernt die Grenze mit einem mächtigen Gegner läuft, die russische Politik wird nur erreichen, daß Peking aufhört, Hauptstadt zu sein, und man eine neue im Innern gründet. Damit wäre die Regierung dem russischen Einfluß entzogen. Die weitere Folge — wenn China sich überhaupt noch erholen kann, was ich glaube — wird sein, daß sich Rußland einen sehr beachtenswerten Gegner geschaffen hat.

Peking, 10. Dezember.[1])

Wenn ich gestern das Gefühl hatte, daß wir mit England neuerdings wieder auf weniger gutem Fuße ständen, so hat sich dies Gefühl nunmehr erheblich verstärkt. Herr v. Mumm ist der gleichen Ansicht. Während ich eine andere Tonart bei den Generalen wahrzunehmen geglaubt habe, ist es ihm mit seinem Kollegen Satow ebenso gegangen. Heute erfuhr ich außerdem von Engalitschew, daß Admiral Seymour mit den Vizekönigen in Nanking und Wuschang verhandelt, ihnen auch mit Geld geholfen habe, was diese natürlich England verpflichtet und damit uns mehr entfremdet.

Bericht vom 12. Dezember.

[...] Wie Eurer Majestät ich schon in dem Berichte vom 21. November melden konnte, ging mein Streben dahin, eine einheitliche Zentralbehörde für Peking zu schaffen, um mehr Ordnung und Übereinstimmung in die Verwaltung der Stadt zu bringen, deren einzelne, durch die Unterbringung der Truppen gegebenen Bezirke bisher von den Befehlshabern völlig selbständig nach eigenen Grundsätzen regiert wurden. Es ist mir gelungen, mit dem General Chaffee zu einem Einverständnisse zu gelangen, während der General Voyron auch heute noch glaubt, auf diesem Gebiete seine Selbständigkeit nicht aufgeben zu dürfen. Für die ganze Hauptstadt mit Ausnahme des französischen Bezirks besteht infolgedessen seit dem 10. d. M. ein „Komitee für die Verwaltung der Stadt Peking", dessen Wirkungs-

[1]) Vgl. o. S. 68, Note 1.

bereich alle Fragen der öffentlichen Ordnung und Sicherheit einschließlich der Armenpflege und Volksernährung, des Gesundheitsdienstes wie der Finanz- und Steuerverwaltung umfaßt und welches sich unter dem Vorsitze meines Oberquartiermeisters, des Generalmajors Freiherrn v. Gayl, aus [. . .] von den Befehlshabern der einzelnen Kontingente ernannten Mitgliedern zusammensetzt. [. . .] Ich verspreche mir trotz der Absonderung des französischen Stadtteils, die leider meiner Überzeugung nach die Wirksamkeit der neuen Behörde wesentlich erschweren und den Nutzen ihrer Arbeit nicht unerheblich beeinträchtigen wird, doch bald sichtbar werdende, ersprießliche Ergebnisse für Ordnung, Ruhe und Sicherheit des öffentlichen Lebens in den übrigen Bezirken der Hauptstadt.[1])

Tagebuch, 12. Dezember.

Von Mumm erfuhr ich, daß noch immer kein Termin abzusehen ist, zu dem die Unterhandlungen beginnen könnten. Der Gesandte neigt zu der Ansicht, daß England nur zögert, um die Russen zu ärgern. In der Regel gehen bei den Besprechungen die Meinungen des Herrn v. Giers und Sir Ernest Satows sehr auseinander. Nach meinen Eindrücken liegt viel daran, daß es hier an einer energischen Persönlichkeit fehlt, die die Führung übernimmt; man kann sich wirklich nicht wundern, wenn die Chinesen sich über ihre Gegner lustig machen.

17. Dezember.

Lihungtschang soll erkrankt sein. Bestätigt es sich, so würde ich es beklagen, weil dann wieder die Verhandlungen einen Aufschub erleiden. Für wahrscheinlicher halte ich es aber, daß er Krankheit heuchelt; ich habe seit einiger Zeit den Verdacht, daß er uns betrügen will. Er tat gar zu höflich und freundschaftlich.

Heute hat mir Engalitschew, von dem die Nachricht von Lis Erkrankung kommt, wieder einen längeren Vortrag über die Schlechtigkeit der Engländer gehalten; er behauptet, sie unterhandelten heimlich mit Lihungtschang, also genau dasselbe, was alle anderen den Russen nachsagen. Seit einiger Zeit ist der bekannte Slawophile Fürst Uchtomski, angeblich Freund des Zaren,[2]) hier, hält sich aber, obwohl er in der Gesandtschaft wohnt, sehr zurück. Den hiesigen Diplomaten ist er unheimlich.

---

[1]) Tagebuch, 11. Dezember: „Die Befehlshaber der einzelnen Kontingente sind verständige Leute, mit denen sich, sobald die Politik sie nicht beeinflußt, schon auskommen läßt."

[2]) Am 22. notiert Verfasser, daß der Fürst mit dem Zaren direkt in Verbindung stehe.

18. Dezember.

Noch immer steht es so, daß infolge englischer Weitläufigkeiten, die sich nunmehr um Interpretation eines Wortes drehen, die Verhandlungen mit den Chinesen nicht beginnen können. Der sehr verständige amerikanische Gesandte Conger war bei mir und voll Unzufriedenheit über diese Langsamkeit; er ist überzeugt, daß man mit den Chinesen jetzt schnell zu einem Abschluß kommen könne, der es ermöglicht, sobald die Jahreszeit ein Zurückziehen von Truppen gestattet, Peking zu räumen und damit hier wieder eine geordnete Regierung zuzulassen.

Zu meiner nicht geringen Überraschung bekam ich heute die Mitteilung, daß ein holländischer Major als Militärattaché zu mir kommandiert sei. Ich habe den Auftrag, darüber nachzudenken, wie er zu beschäftigen sein wird.

Die gestern abend hier eingegangene Post umfaßte drei Sendungen gleichzeitig, so daß ich mit einem Schlage in den Besitz von 40 Briefen und 21 Ansichtspostkarten kam und dazu noch von allen fälligen Zeitungen. Die Postkarten, die noch beharrlich aus allen Teilen Deutschlands eingehen, sind sehr gut gemeint, drücken aber leider meist den Wunsch nach einer Gegenleistung aus. Aus den Zeitungen habe ich erfahren, daß ich Mitte Oktober in Peking an Dysenterie gelitten habe. Es beruht diese Nachricht auf dem bösen Willen eines englischen Reporters, der in Tientsin bei mir die Treppe hinuntergejagt worden ist. Solch Mensch richtet Unglück an, indem er Verwandte ängstigt, Telegramme nötig macht und mich in die Lage bringt, wohlmeinenden Leuten in Deutschland zu danken, die mir Mittel gegen Dysenterie zusenden oder Ratschläge erteilen.

Ich stehe regelmäßig um 7 Uhr auf und gehe nie später als 11 Uhr zu Bett. Da ich zweimal am Tage Vortrag vom Chef des Generalstabs habe, sehr viel Briefe zu beantworten sind, der Spazierritt und oft die Fahrt und die beiden Mahlzeiten doch eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen, so bleibt wenig Zeit für Lektüre. Glücklicherweise werde ich von Zeitungen verschont;[1]) was in der Welt passiert, erfahre ich aus der Wedekindschen Korrespondenz, die mir vollkommen genügt.

19. Dezember.

Peking wird in Reisebeschreibungen stets als eine der schmutzigsten Städte der Welt bezeichnet; mit Recht. Zum Glück habe ich davon in dem großen Winterpalais mit seinen weiten Promenadenwegen um den Lotossee herum nichts zu leiden und sehe die Bestätigung nur, wenn ich in die Straßen der eigentlichen Stadt komme, was nicht allzuoft der Fall

[1]) Vgl. jedoch das weiter oben Gesagte.

ist. Da schaut es allerdings entsetzlich aus. Eine amtliche Straßenreinigung gibt es nicht, jeder Abfall wird ohne weiteres auf die Straße geworfen und den Hunden und Vögeln überlassen, darin aufzuräumen. Auch sind infolgedessen massenhaft halb oder ganz wilde Hunde vorhanden, von denen leider viele Menschenfleisch gekostet haben, da es angeblich mehr als vierzehn Tage gedauert hat, ehe die Leichen aus der Belagerungszeit fortgeschafft waren. Nächst den Hunden helfen die Krähen, von denen man abends viele Tausende sich sammeln und auf den Dächern der Verbotenen Stadt einfallen sieht. Dann gibt es hier sehr viele Elstern und große Mengen von Raubvögeln, die man ihrer Nützlichkeit wegen nicht schießt. Eine Folge hiervon wieder ist, daß den Tauben, die der Chinese sehr zu lieben scheint, Glöckchen umgehängt werden. Auffliegende Taubenschwärme machen eine höchst originelle Musik. Katzen gibt es hier nicht viele. Bei den vornehmen Leuten ist es Mode, Möpse zu haben, wobei als besonders fein eine ganz kleine Art gilt, die die Damen in den Ärmel stecken. Große Pferde gibt es hier nicht, sondern nur eine kleine, aber sehr brauchbare breite Rasse. Zum Ziehen und Tragen werden sehr viel Maultiere und Esel verwandt, als Lasttier geradezu unentbehrlich ist das zweihöckrige Kamel, dem man täglich in Karawanen begegnet. Als Transportmittel dient der Rikschah, den ein Kuli zieht. Eine einstündige Fahrt kostet 30 bis 40 Pfennige.

21. Dezember.

Meine Freude über die Einigkeit der Diplomaten[1]) ist etwas verfrüht, da ich eben erfahre, daß gestern der amerikanische Gesandte noch eine Einwendung gemacht hat. Man hatte sich geeinigt, daß die Bedingungen „irrévocables“ sein sollten, und Amerika findet nun in letzter Stunde diesen Ausdruck zu stark. Mit solchen Lumpereien wird hier die Zeit vertrödelt.

*

Peking, 22. Dezember.

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät haben mich durch Verleihung des Interims-Feldmarschallstabes hoch beglückt. Derselbe traf heute hier ein und lege ich für das wunderschöne Geschenk meinen ehrfurchtsvollsten Dank zu Füßen. Möchte es mir vergönnt sein, den Stab zu Eurer Majestät Zufriedenheit zu führen.

Wenn es hier zu großen militärischen Aktionen nicht gekommen ist, so lag es an der Neigung der Chinesen, jedem Kampfe auszuweichen, aber

[1]) Der der Verfasser am Tage vorher Ausdruck verliehen hatte. Am 22. Dezember telegraphierte ihm Herr v. Mumm, daß die Forderungen der Mächte nunmehr von allen Gesandten unterschrieben worden seien.

auch an der Abneigung der internationalen Kontingente, Italiener und Österreicher natürlich ausgeschlossen, zu weiteren Unternehmungen. Schon die Expedition auf Paotingfu, zu der sich General Gaselee, als er sich in Tientsin bei mir meldete, gern bereit erklärte, fand nicht die Billigung des englischen Gesandten, der auch mit der auf Kalgan nicht einverstanden gewesen ist. Eine Wirkung davon war wohl, daß General Gaselee mir erklärte, falls ich andere weitgehende Unternehmungen vorhabe, er die Erlaubnis dabei mitzuwirken wohl nicht erhalten würde.

Das französische Kontingent ist wohl von vornherein dahin instruiert gewesen, Zusammenstöße mit chinesischen Truppen möglichst zu vermeiden, und ist dies in mehreren Fällen soweit getrieben worden, daß seitlich der Linie Tientsin—Paotingfu französische und chinesische Truppen friedlich nebeneinander gewohnt haben. Wenn General Voyron es leugnet, so bleibt es dennoch Tatsache. Die russischen Truppen hatten schon bei meinem Eintreffen in Tschili den Rückzug begonnen, und trugen ihre kleinen Gefechte längs der Bahn nach Schanhaikwan nur einen abwehrenden Charakter. Die Politik hat sich von vornherein der Kriegführung hemmend in den Weg gelegt.

Meine militärische Tätigkeit hat sich daher auf die Säuberung des weitaus größten Teiles der Provinz Tschili von chinesischen Truppen, die stets schleunigen Rückzug antraten, und auf die Beruhigung des Okkupationsgebietes beschränken müssen. Daß es zu ernsten Gefechten nicht gekommen ist, bedauert niemand mehr als das deutsche Expeditionskorps vom General bis zum Musketier herab; wo aber Teile desselben mit Chinesen zusammengestoßen sind, seien es Soldaten oder Boxer, hat es an schärfstem Anfassen nicht gefehlt, was hier sicherlich lange in Erinnerung bleiben wird. Die Zahl der dabei ums Leben gekommenen Chinesen ist eine sehr erhebliche. Durch alle deutschen Truppenteile geht ein frischer Geist und halte ich Eurer Majestät Ostasiatisches Expeditionskorps für einen hervorragend tüchtigen Truppenverband und für jeder Aufgabe gewachsen.

*

Tagebuch, 23. Dezember.

Gestern spät abends fuhr ich aus der Stadt nach meinem Palais zurück. Noch nie im Leben hatte sich mir ein so schöner Sternenhimmel gezeigt wie dieses Mal. Als ich durch die weiten öden Höfe des Kaiserpalastes hindurch das Ufer des Lotossees erreicht hatte, erscholl Musik. Die Kapelle des 1. Ostasiatischen Infanterieregiments spielte im Inselpalast, wo man den Kaiser gefangengehalten hatte, „O du selige, o du fröhliche . . .“ Wie oft und wie gerne hörte ich in meinem Leben das alte Lied; hier inmitten der großen Heidenstadt, über die zahllosen Buddhatempel hin-

schallend, hat es mir den stärksten Eindruck gemacht. Ich ließ stillhalten, bis der letzte Ton verklungen war.

Herr v. Mumm teilte mir heute die Friedensbedingungen mit, die morgen den chinesischen Unterhändlern übergeben werden sollen. Sie scheinen mir recht dürftig, wichtige Punkte, wie z. B. die Höhe der Zahlungen, werden gar nicht präzisiert. Wenn zu einem solchen Machwerk zwei Monate erforderlich waren, so zeigt dies recht deutlich die allgemeine Zerfahrenheit. Alle Allianzen leiden an Schwächen; schon drei sind schwer zusammenzuhalten, hier aber sollen zehn unter einen Hut gebracht werden. Die Chinesen wissen wohl ganz genau, daß auch im Falle ihrer Hartnäckigkeit die Verbündeten einen allgemeinen Krieg über Tschili hinaus nicht mehr unternehmen würden. Diese haben in der Tat sämtlich — ich glaube Deutschland eingeschlossen — die Sache satt und möchten je eher je lieber zum Ende kommen.

26. Dezember.

Ich habe mich mit der Frage der Missionen schon viel beschäftigt und mir die Überzeugung gebildet, daß es gänzlich unberechtigt ist, zu behaupten, die Missionen seien schuld an der fremdenfeindlichen Bewegung im Lande. Diese hat sich vielmehr allmählich aus der Überzeugung entwickelt, daß die moderne, China aufgedrängte Kultur für das Land nicht passe. Eisenbahnbauten, die ganzen Berufsklassen ihren Broterwerb schmälern sollten — man denkt dabei unwillkürlich an ähnliche Auffassungen in Europa aus älterer Zeit — und die infolge Nichtbeachtung vieler Gräber[1]) die religiösen Gefühle verletzten, haben da besonders böses Blut gemacht, denn die Zahl der Aufgeklärten, die einsehen, daß Eisenbahnen dem Lande nützen würden, war nur gering. Daß jahrelang die Aufteilung Chinas ein beliebtes Thema aller Zeitungen der Welt war, mußte ferner den Stolz der oberen Klassen tief verletzen, und schließlich konnte die Erfahrung, daß der europäische Kaufmann eifrig bemüht war, den Chinesen zu übervorteilen, den Einheimischen auf die Dauer unmöglich erfreuen. Daß einzelne Missionare sich taktlos benommen haben, eine ganze Reihe anderer sich zum mindesten besondere Achtung verscherzten, ist zweifellos. Ich komme darauf noch zurück. Wenn der Fremdenhaß aber gerade gegen die Missionare am deutlichsten zum Ausdruck kam, so lag es daran, daß sie fast die einzigen Fremden waren, deren man habhaft werden konnte. Der Missionar ist vereinzelt in kleinen Gruppen über das ganze Land verbreitet, also so gut wie wehrlos, während der Kaufmann in den wenigen Vertragsstädten,

---

[1]) In China gibt es nicht viele große Begräbnisstätten nach Art unserer Kirchhöfe, dagegen zahllose Einzelgräber auf den Feldern zerstreut, die bei der Anlage von Eisenbahnen nicht immer respektiert wurden. [Anm. des Verfassers.]

wie Kanton, Schanghai, Tientsin, Tschifu, Niutschwang usw., geschlossen in den Settlements wohnt, die unter dem Schutz der Mächte stehen, und deren Bewohner sich überall auch selbst auf Verteidigung eingerichtet haben. In das Innere des Reichs sind nur wenige Kaufleute gekommen, sie haben dort zwar Agenturen, die aber meist von Chinesen versehen werden. Selbst in Peking waren europäische Kaufleute nicht wohnhaft.

Bei den Missionen muß man die katholischen von den evangelischen scheiden. Jene sind bei weitem älter und bilden geschlossene Organisationen unter meist sehr geschickten Bischöfen, die sich mit den Obrigkeiten gut zu stellen wissen. Der Chinese ist erzogen zur Achtung vor der Obrigkeit, ein Bischof, der sich einen Mandarinenrang zu verschaffen gewußt hat, macht also einen ganz anderen Eindruck als ein armer vereinzelter evangelischer Missionar. Die katholische Mission kann ferner vermöge ihrer Geldmittel und ihrer Organisation sich viel wirksamer in der Errichtung von Kranken-, Waisen- und Findelhäusern zeigen. Da die Katholiken seit 250 Jahren hier arbeiten, haben sie Chinesen, die seit mehreren Generationen Christen sind, ja schon einheimische Missionare. Daß ganze Dorfschaften von katholischen Christen bewohnt sind, gibt dieser Mission auch größeren Halt. Bei den evangelischen Missionaren muß man nach der Nationalität sehr unterscheiden. Die Deutschen kommen wenig in Betracht; sie sind, abgesehen von einzelnen Missionaren in Kiautschu und Umgegend, nur in der Provinz Kwangtung und hier meist in der Nähe von Kanton tätig, neben ihnen wirkt die Baseler Mission. Sowohl die deutschen als die Baseler Missionare werden mit Sorgfalt ausgewählt und auf ihren Beruf vorbereitet, und erfreuen sich überall großer Achtung. Sie haben zwar auch zu leiden gehabt, aber bei weitem nicht in dem Maße wie die Missionare in anderen Gegenden. Was die verschiedenen englischen und amerikanischen Missionsunternehmungen anlangt, so bin ich nicht in der Lage, ein Urteil im einzelnen abzugeben, aber auch nicht im Zweifel, daß sie oft durch Unduldsamkeit untereinander sich gegenseitig und auch der Sache Schaden tun, weil von den Chinesen nicht verlangt werden kann, zu unterscheiden, wer ihnen nun die wahre Lehre predige. Sodann begeht man in Amerika — ob in allen Missionen, weiß ich nicht — den großen Fehler, Leute zu Missionaren zu machen, die dafür moralisch ungeeignet und gänzlich unvorbereitet sind. Es handelt sich dabei öfter um Personen, die das Amt rein als Broterwerb ansehen und alle möglichen Unternehmungen, bei denen sie Geld verdienen wollen, nebenher betreiben. Diese sind es, die den Stand des Missionars heruntersetzen und allen Missionsfeinden das Wasser auf die Mühlen treiben. Ich selbst habe solche Missionare gesehen, die in unsere Lazarette und Kasernen als Verkäufer kommen, kenne auch andere Fälle (z. B. Terrainspekulationen), welche zu dem Beruf nicht passen. Dies

sind aber Ausnahmen. Die große Masse besteht aus achtungswerten, mutigen und opferbereiten Männern, die die höchste Anerkennung verdienen. Wenn sie verfolgt wurden, so ist es viel weniger geschehen, weil sie Missionare, als weil sie Fremde waren. Der Chinese ist im allgemeinen duldsam auf religiösem Gebiete und hat früher die Christen so wenig beunruhigt wie die Mohammedaner, die es überall im Lande gibt. Die Christenverfolgungen, die stattfanden, haben sich erst aus dem Fremdenhaß entwickelt. Jetzt sind viele Missionare bereits wieder zurückgekehrt und an der Arbeit. Ich hoffe, sie setzen diese mit dem gleichen Mute fort wie bisher. Dann könnte das Blut der Opfer nicht vergebens geflossen sein.

27. Dezember.

Ganz allgemein ist der Eindruck, daß das Straßenleben in Peking im Laufe der letzten Wochen wieder sehr zugenommen hat. Durch die starke Garnison kommt viel Geld unter die Leute; weitaus die meisten Läden sind wieder geöffnet, da man sich überzeugt hat, daß nichts mehr fortgenommen, sondern alles bezahlt wird. Wir bemühen uns auch, den Chinesen mehr Sinn für Reinlichkeit beizubringen. Der Straßenschmutz muß aus der Stadt geschafft werden. Straßenbeleuchtung ist eingeführt, außerdem hat jeder Chinese, der nach 8 Uhr ausgeht, eine Laterne zu tragen. Opium- und Spiellokale sind verboten. Für die Armen wurden 20 Suppenküchen eingerichtet, ebenso Häuser nach Art der Berliner Wärmehallen. Es soll hier jetzt weniger Bettler geben als in Friedenszeiten, was auf den guten Verdienst zurückgeführt wird, den Tausende von Kulis durch die Arbeitsgelegenheit bei den Truppen haben.

Bericht vom 28. Dezember.

[. . .] In Peking herrscht dank den im Verein mit den chinesischen Stadtbehörden getroffenen Maßregeln völlige Ruhe, und hat das Vertrauen der Bevölkerung sichtlich zugenommen. Von verständigen Chinesen werden sogar schon öfters große Besorgnisse bei dem Gedanken an den Weggang der verbündeten Truppen geäußert, weil sie glauben, daß dieser Zeitpunkt durch einheimische Verbrecher zu großen Plünderungen und Unordnungen ausgenutzt werden wird.

Einige Schwierigkeiten der jetzigen Lage erwachsen daraus, daß die christlichen Chinesen, die sich nunmehr sicher fühlen, anfangen, sich für die im Sommer erlittenen Unbilden schadlos zu halten und Repressalien zu üben, wobei es zu Gewalttaten gegen die anderen Chinesen kommt, die nun wieder die Hilfe der internationalen Truppen anrufen. So berechtigt die Empfindungen der Christen, gegen die die entsetzlichsten Greueltaten,

Plünderungen und Abschlachtungen verübt sind, auch sein mögen, so ist doch ein gewalttätiges Vorgehen derselben um so weniger zu dulden, als sie dadurch zu einer späteren Zeit sich erneuten Bedrückungen aussetzen würden. Vielfach sind entflohene Missionare wieder zurückgekehrt und setzen die alte Tätigkeit fort. Soweit es die Katholiken anlangt, habe ich aus der Gegend von Paotingfu, in der sich zahlreiche katholische Christen befinden, die Erfahrung gemacht, daß die katholischen Geistlichen bzw. Missionare auch aus Gebieten, die zur deutschen Okkupation gehören, sich an den französischen General in Paotingfu wenden und sogar auch Klagen gegen deutsche Soldaten bei ihm vorbringen. Ich habe verfügt, daß derartige Klagen durch Generalmajor v. Kettler[1]) nur von den Klägern direkt entgegenzunehmen sind. In der Überzeugung, daß hier von den Franzosen versucht wird, die Idee des französischen Protektorats über die Christen in heidnischen und mohammedanischen Gegenden zum Ausdruck zu bringen, habe ich außerdem den General Voyron ersucht, die Sorge für die im deutschen Okkupationsgebiet wohnenden katholischen Chinesen den Deutschen zu überlassen.

Tagebuch, 30. Dezember.

Endlich fängt es an, nach Frieden auszusehen. Tsching und Lihungtschang haben die Erklärung abgegeben, daß der Kaiser mit den gestellten Bedingungen im Prinzip einverstanden sei. Ich beurteile die ganze Frage — da ich weiß, daß alle Mächte den dringenden Wunsch haben, zum Abschluß zu kommen — so, daß man sich bald über die Räumung Pekings einigen wird.

Als ich über die Friedensaussicht erst hatte etwas in Ruhe nachdenken können, kam mir bald der Gedanke, daß die Russen — die im Begriff waren, mir die Eisenbahn zu übergeben, seit einigen Tagen aber zögern, mir die Konvention zur Unterschrift vorzulegen — nun Versuche machen werden, sie zu behalten. Sie wissen, daß ich entschlossen bin, sie den Engländern zum Betriebe zu übergeben, was ihnen sehr unbequem ist. Ich habe mit den englischen Kommissaren nach mühsamen Unterhandlungen alles abgemacht; es wird einen gewaltigen Lärm in England geben, wenn nun nichts daraus werden sollte, und das mit vollem Recht. Rußland zeigt sich hier wieder in seiner ganzen Falschheit. Nun geht mein Streben keineswegs dahin, ein gutes Einvernehmen zwischen Rußland und England zu fördern, im Gegenteil ist es unser Interesse, wenn sich beide gründlich verfeinden. Ich muß nur so dabei herauskommen, daß nicht der eine mit Recht behaupten kann, ich habe den anderen begünstigt. Mit den übrigen Mächten ist es mir ja auch gelungen, in gutem Einvernehmen zu

[1]) Kommandeur der 2. Ostasiatischen Infanteriebrigade.

bleiben. So wie es meinem Temperament entspricht, darf ich dabei natürlich nicht auftreten, sondern muß alle Schritte mit Überlegung tun. Ich glaube aber, dabei meiner Stellung nichts vergeben zu haben. Wenn ich hier Konflikte unglücklich behandle, so schädige ich die Politik des Kaisers, was doch unter allen Umständen zu vermeiden ist. Daß ich alter Kriegsknecht noch verurteilt werden könnte, eine diplomatische Gastrolle zu geben, hatte ich vor einem halben Jahre auch nicht geglaubt.

1901

Tagebuch, 1. Januar.

Ich habe das Jahr in guter Gesundheit begonnen und sehe vertrauensvoll in die Zukunft. Ob ich aus meiner recht eigenartigen Stellung das gemacht habe, was von mir erwartet worden ist, kann sich wohl erst später herausstellen, ich gehe meinen Weg wie bisher weiter und sehe der Beurteilung ruhig entgegen. Mit einer gewissen Befriedigung erfüllt es mich, daß ich in den nunmehr vier Monaten meiner Abwesenheit von Berlin niemand in der Heimat durch eine Anfrage lästig gefallen bin, hoffentlich läßt sich das bis zum Ende durchführen. Ich habe in meiner ganzen Laufbahn selten jemand um Rat gebeten und bin, wenn es geschehen ist, nicht immer glücklich bedient worden. So will ich denn auch im Jahre 1901 meinen Weg mit Hilfe meiner fünf Sinne allein weiter zu finden suchen.

Heute war große Parade der englischen, zum weitaus größten Teil aus indischen Truppen bestehenden Garnison. In Indien ist es Sitte, diesen Tag als einen Festtag der Kaiserin zu feiern. General Gaselee hatte mich gebeten, als Vertreter des Enkels der Königin und Kaiserin die Parade abzunehmen, den Salut der britischen Flagge zu kommandieren und das Hoch auf die Königin-Kaiserin auszubringen. Wieder etwas noch nie Dagewesenes, wovon man hier soviel erlebt: ein preußischer Feldmarschall, auf dessen Kommando englisch-indische Truppen präsentieren und „Hep hep Hurrah“ schreien! Ich habe nicht verfehlt, mich bei der Königin-Kaiserin zu bedanken. Die Parade verlief recht gut und gab ein so buntes Bild, wie man es nur im Orient sehen kann, sowohl in den Uniformen wie in der Hautfarbe der Mannschaft. Ich ritt meinen bildschönen Fuchs Hosiwu, der einen herrlichen Galoppsprung geht und sehr bewundert wird.

Prinz Tsching und Lihungtschang, die beide nicht ganz wohl sind, schickten mir hohe Mandarinen mit ihren Karten. Li soll oft davon sprechen, daß er mit mir auf einem sehr guten Fuße stände, und hat tatsächlich sich dankbar über meinen Gerechtigkeitssinn ausgesprochen. Nach vielem, das ich den Chinesen habe antun müssen, ist mir dies doch erfreulich. Es be-

stätigt, was ich immer gehört habe, daß in den Chinesen viel Sinn für Gerechtigkeit steckt. Sie finden es ganz in der Ordnung, daß auf eine Untat auch eine Strafe folgt und sind keineswegs empfindlich, wenn diese hart ausfällt. Das Abschlagen eines Kopfes wird nicht so tragisch genommen wie bei uns. Hierfür lag heute nachmittag ein frappanter Beweis vor. Der Mörder Kettelers wurde endlich hingerichtet; seit Monaten hatte der unglückliche Mensch darum gebeten. Die Hinrichtung fand am Tatort statt, also in einer der belebtesten Straßen, trotzdem kamen nur wenige Neugierige hinzu, kaum fünfzig Schritt davon gingen die hier auf offener Straße betriebenen Geschäfte ruhig weiter, die Leute ließen sich im Essen nicht stören, ein Märchenerzähler, der seine albernen Geschichten weiter vortrug, interessierte die zahlreichen Zuhörer viel mehr als die Hinrichtung.

3. Januar.

Ich hatte eine lange Konversation mit Herrn v. Mumm über die Summen, die China zahlen könne. Die Diplomaten neigen der Ansicht zu, daß nicht mehr als höchstens 1,5 Milliarden Mark zu verlangen seien. Ich behaupte, daß 2 Milliarden herauszudrücken sind und bin in meiner Ansicht dadurch bestärkt worden, daß Leute, die in meinem Auftrage im Hause Lis verkehren, mir versichern, der Vizekönig sei völlig auf eine Forderung in dieser Höhe gefaßt.

Ich habe allmählich eine ganze Anzahl französischer Offiziere kennen gelernt und darunter sehr verständige Leute gefunden. Alle, die den Krieg mitgemacht haben, sind im stillen noch sehr verbissen, während der Nachwuchs viel ruhiger denkt, und viele ganz offen aussprechen, die Revanche sei Unsinn.

Anscheinend steht ein Konflikt mit Rußland in der Eisenbahnfrage vor der Tür. Man hat mich mit Versprechungen hingehalten. Da die Zeit drängte — am 13. spätestens soll die Bahn mir übergeben werden —, habe ich an den Kriegsminister Kuropatkin telegraphiert und, weil er mir nach drei Tagen noch keine Antwort gegeben hat, mußte ich heute etwas deutlicher mahnen. Ich muß in dieser Beziehung englische Interessen wahrnehmen und darf bei den Engländern nicht in den Verdacht kommen, die Sache lau zu betreiben. Die „Times", die hier einen bösen Patron als Vertreter hat,[1]) behauptete schon, Englands Vertreter beim Oberkommando[2]) täten ihre Schuldigkeit nicht. Das ist nur eine Hetzerei der hiesigen englischen Gesandtschaft gegen mich. Die große Eisenbahn Peking—Tientsin—Schanhaikwan—Niutschwang und darüber hinaus ist eine kaiserlich chinesische Anlage, in der allerdings englisches Kapital steckt, aber doch nur in der Höhe von

[1]) Morrison. Vgl. u. S. 100.
[2]) Oberst Grierson.

4 Millionen Mark; außerdem befinden sich in der Bahnverwaltung eine Anzahl englischer Ingenieure. Weder Rußland noch England haben eine Spur von Recht auf die Bahn, jeder möchte sie aber betreiben, zunächst um sich dadurch an China schadlos zu halten, dann aber, und das ist die Hauptsache, um den größeren Einfluß in Tschili zu besitzen.

5. Januar.

Nachmittags fuhr ich bei schönem Sonnenschein durch einen Stadtteil, in dem ich einige Wochen nicht gewesen war, und fand auch da viel regeres Leben. Ich kam an einigen Spielbuden vorüber, in denen von früh bis spät ganz öffentlich Hasard gespielt wird. Das Spiel ist, wie es scheint, die Hauptleidenschaft des Chinesen, und wird bei allen Kaufgeschäften, auch wenn es sich um völlige Kleinigkeiten handelt, ein Stück Fleisch oder Brot, Bezahlung des Barbiers oder Zopfkünstlers, angewandt. Mit Zunahme des Vertrauens und des Verkehrs sieht man jetzt auch in den Straßen viel mehr Frauen als sonst; allerdings nur von niederem Stande. Die vornehme Frau kommt zu Fuß überhaupt nicht auf die Straße, sondern läßt sich in geschlossener Sänfte tragen. Die Nationalität der Frau erkennt man an den Füßen. Die Chinesin hat die kleinen, künstlich eingezwängten Füße, auf denen sie sich mühsam fortbewegt, die Frau mandschurischen Ursprungs ist jener Mode nicht unterworfen, sie trägt sehr hohe Hackenschuhe. Übrigens haben beide Rassen überhaupt kleine Füße, sodaß es den hiesigen Schuhmachern schwer wird, sich in die Anfertigung so großer Stiefel zu finden, wie wir sie durchschnittlich gebrauchen. Die mandschurische Herrschaft hat den Chinesen den Zopf aufgezwungen, aber trotz aller Strenge die Verunstaltung der weiblichen Füße nicht abzuschaffen vermocht. Der Zopf ist ein Abzeichen der Männer, während die Frauen die Haare um den Kopf wickeln. Die Tracht ist bei Frauen und Männern nahezu dieselbe, der Unterschied liegt hauptsächlich darin, daß jene weite, diese enge Ärmel haben. Da die Frauen ebenso Pfeifen rauchen wie die Männer, so ist es wirklich schwer, namentlich wenn Familien zusammensitzen, wie man es oft sehen kann, und die verkrüppelten Füße nicht sichtbar werden, die Geschlechter schnell zu unterscheiden. Bei den Männern der mandschurischen Rasse spielt noch die Bartfrage eine Rolle. Der Mann darf erst, wenn ihm ein Sohn geboren ist, einen Schnurrbart, und erst wenn er Großvater geworden ist, einen Kinnbart tragen.

Bericht vom 6. Januar.

[...] Aus dem Zusammenleben deutscher und französischer Truppen in Peking, Tientsin, Paotingfu und in mehreren Etappenorten hat sich

ein völlig unbefangener Verkehr zwischen jüngeren Teilen beider Kontingente weiter entwickelt, wie ich es auch in früheren Berichten bereits berührt habe. Es ist vielfach von französischen Offizieren und bis zu Stabsoffizieren hinauf die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Revancheidee sich überlebt habe. Nach meinen Beobachtungen entspricht dies den Tatsachen und glaube ich, daß nur die Offiziere, die den Krieg 1870/71 mitgemacht haben, namentlich wenn sie in Gefangenschaft gewesen sind, den Groll noch nicht überwunden haben. Ich weiß sehr wohl, daß in Frankreich die Revancheidee sehr leicht zu entflammen ist, daß jede Regierung, die sich als deutschfreundlich bekennen wollte, von der Opposition mit Glück bekämpft werden könnte, und daß bei besonderen politischen Konstellationen auch keine Regierung stark genug sein würde, dem Revanchegeschrei Widerstand zu leisten, glaube aber doch, daß die Zeit näher rückt, in der auch hierin eine Wandlung sich vollziehen wird. Verschiedene Stabsoffiziere, mit denen ich in Verkehr getreten bin, unter anderen der durch den Faschodazug in Frankreich berühmt gewordene Oberstleutnant Marchand, haben sich mir in großer Offenheit als deutschfreundlich und als Bewunderer unserer Armee-Einrichtungen bekannt. Letzterer hat mir wiederholt gesagt, daß im hiesigen französischen Offizierkorps man sehr angenehm berührt sei von der freundlichen und rücksichtsvollen Art, mit der ich dem französischen Kontingent gegenüber mich hier verhalte. Ich glaube auch den hiesigen Gesandten, Herrn Pichon, als einen Mann bezeichnen zu können, der den Revanchegedanken perhorresziert und den die Berührung mit den Russen hier zu einem überzeugten Russenfeinde gemacht hat. [. . .]

Tagebuch, 6. Januar.

Mit den Vizekönigen von Schantung, Nanking und Wuschang leben wir nicht im Kriege, die drei Herren suchen zwischen dem Kaiser und uns geschickt so durchzufinden, daß sie nach beiden Seiten eine Kraft repräsentieren, mit der gerechnet werden muß. Das ergibt die wunderbarsten Zustände. Das Gros der Flotten der verbündeten Mächte liegt seit dem Sommer an der Jangtsemündung, und zwar so nahe an den stark armierten Wusungforts, daß man von See deutlich die Geschütze auf den Wällen und die dahinter exerzierenden Truppen erblicken kann und immer auf einen Kampf eingerichtet ist. Trotzdem tauschen die Admirale mit dem Vizekönig Besuche aus. In Schantung befördert der Vizekönig jetzt den Fortgang der Eisenbahnarbeiten, schützt die Missionen und tut, als ob er unser bester Freund wäre, hat mir auch telegraphisch ein happy new year gewünscht. Nun würden die Verhältnisse im Jangtsegebiet weit einfacher liegen, wenn sich dort nicht die verbündeten Mächte mit höchstem Miß-

trauen beobachteten. England möchte den alleinigen Einfluß haben. Da die anderen Mächte — mit Ausnahme Rußlands, das seine Interessen mehr auf den Norden konzentriert — England das Übergewicht nicht gönnen, sind sie dem englischen Beispiel gefolgt und haben in Schanghai Truppen gelandet, sodaß sich jetzt dort auch japanische, französische und deutsche Detachements befinden. Ich halte die Vermehrung des unserigen — zwei Kompagnien — für erwünscht und habe auch dringend gebeten, das Panzergeschwader, unsere Hauptkraft, jetzt nicht abzuberufen, wozu in Berlin an gewissen Stellen große Neigung vorhanden war. Zwei Versuche habe ich abgeschlagen.

10. Januar.

Heute habe ich mit den Russen längere Auseinandersetzungen gehabt und bin dabei etwas deutlich geworden. Sie wollen Tschili bis auf zwei Bataillone, drei Sotnien und eine Batterie räumen; mir wäre es lieber, wenn sie ganz hinausgingen. In Tientsin, wo sie nur eine Kompagnie lassen wollen, beanspruchen sie mehrere große Gebäude, wie das Ostarsenal und die Universität, in denen jedem einige Bataillone untergebracht werden könnten, für sich allein. Das wird noch manche Folgen haben. In der Angelegenheit der Eisenbahnübergabe wird fortwährend zwischen Peking, Berlin und London telegraphiert, aber noch immer ohne Entscheidung, was für mich recht unbequem ist.

Telegramm des Kaisers vom 10. Januar.

England hat bei mir diplomatische Vorstellungen erhoben gegen Vollziehung des von Eurer Exzellenz mit den Russen beabsichtigten Eisenbahnabkommens, welches englische Privatrechte bedrohe. Euer Exzellenz wollen Abmachung nicht unterzeichnen, bevor von amtlicher Seite die englischen Einwendungen geltend gemacht und auf ihre Berechtigung geprüft worden sind. Ferner halte ich dafür, daß die deutsche Verantwortung in diesem unerfreulichen englisch-russischen Streit am wirksamsten entlastet würde, wenn es Eurer Exzellenz gelänge, etwa in Anknüpfung an den in Ihrem Immediatbericht Nr. 2081 [1]) erwähnten gemeinsamen japanisch-englisch-amerikanischen Vorschlag vom 6. Oktober unverzügliche Beratungen der Kommandierenden aller Nationen anzusetzen. Als Gegenstand derselben würde etwa anzugeben sein: „Die wirksamste Art, den — militärisch erforderlichen — Vollbetrieb der Bahn möglichst schnell herbeizuführen und zu sichern". Nach der ersten Sitzung werden Sie gut tun, behufs

[1]) Hier fortgelassener Bericht vom 1. November 1900.

weiterer Verminderung unserer Verantwortung sich durch den nächstältesten fremden Befehlshaber, und deutsches Korps durch Generalstabschef vertreten zu lassen. Die Rechtsfrage würde vorläufig von Eurer Exzellenz nicht direkt zur Erörterung zu stellen sein, würde aber von selbst zur Besprechung kommen unter dem Gesichtspunkte, daß Eingriffe in bestehende Privatrechte nur soweit stattfinden dürfen, als militärisch unvermeidlich, und auch dann nur unter Gewährleistung gerechter Entschädigung an die Privatberechtigten. Ebenso würde auch die Frage der Weglassung oder Belassung des rollenden Materials und so weiter bei Erörterung der Betriebsfähigkeit zur Sprache kommen müssen. Telegraphieren Sie mir den Wortlaut des projektierten Abkommens.[1])

Wilhelm I. R.

Bericht vom 12. Januar.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät darf ich nicht unterlassen, die alleruntertänigste Meldung zu machen, daß ich den Eindruck gewonnen, sowohl Amerika als Japan würden einer deutschen Besitznahme Tschifus gegenüber eine unfreundliche Haltung einnehmen und Japan sofort durch Landung von Truppen ebendaselbst antworten. Der Gesandte v. Mumm hat in bezug auf Amerika dieselbe Auffassung als ich. Nun ist es zur Entwicklung des deutschen Einflusses in Schantung auch wohl nicht unbedingt nötig, Tschifu schon jetzt in Besitz zu nehmen und um so weniger, als mit Vorschreiten des Eisenbahnbaues von Tsingtau aus, die Bedeutung Tschifus als Handelshafen zurückgehen muß. Ich glaube auch, daß nachdem dieser Fall eingetreten sein wird, das Interesse der Mächte dann nachlassen und Tschifu mühelos zu erwerben sein würde. Für leichter erreichbar, schon weil politisch weniger auffällig, als die Erwerbung dieses Hafenplatzes halte ich die Erweiterung der deutschen Einflußzone in Schantung, vielleicht auch des deutschen Besitzes von Kiautschu. Der unter den jetzigen Umständen unentbehrliche Schutz der Eisenbahn — der mit aller Kraft zu fördern sein wird — dürfte eine Handhabe dazu bieten. Ich hatte im Hinblick hierauf schon längst die Absicht, eine Kompagnie des Eisenbahnbataillons nach Tsingtau zu senden, konnte sie aber bisher in Tschili nicht entbehren. Sobald der Betrieb der Eisenbahn Peking—Schanhaikwan neu geregelt ist, werde ich der Frage näher treten. Sollten die Friedensverhandlungen so gefördert werden, daß anfangs März mit der Räumung Pekings begonnen werden müßte, so würden 5000—6000 Mann sogleich für

[1]) Dementsprechend teilte der Feldmarschall am 11. Januar dem Kaiser telegraphisch den Wortlaut des Vertrages vom 26. Dezember 1900 über die Regelung der militärischen Benutzung der Bahn Schanhaikwan—Jangtsun mit. Vgl. unter dem 17. Januar.

Kiautschu verfügbar werden und mit Hilfe der dem Expeditionskorps gehörigen Baracken in Tsingtau unterzubringen sein, eine Maßregel, gegen die keine Macht etwas einwenden kann, die aber nicht verfehlen würde, auf den Vizekönig von Schantung einen großen, auf die chinesische Regierung immerhin einigen Eindruck zu machen. Herr Juanschikai gehört zu dem verständigeren Teil der Vizekönige und wirkt anscheinend jetzt im Sinne baldigen Friedensschlusses. Er soll ein Mann sein, „mit dem sich reden läßt". Durch eine mit Takt ausgeführte „Beteiligung" an deutschen Eisenbahn- und Bergwerksunternehmungen würde er wohl zu einem Förderer derselben zu machen sein, und halte ich es für sehr wertvoll, daß ihm unter unscheinbarer Form ein diplomatischer Agent an die Seite gesetzt würde. [...]

Tagebuch, 16. Januar.

Als charakteristisch für den Chinesen gelten: Lügenhaftigkeit, Neigung zum Stehlen, Unempfindlichkeit gegen Schmutz und Feigheit. Das erste gebe ich zu, das zweite auch, soweit es sich um Kulis handelt. Die Unsauberkeit jedoch ist nicht so verbreitet. Unsere Truppen haben viele Dörfer gesehen; allgemein herrscht die Ansicht, daß es dort nicht schlechter aussieht als in Deutschland oder Frankreich, nicht zu reden von Polen, Rußland oder Ungarn. Auch in Peking habe ich allmählich eine Zahl sehr sauber gehaltener Häuser kennen gelernt.[1]) Feige ist die Masse der Chinesen in der Tat. Seit mehreren Jahrhunderten erlebte die Nation keine großen Kriege mehr, kein äußerer Feind hat das Land bedroht. Der kurze Feldzug 1860[2]) und der letzte mit Japan[3]) haben sich auf einem begrenzten Raume abgespielt und sind den meisten Chinesen wohl nicht einmal bekannt geworden. So ging allmählich aller kriegerischer Geist verloren, infolgedessen steht auch der Soldatenstand in der allgemeinen Achtung sehr tief. Es fehlt tatsächlich an jeder kriegerischen Neigung, die Nation verweichlichte. Sie ist auch aus diesem Grunde wohl jeder Auflehnung abgeneigt und sehr leicht zu regieren. Ein Mandarin muß schon andauernd und sehr arg die Leute ausbeuten, ehe es zu Widersetzlichkeiten kommt. Die dem Chinesen im allgemeinen anhaftende Furchtsamkeit ist ja kein schöner Charakterzug, aber doch mehr eine gute als eine schlechte Eigenschaft für jemand, der zur Vaterlandsverteidigung nicht prädestiniert ist. Daß es noch zahlreiche andersgeartete Chinesen gibt, hat der Boxeraufstand gezeigt. Auch das Verhalten der zahlreichen zum Tode Verurteilten — Lihungtschang hat in Kanton in einem Jahre 50000 Menschen hinrichten lassen — zeugt in

[1]) Vgl. aber unter dem 11. Februar.
[2]) Der Engländer und Franzosen während des Taipingaufstandes.
[3]) 1894/95.

der Regel von größter Kaltblütigkeit. Wer sich mutlos zeigte, wurde von seinen Leidensgefährten beschimpft und verhöhnt.

Bericht vom 17. Januar.

[. . .] Es ist sehr zu beklagen, daß die Mattherzigkeit der anderen Mächte mich verhindert hat, auch über die Grenzen von Tschili hinaus und nach Schansi hineinzugehen. Meine früher gehegte Auffassung, daß der Winter Operationen in größerem Stile ausschließen würde, halte ich nach allem, was ich von dem Geiste und der Leistungsfähigkeit der deutschen Truppen gesehen habe, nicht mehr aufrecht.

Tagebuch, 17. Januar.

Noch gestern abend spät erhielt ich von Herrn v. Mumm die Nachricht, daß die chinesischen Unterhändler nunmehr das kaiserliche Siegel unter die Erklärung einer prinzipiellen Annahme der Friedensbedingungen gedrückt hätten, sodaß nunmehr eine feste Grundlage für die Unterhandlungen geschaffen ist.

Nach vielen Wochen des Unterhandelns und ganz unnützen Telegraphierens mit Berlin und London ist heute die Eisenbahnkonvention mit Rußland abgeschlossen, und zwar genau in der von mir vorgeschlagenen Form. Hoffentlich zieht man daraus die Lehre, daß ich derartige hiesige Verhältnisse betreffende Fragen doch besser übersehen muß als die Herren in den Auswärtigen Ämtern Berlins und Londons. In letzter Stunde hatte ich noch mit den Russen meine liebe Not, die nach ihrer Gewohnheit vor Toresschluß mit Einwänden und Veränderungsvorschlägen kamen. Nunmehr habe ich die ganze Linie Peking—Schanhaikwan in Besitz und Verwaltung, von Jangtsun bis Schanhaikwan von den Russen übernommen. Nach etwa vierzehn Tagen werde ich sie den Engländern übergeben, die sie dringend zu besitzen wünschen. Ich habe meinen von Anfang an vertretenen Standpunkt, die Bahn als eine im Interesse der internationalen Truppen zu betreibende Militärbahn anzusehen bis zum Schluß mit Glück festgehalten. Rußland machte Ansprüche par droit de conquête, was eine Unverschämtheit ist, erstens, weil es nur für einen Teil als richtig angesehen werden könnte, zweitens, weil die Russen immer, wenn es gerade paßt, behaupten, mit China gar nicht im Kriege zu leben. England erklärt, es sei so viel englisches Geld in der Bahn angelegt und seien so viel Engländer bei derselben angestellt, daß sie eigentlich ihm gehöre. Es ist das eine ebenso große Unverschämtheit, denn die angelegten Summen gehören doch Privatleuten und Banken, und die Beamten sind im kaiserlich chinesischen Dienst. Rußland bin ich nun glücklich los, aber mit England werde ich wohl noch manche Schwierigkeit haben.

Die russischen Unterhändler, besonders Engalitschew, waren heute sehr betrübt und behaupteten, sie seien die Geschlagenen und ich ein harter Mann.

18. Januar.

Unter den Gratulanten zur Feier des 18. befand sich auch der neue japanische Gesandte.[1]) Im Verlauf der Konversation fragte er mich, ob ich nicht bei Gelegenheit meiner Abreise von hier Japan besuchen würde; ich hatte schließlich den Eindruck, daß er sondieren sollte. Er sagte am Schluß, er sei überzeugt, daß der Kaiser sich sehr freuen würde, mich empfangen zu können. Ich habe mich darauf beschränkt zu erklären, daß es mich sehr interessieren würde, Japan kennen zu lernen, daß ich aber den Besuch von den Befehlen meines Souveräns abhängig machen müsse. Ich konnte auch hier wieder bemerken, daß die Japaner an einen baldigen Friedensschluß glauben.

19. Januar.

Abschiedsfest für Engalitschew. Als ganz junger Ehemann, völlig unerwartet und mit minimaler Ausrüstungszeit meinem Stabe zugeteilt, konnte er wohl nicht mit großer Begeisterung den Zug nach China mitmachen. Er hatte von Anfang an die Rückkehr im Kopfe und behauptete, es sei ihm versprochen worden, er solle zu Weihnachten wieder zu Hause sein. Die notgedrungene Mitwirkung bei russischen Unredlichkeiten mag ihm auch persönlich oft peinlich gewesen sein. Mit ihm geht auch Generalleutnant Linewitsch fort. Ein braver Mann, Soldat der alten Schule, für den es eine Herzensfreude war, die Strammheit unserer Leute zu sehen. Er hat fast seine ganze Dienstzeit im Kaukasus und in Turkestan zugebracht und ist nun Kommandierender General des ersten ostsibirischen Armeekorps. Er hat nie bei der Garde gestanden und nichts vom russischen Hofgeneral an sich.

Herr v. Mumm gab mir die Antwort der Chinesen auf die letzte Note der Gesandtschaften. Mumm fand den Ton nicht angemessen und hielt auch die gestellten Fragen für bedenklich. Ich habe beides nicht finden können. Wenn nur bei unseren lieben Diplomaten mehr Energie wäre; es fehlt eine führende Persönlichkeit. Herr v. Giers würde übrigens auch nie zu einem gemeinsamen Vorgehen zu bringen sein. Da nun wenigstens ein Anfang in den Friedensunterhandlungen gemacht ist, und damit die Räumungsfrage näher an uns herantritt, werde ich die Initiative ergreifen, nachdem ich mich überzeugt habe, daß sowohl General Voyron als General Gaselee meinen Ansichten im großen und ganzen zustimmen.

---

[1]) Komura Jutaro.

Ein unaufgeklärter Punkt ist das Verhältnis Japans zu Rußland und England. Beide bewerben sich um seine Freundschaft. Während im Anfange des Krieges England im Vorteil schien, hat sich dies seit einiger Zeit verändert; wenigstens behaupten die Russen, Japans ganz sicher zu sein und eine Verständigung über Abgrenzung von Interessensphären in Korea erreicht zu haben. Demgegenüber versichert man mir aus französischer Quelle, die Sachlage habe sich schon wieder geändert, in Japan sei man erregt über das Verhalten der Russen in der Mandschurei, die sich unter der Firma Okkupation dort ganz als Herren einrichten. Nun weiß ich aber wieder aus guter russischer Quelle, daß es in der Mandschurei nichts weniger als erfreulich aussieht. Die Bevölkerung ist sehr unruhig, und da aus Port Arthur und Wladiwostok viel Truppen dorthin gesandt sind, bin ich überzeugt, daß auch die Räumung Tschilis damit zusammenhängt. Die Brigade, die vor einigen Tagen zurückgezogen wurde, geht in Fußmärschen nach Mukden.

20. Januar.

Heute hatte ich vorwiegend mit chinesischen Prinzen zu tun. Zuerst in unserer Gesandtschaft. Es erschienen die drei Brüder des Kaisers nebst einem Vetter. Sie kamen zu Pferde mit zahlreicher Begleitung, auf ihren Wunsch waren ihnen auch drei von unseren Reitern beigegeben. Alle vier sind sehr nette junge Leute mit guten Manieren und ganz intelligenten Gesichtern. Sie waren sehr sorgfältig angezogen, hatten auffallend schöne Zöpfe und benahmen sich mit dressierter Höflichkeit. Da der älteste achtzehn Jahre zählte, war das Ganze eigentlich ein Kinderfest. Sie hatten großes Interesse für Klavierspiel, namentlich aber für eine Regimentsmusik. Der älteste[1]) wird wahrscheinlich als Abbittegesandter nach Berlin gehen, ich möchte glauben, daß er unserem Kaiser gut gefallen wird. Sie sind während der Belagerung in Peking gewesen und nachher auch verborgen darin verblieben, so daß man erst unlängst von ihrer Anwesenheit Kenntnis erhielt. Als Begleiter war ihnen der General Intschang beigegeben, der lange in Berlin und Wien gewesen ist, fließend deutsch und wenn es sein muß auch berlinisch spricht. Als er unlängst über meinen Hof gehen wollte und ein Posten ihn mit den Worten: „Kuli, hier darfst du nicht gehen“ den Weg versperrte, entwaffnete er diesen durch den Zuruf: „Nee, Männeken, det is nich.“

Nun sind für die Gesandtschaft nach Berlin aber noch zwei andere Kandidaten vorhanden; der eine von ihnen, Prinz erster Klasse, Su, besuchte mich am Nachmittag. Er ist ein kleiner dicker, etwa vierzig Jahre alter Mann von gemeinem Aussehen und war augenscheinlich bemüht,

[1]) Prinz Kungjuan; der wirkliche Sühnegesandte war Prinz Tschun.

meine Gunst zu erwerben, was ihm aber nicht gelingen wird. Nachdem er mir gesagt hatte, daß er zehn Kinder habe, von denen das jüngste erst ein Jahr alt sei, erwiderte ich ihn, daß dann doch wohl noch zehn Kinder folgen würden, wodurch ich ihm die größte Schmeichelei sagte, die man einem Chinesen zuteil werden lassen kann.

23. Januar.

Die Diplomaten haben sich ermannt und eine energische Note an Li-hungtschang beschlossen, die morgen übergeben werden soll. Von einem Zurückziehen der Truppen könne erst die Rede sein, wenn gewisse Übeltäter hingerichtet seien. Diese Forderung ist den Chinesen seit vier Monaten bekannt, ihre Wiederholung wird keinen sonderlichen Eindruck machen. Wir hätten längst Repressalien ergreifen müssen, wie z. B. die Belegung der sogenannten Verbotenen Stadt mit Truppen oder die Drohung, jene zu zerstören oder das Niederreißen eines Teils der Stadtmauer, namentlich Sprengung der Tortürme, eine für die Stadt entehrende Handlung. Bei allem aber, was nur entfernt nach Energie aussieht, kommen sofort Schwierigkeiten von Rußland, denen sich in neuerer Zeit Japan meist anschließt. Ganz zuverlässig ist England übrigens auch nicht; es geht heimlich ebenso wie Rußland eigene Wege. Bei ihm dreht sich alles um den vorherrschenden Einfluß im Jangtsegebiet, ich habe von Sir Robert Hart[1]) die Bestätigung erhalten, daß es bei den beiden Jangtse-Vizekönigen stark mit Geld arbeitet.

In China gibt es, abgesehen von dem Kaiserhause und seiner großen Verwandtschaft, keine Standesunterschiede. Ein Adel soll auch nie existiert haben. Der Regierungsapparat — die neun Mandarinenklassen — rekrutiert sich aus den sogenannten Literaten. Theoretisch ist das ja ganz schön, man will einen Adel der Bildung; die Praxis sieht aber anders aus, weil die Bildung sehr kläglich ist. Wer die Mandarinenkarriere ergreifen will, meldet sich nach gewissen Studien zum Examen, das jährlich einmal stattfindet. Das erste Examen wird im Heimatsort abgehalten, das zweite nach unseren Begriffen etwa in der Kreisstadt, das dritte in der Regierungsbezirkshauptstadt, das vierte in der Provinzialhauptstadt, das fünfte in Peking. Für diese Prüfungen hat man große Häuser gebaut, in denen für jeden einzelnen Kandidaten eine Zelle vorhanden ist, so klein, daß nur eben ein Mensch an einem kleinen Tisch darin sitzen kann. Das Gebäude in Peking enthält angeblich 20 000 Zellen. Da es nun in China, z. B. im Vergleich zu uns, wenig Beamte gibt — übrigens auch ein Beweis für die leichte Regierbarkeit des Volkes —, so gelangen von den zahllosen Kan-

[1]) Stand an der Spitze der Zollverwaltung, galt — seit 1863 im Lande — als besonderer Chinakenner.

didaten verhältnismäßig nur wenige zur Anstellung. Aus den anderen entsteht eine Armee von unzufriedenen Halbgebildeten, die sich über das ganze Land verbreitet, dem Sektenwesen zuwendet und für Verschwörungen leicht zu haben ist. Die Boxer haben sich in erheblicher Zahl aus ihr rekrutiert. Sobald jemand zu einem Amt gekommen ist, bemüht er sich das Volk auszuplündern und wird selbst wieder von seinen Vorgesetzten ausgeraubt. Man nimmt an, daß von den Steuern nur ein Zehntel in die kaiserlichen Kassen fließt.

1. Februar.

Gestern war der General Intschang im Auftrage Lihungtschangs und des Prinzen Tsching bei mir, um mir zu sagen, daß in neuerer Zeit Besucher der Verbotenen Stadt, die dort auf Grund schriftlicher Erlaubnis des Generals Chaffee Eintritt erhalten, wiederholt Versuche gemacht hätten, in die Teile einzudringen, wo die Frauen wohnen, und die bisher immer respektiert worden sind. Die Frauen sollen von solcher Furcht erfaßt sein, daß sie sich das Leben nehmen wollen bei Wiederkehr solcher Besuche. Ich fuhr zum General Chaffee; dieser war auf meinen Vorschlag hin sofort bereit, schriftliche Verbote an den von den Frauen bewohnten Teilen anbringen zu lassen und hat, um der Sache mehr Nachdruck zu geben, sich dabei auf meine Zustimmung berufen. Leider ist man hier manchmal genötigt, gegen taktlose Leute einzuschreiten; man findet sie bei allen Nationen. Daß Frauen, die Feinde anrücken sahen, ihre Kinder erwürgt und sich dann umgebracht haben, ist leider mehrfach vorgekommen.

Denkschrift vom 3. Februar.[1])

Für die in den letzten Jahren so vielfach besprochene Aufteilung Chinas würde in Anbetracht der augenblicklichen militärischen Schwäche des Landes, der Erschöpfung seiner Hilfsquellen und der vielfach anarchischen Zustände ein geeigneterer Zeitpunkt, als der jetzige, kaum jemals wiederkehren. Es fragt sich nur, wie die Mächte sich zu dieser Frage stellen würden. Rußland dürfte durch die Besetzung der Mandschurei für die nächste Zeit zufriedengestellt sein. Wenn nun Frankreich Jünnan, Japan Fokien, England einen Teil des Jangtsegebiets, Deutschland Schantung in Besitz nehmen wollte, so würde dies von China schwerlich verhindert werden können. Es würde daher für uns notwendig sein, der Frage die vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden, sobald eine Einigkeit der Mächte über die sogenannte Aufteilung zu erzielen möglich wäre.

[1]) An den Kaiser übersandt.

Ich halte dies indes für völlig ausgeschlossen. England kann weder die Franzosen in Jünnan, noch die Japaner in Fokien wünschen. Japan hat erhebliche Bedenken gegen die Besitznahme Schantungs durch Deutschland. Keine Macht kann England die Alleinherrschaft am Jangtse gönnen. Amerika ist entschlossen, gegen jeden Aufteilungsversuch zu protestieren. Rußland, wenn es im ungestörten Besitze der Mandschurei belassen wird, würde Aufteilungsversuche der anderen Mächte gern sehen, überzeugt, daß es darüber zu Verwicklungen unter ihnen kommen müßte. Sonach dürfte es sich nicht lohnen, der Aufteilungsidee näherzutreten.

Soweit ich es von hier vermocht habe, mir ein Urteil zu bilden, wird die Absicht nahezu sämtlicher Mächte dahin gehen, sich an China direkt zu bereichern durch Anlage von Eisenbahnen und von Bergwerken, woraus der indirekte Vorteil allmählich folgen würde, daß Chinas gewaltige, noch brachliegende Hilfsquellen aufgedeckt, sein Wohlstand gehoben und dem Handel und zunächst[1]) auch der Industrie der übrigen Nationen ein weites Gebiet erschlossen wird. Voraussichtlich werden daher die schon vor dem Beginne der Wirren teils begonnenen, teils projektierten Eisenbahnunternehmungen, an denen sämtliche Nationen beteiligt sind, bald wieder aufgenommen werden.

Neu scheinen mir hier nur russische Projekte zu sein. Zunächst wird Rußland den Erwerb der Bahn Schanhaikwan—Peking mit allen Mitteln erstreben, hat auch sehr geschickt durch großartige Erweiterungen seines Settlements in Tientsin, welches bis unmittelbar an die Bahnhofsanlagen heranreicht, vorgearbeitet. Sollte indes der Kampf um den Besitz der Bahn Schanhaikwan—Tientsin—Peking zum Vorteile Englands enden, so würde Rußland eine direkte Bahn Schanhaikwan—Peking bauen. Es ist ferner die Absicht, eine Bahn Peking—Kalgan zu bauen, und gehen Projekte sogar dahin, sie dereinst durch die Mongolei nach Kiachta zu führen. Betreffs der Eisenbahn Peking—Paotingfu—Ting, deren Fortführung auf Hanku projektiert ist, bisher von einer französisch-belgischen Gesellschaft gebaut, soll Rußland bemüht sein, durch Ankauf von Aktien sich die Herrschaft zu sichern, um dadurch auch seinerseits durch einen Schienenweg an den Jangtse, diesen Brennpunkt der Handelsinteressen aller Mächte, zu kommen, wohin durch Eisenbahnen England von Birma aus, Frankreich von Tonking aus gelangen möchte. Nach meinem Dafürhalten weist das russische Interesse darauf hin, China im Zustande der Schwäche und dadurch in dem einer gewissen Abhängigkeit von sich zu erhalten; es scheint mir daher inkonsequent, wenn Rußland durch wirtschaftliche Hebung Chinas dazu beiträgt, das Land stark zu machen. — Ich kann mir aber nicht denken, daß China schon jetzt soweit sein sollte, sich eine Art von russischem Protektorat

[1]) So!

gefallen zu lassen, und halte ich es für möglich, daß die Festsetzung der Russen in der Mandschurei den Kaiserhof veranlaßt, Peking als Hauptstadt aufzugeben und den Regierungssitz zu verlegen.

China ist ein Reich, das vor vierhundert Jahren der europäischen Welt auf manchem Gebiete der Kultur voraus gewesen, seitdem aber stehen geblieben ist und namentlich den weltbewegenden Umschwung, durch die Dampfmaschine mit Eisenbahn und Dampfschiffen herbeigeführt, nicht erfaßt hat. Seit mehreren Jahrhunderten von äußeren Feinden nicht ernsthaft bedroht, ist das Volk unkriegerisch geworden; die höhere Klasse [ist] durch Unkenntnis von dem, was in der anderen Welt passiert, von Hochmut gegen die weißen Rassen erfüllt; alles, was zur Klasse des Beamtenstandes gehört, durch Korruption entnervt; das Kaiserhaus anscheinend nicht mehr imstande, tatkräftige Männer zu produzieren. Es darf indes nicht vergessen werden, daß das eigentliche China, abgesehen von den es auf zwei Seiten umgebenden Tributärstaaten, eine Bevölkerung von 400 Millionen Menschen zählt, die einer Rasse angehören, durch Verschiedenartigkeit religiöser Bekenntnisse nicht gespalten werden und von Rassenstolz beseelt sind. Ebensowenig darf vergessen werden, daß die Masse der Bevölkerung nicht als verweichlicht oder entsittlicht gelten kann, sondern noch urwüchsige Kraft besitzt und dazu unglaublich bedürfnislos, arbeitsam, anstellig und sehr leicht zu regieren ist. Ich halte die unteren Schichten der chinesischen Bevölkerung für physisch weit gesünder als die unserer meisten Fabrikdistrikte. Fügt es die Vorsehung, daß einst kluge und tatkräftige Herrscher an die Spitze treten, welche sich die von allen Seiten ihnen bereitwillig dargebotenen Hilfsmittel der modernen Kultur zu nutze machen, so möchte ich an eine Zukunft Chinas noch glauben. Die so überraschend schnell vollzogene und gelungene Reorganisation Japans verdient auch nach dieser Richtung hin vollste Beachtung. — Daß aller kriegerische Geist noch nicht verloren, hat die Boxerbewegung gezeigt. Aus den beiden Provinzen Schantung und Tschili haben sich mindestens 100 000 Mann ihr angeschlossen und sind nur unterlegen, weil sie schlecht, zum großen Teil nicht einmal mit Schußwaffen ausgerüstet waren.

Sollte es jemals zu einem starken China kommen, so kann Rußland dadurch am meisten betroffen werden; es kann auf der mehrere tausend Kilometer langen Grenze, von der der Kern seiner Macht weit entfernt ist, einen gefährlichen, vielleicht ebenbürtigen Gegner erstehen sehen.

Ist dies richtig, so würde es sowohl im Interesse Deutschlands als Englands liegen, China schon aus diesem Grunde behilflich zu sein, sich wirtschaftlich zu heben und stark zu werden. Die Entwicklung der Handelsbeziehungen würde damit Hand in Hand gehen, sie würde aber durch Landerwerb eher gehindert als gefördert werden. Ich meine, daß Deutschland

von Kiautschu aus vollkommen in der Lage ist, die Hilfsquellen Schantungs sich nutzbar zu machen und namentlich auch noch ein weiteres Hinterland zu gewinnen, wenn die Eisenbahn Tientsin—Funan nicht allein gebaut, sondern bis Nanking weitergeführt wird.

Wenn jetzt gerade Rußland sich bemühen sollte, Chinas Wohlstand heben zu helfen, so könnte dies ein völliger Irrweg seiner Politik werden. Ein alter Chinese hat unlängst geäußert: „Wir schlafen seit vierhundert Jahren, aber wir fühlen uns ganz wohl dabei. Ihr Weißen wollt uns durchaus aus dem Schlafe erwecken. Es kann wohl eine Zeit kommen, wo Ihr dies aufrichtig bedauern werdet."

Gegen größeren Landerwerb in Schantung durch Deutschland spricht die Schwierigkeit, Chinesen durch einen deutschen Beamtenapparat regieren zu lassen, die geringe Aussicht, von der im allgemeinen armen Bevölkerung nennenswerte Summen an Steuern zu erheben, und endlich und hauptsächlich die Entfernung von der Heimat. Sollte eine Zeit kommen, in der China Schantung zurückzuerwerben versuchen sollte, so würde Deutschland — ganz abgesehen von Schwierigkeiten, die andere Mächte ihm bereiten könnten — in solchem Kriege finanziell verbluten.

Bericht vom 4. Februar.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät möchte ich nicht unterlassen, meinen untertänigsten Dank zu Füßen zu legen für die bisherige Belassung des Panzergeschwaders in Ostasien.

Ich habe dieselbe mit Freuden begrüßt, sowohl aus allgemeinen politischen Rücksichten, wegen der doch immer noch unklaren Lage und weil im Orient Machtentfaltung immer Achtung einflößt, sodann aber auch im deutschen Interesse. Wenn ich in meinem letzten alleruntertänigsten Schreiben die Ansicht auszusprechen wagte, daß Euer Majestät durch Schaffung eines Armeeoberkommandos der Gesamtheit einen unschätzbaren Dienst geleistet, so möchte ich dies dahin erweitern, daß Euer Majestät durch die Entsendung so gewaltiger See- und so zahlreicher Landstreitkräfte nach Ostasien und durch Übertragung des Armeeoberkommandos an einen deutschen General die Interessen Deutschlands in nachhaltiger Weise gefördert haben. In der Heimat mag dies infolge von politischer Kurzsichtigkeit und Verranntheit nicht voll gewürdigt werden, hier wird es von allen Deutschen mit Dank und Stolz begrüßt, von allen Nationen aber gewürdigt.

Von Anbeginn meiner Tätigkeit hier habe ich Eurer Majestät Interessen dadurch zu dienen geglaubt, daß ich Konflikte mit den anderen Kontingenten nach Möglichkeit vermied. Ich glaube, daß mir dies, ohne meiner hohen Stellung etwas zu vergeben, gelungen ist, und ich mit allen auf dem

besten Fuße stehe und die mir gebührende Stellung unangefochten einnehme. Bei dem Verkehr mit den Japanern, die eine gewisse politische Empfindlichkeit[1]) vielleicht noch nicht ganz überwunden hatten, schien mir etwas Zurückhaltung ihrerseits vorzuwalten. Sie ist aber völlig gewichen; der Japaner leidet noch an der Besorgnis, man könne ihn, als zu einer noch nicht zünftigen Nation gehörig betrachten, und ist sehr empfänglich, wenn er sich, wie bei mir, vom Gegenteil überzeugt. Ich bin ihnen ganz unbefangen und offen entgegengetreten und habe ihre militärische Tüchtigkeit mehrfach hervorgehoben, was ich mit gutem Gewissen tun konnte. Ich glaube, daß es hierauf zurückzuführen ist, daß sowohl der japanische Gesandte, als der General Jamagutschi mir mitgeteilt haben, Seine Majestät der Kaiser würde es gern sehen, wenn ich vor meiner Rückkehr nach Europa Japan besuchen würde. Sollten Euer Majestät seinerzeit die Genehmigung hierzu erteilen, so würde meine alleruntertänigste Bitte dahin gehen, dies mit kleinem Gefolge auf Eurer Majestät Kreuzer „Hertha" tun zu dürfen. Ob es sich empfehlen dürfte, alsdann noch andere Kriegsschiffe dort zu zeigen, werden Euer Majestät allein zu übersehen vermögen.

Der so langsame Gang der Friedensverhandlungen und die Lauheit der anderen Mächte betrüben mich tief, und fürchte ich, daß die deutschen Geldforderungen bei weitem nicht zu erreichen sein werden. Die Hauptschuld trägt wohl Rußland, dem sich Japan und Amerika angeschlossen haben; ich vermag aber England von Schuld nicht ganz frei zu sprechen: es ist in Tschili und besonders von Tschili ausgehend zu einer energischen Kriegführung nicht zu bringen und geht im Jangtse seine eigenen Wege, wo es die Vizekönige durch Geld an seine Interessen zu fesseln sucht. Wenn ich an einen nahen Friedensschluß noch nicht zu glauben vermag, so befinde ich mich im Widerspruch mit den Vertretern der meisten Mächte, die die Räumung Pekings für nahe bevorstehend erachten. Ehe die Hinrichtungen, die nun seit Monaten schon verlangt [werden], nicht erfolgt sind, ist noch kein sicherer Anhalt dafür da, daß China wirklich den Frieden will. Solle es indes zum Frieden kommen, so werden immer zwei Monate vergehen, ehe die Räumung Pekings erfolgen kann, denn die Hersendung von Transportschiffen aus Deutschland ist in kürzerer Zeit kaum zu bewirken, und von einer Ansammlung großer Truppenmassen bei Tientsin möchte ich aus sanitären Rücksichten abraten; wenn das erste Transportschiff die Taku-Reede verläßt, darf auch erst der Eisenbahntransport von Truppen, dem ja alle Materialtransporte voraufgehen könnten, von Peking aus beginnen.

Euer Majestät haben mir durch den Chef des Marinekabinetts die Vervielfältigung acht verschiedener Schiffstabellen zusenden lassen, und sage ich für die hochinteressante Gabe meinen alleruntertänigsten Dank.

---

[1]) Infolge Schimonoseki, vgl. aber S. 154.

Tagebuch, 10. Februar.

Um etwas mehr Leben in die Diplomaten zu bringen, habe ich mehrfach ausgesprochen, daß ich mich darauf einrichtete, in spätestens vierzehn Tagen größere Operationen anzuordnen. Ich will in Schantung einbrechen und die Franzosen veranlassen, das gleiche in Schansi zu tun. Einige Wirkung hat es gehabt, denn der amerikanische Gesandte erklärte, solche Unternehmungen könnten leicht die Friedensverhandlungen stören, und General Gaselee hat mir sagen lassen, zu Operationen über die Grenzen Tschilis hinaus würde er doch erst die Erlaubnis seiner Regierung nachsuchen müssen. Da die Chinesen durch Giers von meinen bösen Absichten Kenntnis haben, und sowohl Rußland als Amerika und Japan einen baldigen Frieden wünschen, so hoffe ich beide Teile etwas zur Eile aufgemuntert zu haben.

11. Februar.

Zu den bemerkenswerten Eigenschaften des Chinesen gehört auch seine große Genügsamkeit und Sparsamkeit. Die Ernährung eines Erwachsenen wird auf nicht mehr als vier Pfennig berechnet. In Zeiten der Hungersnot bringt man große Menschenmassen mit drei Pfennig pro Tag und Kopf durch. Solche Zahlen machen es erst verständlich, daß der Kuli bei einem Tageslohn von zwanzig Pfennigen ganz gut eine Familie erhalten kann. Dabei herrscht nun noch große Sparsamkeit; von dem, was die Natur gibt, darf nichts verloren gehen. Es kommt daher nicht vor, daß ein gestorbenes Tier vergraben wird, man ißt alles, Kamele, Pferde, Rinder, Esel, Hunde oder Katzen. Sind Krankheiten die Todesursache, so ist der Preis etwas billiger, gegessen werden die Kadaver aber unter allen Umständen. Bei Zubereitung der Speisen ist die chinesische Hausfrau von einer Erfindungsgabe, die wir nicht kennen; jeder kleinste Rest wird verwertet. Im Herbst ist, ehe die Blätter fallen, überall Jagd nach solchen, meist durch Kinder. Auch in vornehmen Häusern geht es ökonomisch zu: beim Prinzen Tsching wurden die halb ausgetrunkenen Teetassen in den Teetopf zurückgegossen und aus ihm dann wieder frisch eingeschenkt; so soll es überall gehalten werden. Ebenso sparsam wie bei der Ernährung verhält man sich auch bei der Kleidung; die gute Hausmutter weiß jeden kleinen Lappen und Faden zu verwenden und läßt in den warmen Monaten die Kinder bis zu fünf und sechs Jahren ohne Kleider herumlaufen. Beachtet man dazu noch, wie einfach die Wohnungsansprüche sind, und welche unglaubliche Zahl von Menschen in einem halbdunkeln, niedrigen Raum sich zusammendrängt, so wird verständlich, daß das Leben für die große Masse hier sehr billig sein muß. Von Reinlichkeit kann bei solcher Art zu wohnen

keine Rede sein. Als eine englische Dame eine Chinesenmutter fragte, wie oft ihr Kind gewaschen würde, erhielt sie die entrüstete Antwort: „Mein Kind ist überhaupt noch nie gewaschen worden!"

Die Stellung der Frau ist, wenn sie sich verheiratet und Kinder hat, keine schlechte; besonders wenn sie ihrem Manne viele Söhne schenkt. Sie muß sich aber Nebenfrauen gefallen lassen, wenigstens bei den Wohlhabenden. Wesentlich schlechter haben es die Mädchen. Sie werden zunächst schon unfreundlich empfangen, weil sie Mädchen sind, und laufen Gefahr, umgebracht oder, wenn sie älter geworden sind, verkauft zu werden. Dies Töten und Verkaufen der Töchter soll in den verschiedenen Provinzen in verschiedenem Maße betrieben werden, je nachdem die Obrigkeiten sich dazu stellen; mehrere Kaiser haben versucht, dagegen einzuschreiten, aber ohne nachhaltigen Erfolg. Die Hauptursache liegt nicht etwa in der Armut der Eltern, sondern in religiösen Auffassungen. Ein Mädchen scheidet, sobald es heiratet, aus dem Zusammenhang mit ihrer Familie vollständig aus, ist daher nicht mehr imstande, für ihre Eltern zu beten und zu opfern, also für diese ein ganz wertloses Wesen. Da die Eltern so denken, fühlen sie auch keine Verpflichtung, an die Erziehung und Bildung der Töchter Geld zu wenden. Frühe Heiraten sind eine ganz natürliche Folge dieser Auffassung; man will die Töchter bald los sein und wendet dafür auch Geld auf, sodaß die Heiratsvermittler eine ansehnliche Zunft bilden. Das Leben der Frau ist nicht angenehm; sie kommt selten dazu, das Haus, in dem sie mit Arbeit überlastet ist, zu verlassen. In manchen Gegenden Chinas soll die Selbstmordmanie der Frauen und Mädchen geradezu zu einer Kalamität geworden sein. Es gibt Vereinigungen von jungen Mädchen, die sich verpflichten, in einem gewissen Alter aus dem Leben zu scheiden.

12. Februar.

Im Laufe der letzten Monate bin ich wiederholt von Berlin gefragt worden, ob das Panzergeschwader nicht nach der Heimat zurückkehren könne. Ich habe mich mit Entschiedenheit dagegen ausgesprochen, und der Kaiser hat es gutgeheißen.[1]) Ich fürchte, daß jetzt auf Grund unserer so warmen Freundschaft mit England erneute Versuche gemacht werden. Mein Standpunkt bleibt derselbe, um so mehr, als ich auf Freundschaftsversicherungen der Engländer gar nichts gebe. Dazu müßte ich erst von Freundschaftsbeweisen etwas hören. Der leitende Gedanke der englischen Politik ist ganz allein der eigene Vorteil, und ich bin nicht einen Moment im Zweifel, daß England gar zu gern am Jangtse uns übers Ohr haut. Die Anwesenheit der vier Panzerschiffe auf der Reede von Wusung kann da

[1]) Vgl. den Bericht vom 4. Februar.

nur von bestem Einfluß sein: sie mahnt die Engländer zur Vorsicht und flößt dem Vizekönig in Nanking Achtung ein.

Jetzt erhalten wir hier Kenntnis von den Angriffen der Sozialdemokraten gegen die hiesige Kriegführung auf Grund von Schauergeschichten, die in Soldatenbriefen[1]) erzählt werden, und von dem Unsinn, den viele Zeitungen darüber verbreiten. Ich verstehe nicht, wie der Kriegsminister sich da in Diskussionen einlassen kann, um so weniger, als er doch auch nicht weiß, wie es hier zugeht. Neun Zehntel der Geschichten sind Lügen und maßlose Übertreibungen. Wenn ein Soldat Hunderte von Leichen im Peiho schwimmen gesehen haben will, so ist ihm die Lüge leicht nachzuweisen, weil, als unsere Marine-Infanteristen hinkamen, die Kämpfe längst vorüber waren. Er hat erzählt, was ein anderer ihm erzählt hat, der es wahrscheinlich auch noch von einem Dritten hatte. Daß es auf ein jugendliches Gemüt großen Eindruck macht, wenn man Tage hindurch Städte und Dörfer als Brandstätten, zerstörte und geplünderte Tempel sieht, auf Menschenleichen und Tierkadaver stößt, von Boxerexekutionen und ermordeten Europäerpatrouillen hört, ist wohl zu verstehen; kommt dann noch etwas Eitelkeit hinzu, der Wunsch, zu Hause bewundert zu werden, so hilft die Phantasie nach, und die Schauermären sind fertig. Daß viele Chinesen erschossen worden sind, ist ganz richtig; sie hatten es aber immer verdient, namentlich nach chinesischer Auffassung. Diese sich anzueignen würde ich für Pflicht derjenigen halten, die bei uns zu Hause sich berufen fühlen Kritik zu üben.

Das chinesische Strafverfahren ist sehr einfach. Es gibt sehr viel Prügel, keine eigentliche Gefängnisstrafe, dann Verbannung und Tod. Weitaus die meisten Vergehen werden mit Prügelstrafen abgemacht. Beginnt eine Gerichtssitzung, so bekommt erst der Delinquent eine Tracht Prügel, damit er offen eingesteht, sodann die Zeugen, damit sie gewissenhaft aussagen. Tritt Verurteilung ein, so wird die Strafe sogleich vollzogen; mit dem dicken Bambusstock bewirkt — es gibt davon zwei Stärken — führt sie manchmal zum Tode. Die Todesstrafe ist sehr häufig und tritt oft schon ein bei Vergehen, die man bei uns mit drei bis vier Monaten Gefängnis ahnden würde. Noch heute hat sich der hiesige Justizminister beim Verwaltungsrat Pekings darüber beklagt, daß die Unsicherheit der Stadt, namentlich im amerikanischen Viertel, zunehme, weil zu milde gestraft werde. Er bittet, die bei Raub und Diebstahl Ertappten ihm auszuliefern, er werde sie stets hinrichten lassen.

---

[1]) Über die sogen. „Hunnenbriefe", vgl. Stenogr. Berichte des Reichstags, X. Legislat.-Periode, II. Session 1900/02, Bd. I, II u. IV. Der Kriegsminister v. Goßler erwiderte auf Reden Bebels am 19. und 23. November 1900. A. a. O., II, S. 39 und 125.

15. Februar.

Ich war lange bei Herrn v. Mumm und überzeugte mich, daß die Verhandlungen gar nicht vorwärts kommen. Der langsamste der Diplomaten ist auffallenderweise Satow, der Engländer. Weshalb er Verzögerungen herbeiführt, ist schwer verständlich; nach einer Version, um uns länger hier festzuhalten und dadurch an der Seite der Engländer noch mehr in Gegensatz zu Rußland zu bringen. Englischer Politik traue ich derartige Freundlichkeiten zu.

16. Februar.

Ich habe mich nun kurz entschlossen und in einem Armeebefehl allen Kontingenten aufgegeben, sich so einzurichten, daß noch gegen Ende des Monats die Offensive ergriffen und in gebirgigen Gegenden geführt werden kann. Ich will in die Provinz Schansi eindringen, die von Gebirgen umschlossen ist. Ich habe keinen Zweifel, daß wir alle Hindernisse überwinden werden. Gespannt bin ich auf die Haltung der Franzosen. Bisher hat mir General Voyron immer gesagt, er ginge gern mit, und ich glaube es ihm auch; es fragt sich nur, ob er aus Paris nicht andere Instruktionen erhält. Im Oberkommando herrscht Jubel, daß es nun doch vielleicht noch zu ernsten Ereignissen kommt, und daß die nunmehr etwas eintönigen Tage ein Ende haben sollen. Oberst Grierson versichert mir, daß man im englischen Hauptquartier gleichfalls sehr erfreut und vom besten Willen beseelt sei. Trotzdem bin ich da noch nicht ganz sicher und denke mir, es wird doch noch in England angefragt. Ich habe meinen Armeebefehl noch gestern abend ausgegeben und dafür gesorgt, daß er auch bei Lihungtschang bekannt wird. Herr v. Mumm ließ mir eben sagen, er sei über meinen Schritt sehr erfreut, dieser komme als Antwort auf eine heute früh von Sinangfu[1]) eingegangene ziemlich freche Note höchst gelegen.

Bericht vom 21. Februar.[2])

[. . .] Da mir nunmehr durch den Gesandten v. Mumm die Mitteilung zugegangen ist, daß die vereinigten Diplomaten die von der chinesischen Regierung abgegebene Erklärung über die Hinrichtungen als vollkommen befriedigend ansehen, liegt ein Fall, daß die chinesischen Unterhändler sich geweigert hätten, die Friedensbedingungen anzunehmen, tatsächlich nicht vor, und ich habe demgemäß den Beginn der Operation,[3]) deren Zweck ja

[1]) Wohin der kaiserliche Hof geflüchtet war.

[2]) Dieser Bericht befand sich bei einer Postsendung, die in Schanghai teilweise verbrannte. Er wurde daher unter dem 5. März noch einmal erstattet.

[3]) Es ist die im Tagebuch unter dem 16. Februar erwähnte Offensivbewegung nach Schansi gemeint, von deren Vorbereitung und Anlage im Bericht unmittelbar zuvor ausführlich die Rede ist.

nur war, einen Druck auszuüben, bis auf weiteres hinausgeschoben. Sollte in der Frage der Geldentschädigung, die demnächst zur Verhandlung gebracht werden soll, sich von neuem Lässigkeit der Chinesen herausstellen, so kann ich jeden Augenblick den Beginn der Offensive wieder anordnen. [...] Der schnelle Verlauf der Episode — es sind kaum vier Tage zwischen meiner Drohung, die Offensive zu ergreifen und dem Nachgeben des Kaiserhofes in Sinangfu verstrichen — hat von neuem erwiesen, daß mit Chinesen nur mit Glück zu unterhandeln ist, wenn man Macht hat und den Entschluß zeigt, von derselben rücksichtslos Gebrauch zu machen. Ich hatte Vorkehrungen getroffen, daß durch einen Agenten mein Armeebefehl noch am Tage des Erlasses dem Vizekönig Lihungtschang in die Hand gespielt wurde, und weiß, in welche Erregung derselbe ihn gebracht hat. Er hat sofort in den ernstesten Worten in Sinangfu auf die Gefahr aufmerksam gemacht und auf verschiedenen Wegen versucht, mich zu veranlassen, von der Vorwärtsbewegung noch Abstand zu nehmen. Es ist der hier bisher unerhörte Fall eingetreten, daß das chinesische Neujahr (diesmal 19. Februar), was, solange man denken kann, nur dem Vergnügen und dem Genusse geweiht war, zu ernsten Unterhandlungen gemißbraucht worden ist. Teils direkt, teils indirekt ist mir von verschiedenen Diplomaten deren Dank ausgedrückt worden, daß ich durch mein Vorgehen endlich die Friedensaussichten einen erheblichen Schritt vorwärts gebracht habe.

Ich kann nicht unterlassen, Eurer Majestät zu melden, daß mein Armeebefehl in allen Kontingenten mit großer Freude begrüßt worden ist und in alle frisches Leben gebracht hat. Beim deutschen Kontingente möchte niemand zurückbleiben, wo endlich die Aussicht sich zeigt, an den Feind zu kommen, und haben sich fast alle Revierkranken gesund gemeldet. Recht wenig tatendurstig zeigte sich der Generalleutnant Gaselee. Als ich ihm durch meinen Chef des Generalstabes Mitteilung von meinen Absichten machen ließ, hatte er allerhand Bedenken über die großen zurückzulegenden Entfernungen und über die Möglichkeit, die Truppen schnell für jeden Zweck ausrüsten zu können. Schließlich sprach er offen die Besorgnis aus, ich könne die Absicht haben auf Sinangfu zu marschieren. Tags darauf scheinen Einflüsse auf ihn eingewirkt zu haben, die ihn der Unternehmung geneigter machten; ich habe aber erneut den Eindruck gewonnen, daß Sir Alfred Gaselee allerdings ein sehr vornehm denkender Mann ist, daß es ihm aber an Tatkraft und klarem Blick gebricht.

Tagebuch, 25. Februar.

Seit geraumer Zeit bin ich, wie nun erst durch Zeitungen hier bekannt wird, in der englischen, amerikanischen und russischen Presse heftig an-

gegriffen worden. Voran geht dabei die „Times“, dieses Hauptlügenblatt, dessen Artikel jedenfalls von einem Herrn Morrison herrühren, welcher wahrscheinlich in echt englischem Reportergrößenwahn der Ansicht ist, ich müßte Notiz von ihm nehmen. Auf mich machen Preßangriffe keinen größeren Eindruck als das Gekläff eines Hundes, ich bin nur erstaunt, daß eine Zeitung wie die „Times“ sich dauernd so schlecht bedienen läßt. Die hiesigen Engländer schämen sich ihres Landsmannes, haben aber nicht den Mut, ihn fortzuschicken. Die russischen Angriffe leitet Fürst Uchtomski, der eine Reihe von Wochen hier war. Die amerikanischen Reporter gehen in ihrer Gesandtschaft viel aus und ein, und dort übt man nicht die sonst übliche Diskretion. Im diplomatischen Korps ist man damit sehr unzufrieden. Durch die Zeitungen geht auch die Nachricht von einem Konflikt, den ich mit Herrn v. Mumm gehabt haben soll. Es ist auch nicht ein Wort davon wahr. Ich habe mit Mumm von Anfang an auf dem denkbar besten Fuße gestanden; auf seine Initiative hin wird mir hier stets der erste Rang zuteil. Der französische Gesandte ist warm dafür eingetreten, während der russische und englische zuerst Schwierigkeiten machen wollten. Die lügenhafte Darstellung rührt natürlich von einem Engländer her.

27. Februar.

Ich habe gestern noch einige Diplomaten sprechen können; nun endlich scheint die Ansicht sich Bahn zu brechen, daß es doch nötig sei, den Chinesen Mitteilungen über die Höhe der Kriegskosten zu machen. Hart[1]) bleibt auf seinem Standpunkt, daß China nicht mehr als eine Milliarde Mark zahlen oder verzinsen könne. Gestern hat man sich auch in langer Sitzung über die Frage der Befestigung der Gesandtschaften unterhalten. Daß dabei wenigstens etwas zustande kam, ist allein das Verdienst des Herrn v. Mumm.

28. Februar.

Schon seit einiger Zeit habe ich angeregt, den Peiho von Tientsin ab so regulieren zu lassen, daß wieder, wie dies noch im Jahre 1896 der Fall war, Kanonenboote bis Tientsin heraufkommen können, wodurch uns für die Einschiffungen auf der Taku-Reede große Vorteile erwachsen würden. Die Ausführung sollte dem Conseil provisoire von Tientsin übertragen werden, der auch gern dazu bereit ist. Obwohl nun kein vernünftiger Mensch Bedenken gegen den Plan haben kann, werde ich die Ausführung wohl nicht erleben, und zwar weil die Diplomaten Neigung haben sich einzumischen; geschieht dies, so ist das Projekt einfach begraben. Die Ursache

[1]) Der oben S. 86 erwähnte Sir Robert Hart.

der Einmischung ist allein der Umstand, daß der Conseil nur aus Offizieren besteht; so etwas ertragen die kleinen Leute nicht. Ob ihre Einmischung Nachteil bringt, ist Nebensache.

1. März.

Gestern war Diplomatensitzung, in die Herr v. Mumm etwas Leben zu bringen versuchte, es gelang ihm aber nicht, die Hauptfrage, die der Geldentschädigungen, zur Besprechung zu bringen. Sein Vorschlag, über die zukünftige Besetzung der Eisenbahn zur Küste und Tientsins ein Gutachten der Generale zu verlangen — ich habe schon längst eins gegeben, das auch jeder Gesandte kennt —, kam nicht weiter, weil Giers sagte, er müsse sich Instruktionen in Petersburg holen; nur der Antrag, über zwei unwesentliche Punkte Kommissionen beraten zu lassen, drang durch. Alle diese Beratungen hätten vor zwei Monaten schon fertig sein müssen, und den Chinesen konnte das Resultat mitgeteilt werden, unmittelbar nachdem sie erklärt hatten, die Friedensbedingungen im Prinzip anzunehmen, also schon zu Neujahr! Es ist dies wirklich eine strafbare Langsamkeit. Daß hier elf Gesandte mitreden, ist allerdings eine Erschwerung, aber keine Entschuldigung.

2. März.

Reichlich ebenso langsam wie die hiesigen Diplomaten sind die heimatlichen Regierungen; sie sind sich noch nicht schlüssig geworden, welche Summe von den Chinesen verlangt werden soll. Sowohl Mumm als ich haben in Berlin zu treiben versucht. Es ist schon wieder eine Anfrage gekommen, ob das Panzergeschwader nicht nach Hause fahren könne. Ich habe mich sehr entschieden dafür ausgesprochen, das Geschwader hier zu belassen, bis die Hauptbedingungen erfüllt seien. Es macht im Jangtse einen großen moralischen Eindruck, seine Abberufung würde die Chinesen sogleich ermutigen. Die bei weitem größte Summe verlangt Deutschland und mit Recht, sowohl wegen der Truppenzahl als wegen des weiten Weges. Frankreich, das beinahe so stark ist wie wir hier, hat die Hälfte seiner Truppen aus Tonking, England alle aus Indien, Amerika von den Philippinen, Japan ist beinahe Nachbar. Am schwersten läßt sich ein Vergleich mit Rußland ziehen, das an seiner sibirischen Eisenbahn angeblich sehr großen Schaden erlitten hat. Es möchte gern mit China allein abrechnen und natürlich sich durch die Mandschurei bezahlt machen.

Der amerikanische Gesandte, Mr. Conger, hat Urlaub nach Hause erhalten, es scheint mir aber, als ob er nicht wiederkommen wird. Seine Vertretung bei den Friedensverhandlungen übernimmt Mr. Rockhill, der im Sommer in der Annahme hierher gesandt war, daß alle Gesandtschaften

ums Leben gekommen seien. Conger verbirgt hinter einer etwas rauhen Außenseite, ebenso wie General Chaffee, einen guten Kern. Ich halte beide für sehr ehrenwerte und tüchtige Leute.

5. März.

Heute besuchte ich einen Lamatempel innerhalb der Kaiserstadt, der von dem australischen Marinedetachement besetzt war. Der mich herumführende Offizier erzählte mir unbefangen: „Die besten Bronzen haben wir unserer guten Königin zugeschickt; es ist ein Jammer, daß sie erst nach ihrem Tode angekommen sein werden.“ Angeblich sollen u. a. einige zwanzig Buddhas nach England gesandt worden sein.

8. März.

Wie es scheint, werde ich dafür, daß ich meine Sache gut gemacht habe, durch längeres Hierbleiben gestraft werden, denn die Ansicht hat sich hier weit verbreitet, daß die Chinesen nur vor mir Furcht haben. „Ob 20 000 oder 30 000 Mann zurückgezogen werden, ist ziemlich gleichgültig, wenn nur der Feldmarschall hier bleibt,“ so hört man oft sagen. „Geht er fort, so werden die Chinesen sofort übermütig.“ Ich mag nun nicht die Verantwortung dafür übernehmen, daß wir noch einige hundert Mann mehr hier begraben und noch mehr nach Hause senden und habe heute dem Kaiser telegraphiert, daß der Beginn der Unterhandlungen über die Kriegskosten dringend nötig sei.

*

Schreiben Kaiser Wilhelms an den Verfasser.[1])

Berlin, 19. Januar.

Als ich den von den verbundenen Mächten mir angetragenen Oberbefehl über die fremden Truppen in Tschili in die Hände Eurer Exzellenz legte, war ich mir wohl bewußt, daß die Ihnen von mir gestellte Aufgabe, auch abgesehen von der rein militärischen Seite, besondere und außergewöhnliche Schwierigkeiten bieten würde. Die seitherigen Erfahrungen und Ihre mir darüber entworfenen Schilderungen haben mir Recht ge-

[1]) Am 16. Januar übersandte das Auswärtige Amt (Bülow) die „Skizze zu einer politischen Einschaltung in den von Eurer Majestät beabsichtigten Brief“ an den Feldmarschall. Diese im Hauptarchiv des Auswärtigen Amts befindliche „Skizze“ (deren Konzept Bülow, Richthofen, Holstein und Klemeth zeichneten — dieser zugleich als Verfasser —) stimmt, bis auf den Zusatz am Schluß, wörtlich überein mit der oben wiedergegebenen Abschrift des an den Verfasser dann abgesandten kaiserlichen Schreibens. Wo die Ausfertigung selbst sich befindet, war nicht festzustellen.

geben. Die Art, wie Eure Exzellenz jene aus dem Nebeneinanderwirken verschiedener Nationen erwachsenen, und daher auch das politische Gebiet berührenden Schwierigkeiten zu überwinden mit Erfolg bestrebt gewesen sind, findet meine volle Würdigung. Die Gesichtspunkte, von welchen Sie sich dabei haben leiten lassen, nämlich sorgsam alles zu vermeiden, was meine Politik stören könnte und zwischen den einander widerstreitenden Interessen Englands und Rußlands unter strenger Beschränkung auf die Wahrung des militärischen Standpunktes die mittlere Linie zu halten, sind ganz die richtigen. Meine Hoffnung, daß es Ihnen auch ferner und bis zur Beendigung der bewaffneten Aktion in China gelingen wird, ernstere Konflikte mit Kontingenten anderer Nationen zu vermeiden und entstandene Differenzen befriedigend auszugleichen, entspringt wesentlich aus meinem Vertrauen zu Ihrer Person und Ihrem bewährten Takt.

Nachdem die chinesischen Aufrührer sowohl als die regulären Truppen der chinesischen Regierung sich völlig unfähig erwiesen haben, den in Tschili versammelten fremden Streitkräften einen irgendwie nennenswerten Widerstand zu leisten, und nachdem ferner die Bevollmächtigten der chinesischen Regierung die Friedensbedingungen der gemeinsamen Note vorbehaltlos angenommen haben, wird es zu größeren militärischen Aktionen auch im Frühjahr kaum mehr kommen, sondern wohl nur noch zu kleinen Straf- und Beruhigungsexpeditionen. Ihre Aufgabe ist indessen damit noch keineswegs beendet. Um die baldige Erfüllung der Friedensbedingungen zu erzwingen und bei den über die Einzelheiten derselben jetzt beginnenden Verhandlungen den beliebten chinesischen Winkelzügen entgegenzuwirken, bedarf es des unverminderten militärischen Druckes, wie er nur vermittelst einheitlicher Leitung, also unter Ihrem Oberbefehl, erzielt werden kann. Erst wenn die Einzelverhandlungen hinreichend vorgeschritten sind und mit der Erfüllung der Bedingungen soweit ein ernstlicher Anfang gemacht worden ist, daß die weitere Ausführung der Zusagen auch bei vermindertem militärischem Druck gesichert erscheint, wird für Eure Exzellenz und denjenigen Teil meines ostasiatischen Korps, welcher nicht zur Mitwirkung bei der vorläufigen Besetzthaltung chinesischer Plätze bestimmt wird, die Stunde der Heimkehr schlagen können.[1])

[1]) [Marginal des Verfassers:] Ich bin der Ansicht, daß die verbündeten Mächte, sobald China die Erklärung offiziell abgegeben hat, eine bestimmte Summe als Kriegskostenentschädigung zahlen zu wollen, die partielle Räumung Tschilis einleiten können und im Interesse ihrer Truppen sogar müssen. Will man warten, bis alle Modalitäten der Zahlungen geregelt sind, so können viele Monate vergehen und um so mehr, als die Schwierigkeiten weniger bei den Chinesen, sondern in der Uneinigkeit der Mächte liegen. Schon am 21. 1. habe ich mich Herrn v. Mumm gegenüber in ähnlichem Sinne ausgesprochen. Ich wurde u. a. auch dazu veranlaßt durch die aus meinen Beobachtungen gewonnene Überzeugung, daß die Diplomaten in geradezu unerhört langsamer Weise arbeiteten. Es wurde dies durch den Um-

Die von Eurer Exzellenz erwogene Wegnahme von Tschifu wird, wofern sich die Sachlage in Nordchina nicht wieder zum schlechteren ändert, nicht mehr vonnöten sein. Die davon erhofften verhältnismäßig geringen Vorteile könnten durch dabei drohende politische Nachteile, vor allem durch unabsehbare Verlängerung meiner ostasiatischen Aktion und durch bedenkliche Komplikationen mit anderen Mächten leicht überwogen werden. Eure Exzellenz wollen daher wegen Tschifu vorerst meine Befehle abwarten.

Die unerquickliche Frage der nordchinesischen Eisenbahn wird auf Grund meiner telegraphischen Instruktionen,[1]) welche Sie noch vor Empfang dieses Schreibens erhalten, inzwischen hoffentlich für Deutschland erledigt sein. Die russisch-englische Spannung wegen der Eisenbahn haben wir schon vorgefunden, und unsere Aufgabe kann es nicht sein, sie zu beheben. Aber es ist allerdings nicht nur gerecht, daß den Engländern die von ihnen und mit ihrem Gelde erbauten Bahnen nicht einfach entrissen werden, sondern es entspräche auch unseren politischen Interessen, wenn zwischen unserem und dem russischen Besitz in Ostasien womöglich eine gewisse Zone englischer Interessen bestehen bliebe. Andererseits bin ich indes nicht gewillt, mich für rein englische Interessen gegen Rußland vorschieben zu lassen. Es ist Englands Sache, sich deswegen mit Rußland definitiv auseinanderzusetzen. Wir können dabei höchstens den ehrlichen Makler abgeben, der jedoch für den Erfolg seiner Bemühungen keinerlei Verantwortung übernimmt. So viel wie möglich werden Eure Exzellenz daher auch bei Regelung noch schwebender Detailfragen darauf sehen müssen, daß die militärischen Dispositionen die Lage der Privatberechtigten in der Wahrnehmung ihrer Rechte nicht verschlechtern.

Darüber, ob Eure Exzellenz auf Ihrer Rückreise einen Besuch in Japan abstatten können, behalte ich mir eine Bestimmung noch vor.

Wilhelm I. R.

Dieser[2]) Brief enthält den Niederschlag dessen, was in der letzten Zeit sich aus der Politik hat herausschälen lassen. Tschifu ist vorläufig nicht ins Auge zu fassen. Ihre Arrangements betreffend die Expeditionen während der Dauer der Verhandlungen entsprechen meinen Wünschen. Besten Dank für Wünsche, die rechtzeitig eintrafen; die großen Festtage sind bei

---

stand erleichtert — einige der Herren hatten den stillen Wunsch, die ihnen sehr angenehme Verhältnisse schaffende Okkupation möglichst in die Länge zu ziehen —, daß sie nicht die geringste Entscheidung zu treffen wagten, sondern immer erst zu Haus anfragten und dann lange auf Antwort warten mußten. W.

[1]) Vgl. S. 83 f.

[2]) Eigenhändiger Zusatz des Kaisers.

herrlichstem Wetter großartig verlaufen. Ich bin eben im Begriff nach England zu reisen, da meine arme Großmutter in sehr besorgniserregendem Zustand ist.

*

Bericht vom 9. März.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät Allergnädigstes, mir durch Kapitän Paschen zugesandtes Schreiben vom 19. Januar d. J. ist gestern in meinen Besitz gekommen.

Wenn Euer Majestät mir darin befehlen, von einer Besitznahme Tschifus abzusehen, so bin ich dadurch sehr erfreut worden, weil auch ich der Ansicht bin, wie ich es in meinem alleruntertänigsten Schreiben vom 12. Januar d. J. angedeutet habe, daß Tschifu der aus der Fortnahme wahrscheinlich sich entwickelnden Schwierigkeiten wohl nicht wert sein dürfte.

Leider sind die Friedensverhandlungen im Verlauf der letzten Wochen kaum vorwärts gekommen. Fraglos wirkt sehr erschwerend mit, daß elf verschiedene Staaten sich einigen sollen, ich glaube aber doch, daß von den hiesigen Gesandten weit mehr hätte geleistet werden können. Die Abgrenzung und die Befestigung des Gesandtschaftsviertels, die Festsetzung der Stärke der Gesandtschaftsschutzwachen, die Festsetzung der von China zu zahlenden Entschädigungen von Missionsgesellschaften, Privatpersonen usw. hätte sehr wohl noch im alten Jahre beraten und den chinesischen Unterhändlern am 1. Januar unterbreitet werden können; die Beratungen darüber sind aber noch heute nicht abgeschlossen. Die Chinesen beklagen sich daher wohl nicht ohne Berechtigung darüber, daß sie nicht erfahren können, was die verbündeten Mächte von ihnen verlangen. In hohem Maße wünschenswert halte ich es auch, und habe es mir erlaubt, heute Eurer Majestät telegraphisch auszusprechen, daß die Hauptfrage, die der Kriegskosten, bald klargelegt werde. Es stimmen alle Nachrichten darin überein, daß zur Zeit am Kaiserhofe zu Sinangfu die Friedenspartei die Oberhand hat; es darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß eine starke Partei im Lande existiert, die den Krieg weitergeführt zu sehen wünscht und bei langem Herausschieben des Friedensschlusses bei der Charakterschwäche des Kaisers leicht wieder zu Einfluß kommen kann.

Wie die Sachen jetzt liegen, kann ein militärischer Druck nicht wohl ausgeübt werden, weil keine Weigerung der Chinesen vorliegt, eine Forderung anzunehmen. Sollte nun in Zukunft ein militärischer Druck nötig werden, so läuft die dafür günstige Jahreszeit mit dem Anfange Mai ab. Es treten alsdann Witterungsverhältnisse ein, die dem Gesundheitszustand der Truppen verderblich sind, und werden Typhus und Dysenterie, die völlig erloschen noch immer nicht sind, in verstärktem Maße auftreten. Die ein-

zige Richtung, in welcher eine wirksame Offensive geführt werden kann, ist die, welche ich auch jetzt in Aussicht genommen hatte, nach dem südlichen Teil der Provinz Schansi und nach der Provinz Honnan; sie bedingt aber die Aufstellung einer Sicherung gegen die Provinz Schantung, und wird es um so mehr fraglich, ob die zur Verfügung stehenden Streitkräfte ausreichen, als General Gaselee nur knapp 4000 Mann zur Teilnahme an der Offensive verfügbar hat und mir erklärte, über die Grenze von Tschili hinaus nicht gehen zu dürfen. Zu erwägen dürfte auch sein, ob durch eine energische Offensive nicht die an sich schon lose Einheit der Verbündeten gestört werden würde; daß bei der Mehrzahl derselben der Wunsch besteht, den Krieg auf Tschili zu beschränken, ist mir deutlich entgegengetreten.

Meine Ansicht geht auf Grund reiflicher Überlegung dahin, bei heutigem Stand der Verhandlungen die vorhandenen Streitkräfte, bei denen das Panzergeschwader einen wichtigen Faktor bildet, hauptsächlich als Drohmittel anzusehen und dazu auszunutzen, den Friedensschluß möglichst bald herbeizuführen. Die Generale Voyron und Gaselee, welche Bedenken für Belassung des Gros der Truppen über die Mitte Mai hinaus, der nachteiligen klimatischen Verhältnisse wegen, zum Ausdrucke brachten, machten gleichzeitig darauf aufmerksam, daß die Monate Juni und Juli, der Stürme im chinesischen und indischen Meere wegen, für Truppentransporte sehr ungünstig seien.

Tagebuch, 11. März.

Die von Paotingfu gegen die Grenze von Schansi vorgeschobenen Erkundungsabteilungen haben überall den Feind über die Grenze zurückgeworfen. Die Chinesen haben 4 Schnellfeuergeschütze und 250 Tote liegen lassen und sind 30 Kilometer nach Schansi hinein verfolgt worden. Ich denke, daß es von guter Wirkung sein muß, wenn der Vizekönig von Schansi nun auch gründliche Bekanntschaft mit unseren Truppen gemacht hat. Wenn ich meinen Neigungen folgen dürfte, so würde ich die errungenen Vorteile ausnützen und auch mit Detachements von geringer Stärke nach Schansi hineingehen. Bei Schritt und Tritt bin ich ja aber hier durch die leidige Politik behindert.

13. März.

Nachmittags war ich bei General Voyron; auch er ist sehr unglücklich über das Verschleppen der Verhandlungen. Er teilte mir mit, daß er von seiner Regierung den Befehl habe, gegen die Chinesen auf keinen Fall offensiv zu sein, also auch bei einer etwaigen Offensive meinerseits nicht mitzugehen. Ich möchte glauben, daß da russische Einflüsse mitwirken.

An Bord des Kreuzers „Kaiserin Augusta“, 18. und 19. März.[1])

Durch Telegramm erfuhr ich, Graf Bülow habe im Reichstag erklärt, daß die verbündeten Regierungen den Wunsch ausgesprochen hätten, das Armeeoberkommando in China zu belassen, bis die Forderungen erfüllt oder ihre Erfüllung sichergestellt seien. Das wird wohl ein ungenaues Telegramm sein,[2]) denn Frankreich und Amerika haben solchen Wunsch sicherlich nicht ausgesprochen und Rußland höchstwahrscheinlich ebensowenig. Daß ich hierbleiben soll, bis China genügende Garantien für Erfüllung der Forderungen gegeben hat, dagegen läßt sich wohl nichts einwenden, es ist auch für mich ganz schmeichelhaft; daß man aber nicht zum Entschluß kommt, den Chinesen die Forderungen mitzuteilen, finde ich unerhört. Die Schuld liegt jetzt nicht bei den hiesigen Diplomaten, die in den kleineren Fragen allerdings in strafbarer Weise langsam gewesen sind, sondern bei den heimischen Regierungen. Ich kann mich hier über den wahren Zusammenhang nicht auslassen.

Beim Landen in Tongku wurde ich mit der Nachricht empfangen, daß ein ernster Konflikt zwischen Russen und Engländern ausgebrochen sei. Die Engländer haben unmittelbar neben dem Bahnhof Tientsin ein Eisenbahngeleise gelegt auf einem Terrain, das nach ihrer Ansicht Eigentum der jetzt von ihnen betriebenen Bahn ist. Nun erschienen die Russen, hißten auf dem Terrain ihre Flagge und erklärten, es gehörte ihnen infolge einer Abmachung mit Lihungtschang. Die Generale Campbell und Wojak waren auf dem Bahnhof, um mir klar zu machen, wie jeder recht habe und nicht nachgeben könne. Ich konnte nur sagen, die Frage sei mir zu neu und zu verwickelt, um mir sogleich ein Urteil bilden zu können; ich müßte sie erst studieren.

Peking, 20. März.

Der russisch-englische Konflikt ist in voller Blüte. Von beiden Seiten, ganz besonders aber von England, sind Verstärkungen nach Tientsin gesandt, und die englische Flotte soll von der Jangtsemündung nach Taku unterwegs sein. Sollte Rußland versuchen, stärkere Kräfte aus der Mandschurei mit der Eisenbahn heranzuziehen, so wollen die Engländer es nicht zulassen. General Wojak — er ist allerdings noch nicht von Peters-

---

[1]) Verfasser hatte Tsingtau (und Tschifu) besucht (vgl. den Bericht vom 21. März). Obige Eintragung erfolgte „auf dem [Rück-]Wege von Tschifu nach Taku“.

[2]) Am 15. März hatte der Reichskanzler bei Beratung der zweiten Kreditforderung für die Chinaexpedition gesagt: „Das Oberkommando werden wir nicht einen Tag länger aufrechterhalten, als dies der Notwendigkeit der Lage und den Wünschen der Mächte entspricht. Solange aber diese beiden Voraussetzungen zutreffen, wird der Graf Waldersee wie bis jetzt mit Sicherheit und allgemein anerkanntem militärischen Takt sein Amt verwalten.“

burg instruiert — sagte mir, es handle sich hier weniger um die Rechtsfrage, über die man ja in Ruhe unterhandeln könne, als um die Verletzung der russischen Flagge; dafür müsse Genugtuung gegeben werden. Das Schauspiel, das die verbündeten Mächte in Tientsin vor den Augen der Welt geben, ist wahrlich nicht schön. Viele Neugierige ziehen nach dem strittigen Terrain hinaus und amüsieren sich darüber, wie Kosaken und englische Wachen einander hart gegenüberstehen und sich feindselig betrachten. Am ersten Tage haben sich auch betrunkene russische Offiziere hinzugesellt und sind mit gezogenem Säbel umhergetorkelt, bis der herbeigerufene General Wojak sie fortschaffen ließ.

Alle Generale klagen darüber, daß die Disziplin der Truppen unter den hiesigen Verhältnissen leidet. Die Unterbringung der Mannschaften ist doch nicht so, daß man sie gut überwachen kann, die Ernährung sehr reichlich bei geringen Anforderungen. Die deutschen Truppen werden durch weitere Expeditionen, die zum Teil jetzt den Charakter von Übungsmärschen tragen, möglichst in Atem gehalten. Unsere Leute sind aber natürlich enttäuscht; sie kamen voll Enthusiasmus her, wollten gern einen Krieg mitmachen, haben nun aber wenig erlebt und befinden sich in keiner ihnen zusagenden Lage inmitten einer unsympathischen und von ihnen verachteten Bevölkerung. Ich bin gar nicht erstaunt gewesen, als ich erfuhr, daß die große Mehrzahl nach Ablauf ihres Jahres nach der Heimat zurück will. Hätten wir wirklich Krieg, so blieben sie wohl sämtlich. Leider muß ich sagen, daß die Mannschaften nicht besser zurückkehren werden, als sie beim Abgang waren. Sie haben hier zu viel gesehen von Rücksichtslosigkeit, Roheit, Raub, Hinrichtungen usw. und sind durch die fremden Kontingente mit gar zu viel schlechten Elementen zusammengekommen.

Endlich, endlich ein Lichtpunkt im Dunkel der Friedensverhandlungen! Wir wissen jetzt die Summe, die Deutschland fordert. Ich denke, es wird nun alles in ein schnelleres Tempo kommen.

21. März.

Für mich war die erste Hälfte des Tages der Beilegung des englisch-russischen Konflikts gewidmet, die mir denn auch glücklich gelungen ist. General Wojak, der sich auch hier wieder als ein sehr verständiger Mann erwies und mit dem ungleich angenehmer zu verhandeln ist als mit Engalitschew, war mit Extrazug von Tientsin hergekommen.[1] Ich brachte ihn mit General Barrow, dem Vertreter des auf Reisen befindlichen Gaselee, zusammen, nachdem beide Herren vorher mit meinem Generalstabschef länger unterhandelt hatten. Inzwischen war mir durch ein Telegramm aus Berlin

[1] „Aus anderer Veranlassung", wie Verfasser in seinem Bericht an den Kaiser vom 23. bemerkt.

bekannt geworden, daß England unsere guten Dienste wünscht, was mir meine Aufgabe erleichterte. Es gelang dahin zu kommen, daß die Rechtsfrage als diplomatisch zu erledigen ausgeschaltet wurde, und General Barrow meine Überzeugung, daß England eine Verletzung der russischen Flagge doch unmöglich beabsichtigt haben könne, zur seinigen machte. Nachdem noch einige Mißverständnisse leidlich aufgeklärt waren, verstand sich Wojak zu der Erklärung, daß morgen früh 5 Uhr die russische Wache abmarschieren würde, wenn der englische Wachthabende zuerst ein Kommando zum Abmarsch gäbe. Ich habe beide Generale zu ihrem Entschlusse beglückwünscht, und wir kamen bei dem darauffolgenden Frühstück überein, daß Soldaten doch ein ganz Teil flinker arbeiten als Diplomaten.

Bericht vom 21. März.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät berichte ich [. . .] über meine Reise nach Tsingtau alleruntertänigst wie folgt:

Ich habe den 16. und 17. in Tsingtau verweilt, um, nachdem ich die Truppen und Bauten in Augenschein genommen, mir ein Bild über die Entwicklung sowohl des Hafens wie der Kolonie zu machen. Es gereicht mir zur besonderen Freude, meine Eindrücke dahin zusammenfassen zu können, daß die Kolonie Kiautschu, in ihrer Entwicklung durch die vorjährigen Unruhen in China nicht wesentlich aufgehalten, in vollem Aufblühen ist und zu der Hoffnung berechtigt, Eurer Majestät Erwartungen zu erfüllen. Da es unabweislich sein wird, ein starkes deutsches Geschwader für die Dauer in Ostasien zu stationieren, und da der Jangtse der Brennpunkt aller politischen und kommerziellen Interessen bleiben wird, hat Deutschland in Tsingtau einen außerordentlich günstig gelegenen und schon jetzt durchaus brauchbaren Stützpunkt für seine maritimen Streitkräfte. Bei weiterem Ausbau verspricht Tsingtau ein Kriegshafen zu werden, der alle Anforderungen erfüllt. Über die Entwicklung Tsingtaus als Handelshafen gehen die Urteile wohl noch etwas auseinander. Ich neige mich indes der Ansicht zu, daß der Platz als Handelshafen eine gute Zukunft hat, auch abgesehen davon, daß er einen großen Teil des Handels von Tschifu an sich ziehen wird. Durch Übergang der bisher schlecht funktionierenden Jebsen-Linie auf die Hamburg-Amerika-Linie, deren Vertreter, Generaldirektor Ballin, mit mir gleichzeitig in Tsingtau anwesend war, und die in Aussicht genommene erhebliche Vergrößerung des Verkehrs wird der Besuch von Tsingtau wesentlich erleichtert und auch dadurch die Entwicklung der Handelsbeziehungen gefördert werden. Das früher oft geäußerte Bedenken der ungesunden Lage Tsingtaus fängt an sich zu verlieren. Mit ener-

gischer Durchführung einiger sanitärer Maßnahmen und nach Auffinden gesunden Trinkwassers, dessen Zuführung in kurzer Zeit erfolgen wird, dürften die Gesundheitsverhältnisse schon dieses Jahr aller Voraussicht nach sich ganz wesentlich besser gestalten als die der Vorjahre. Wenn die umfangreichen Aufforstungen in der Umgebung auch noch mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen haben, so halte ich ihr Gelingen doch bei einiger Geduld für gesichert, und würde auch dies, ähnlich wie es seinerzeit bei Hongkong geschehen ist, von bestem Einflusse auf den Gesundheitszustand sein. Die Eisenbahn, welche bis Kiautschou für Arbeitszüge bereits betriebsfähig war, wird es in kurzer Zeit bis Kaumi sein. Da in der Provinz Schantung Ruhe herrscht und der Generalgouverneur Juanschikai den besten Willen zeigt, sie zu erhalten — er hat im Laufe der letzten sechs Monate etwa 4000 Unruhestifter hinrichten lassen —, so sehen die Unternehmer der Eisenbahnbauten und Bergwerksanlagen mit Vertrauen der Fortführung der begonnenen Arbeiten entgegen. Die völlige Fertigstellung sowohl des großen, wie des kleinen Hafens wird um so mehr noch einige Zeit erfordern, als sich im letzteren an verschiedenen Stellen Felsen unter der Oberfläche gezeigt haben, deren Beseitigung einige Mühe machen wird. Die chinesische Bevölkerung fängt an, sich in die neuen Verhältnisse, die ihr einen reichen, bisher nicht geahnten Gelderwerb sichern, zu finden; die diesjährigen Feiern des chinesischen Neujahrs haben für den sich hebenden Wohlstand untrügliche Beweise geliefert. Durch die ganze deutsche Bevölkerung Tsingtaus, des militärischen wie des zivilistischen Teils, habe ich einen Zug der Frische, des Vertrauens und gehobener patriotischer Stimmung wahrnehmen können, die nach meinen Erfahrungen einen Reflex bieten der Stimmung aller Deutschen in Ostasien; sie alle fühlen sich durch Eurer Majestät kraftvolles Einschreiten und das Heraussenden so starker See- und Landstreitkräfte gehoben. Daß diese Stimmung sich auf die Entwicklung des Handelsverkehrs und der Unternehmungslust bald fühlbar machen wird, halte ich für zweifellos. Die zur Besatzung gehörigen Truppen habe ich in guter Verfassung und sehr gutem Gesundheitszustand gefunden.

Auf dem Rückwege nach Taku habe ich den Hafen von Tschifu angelaufen und einige Stunden in demselben verweilt. Die beiden, den Hafen beherrschenden Forts sind, wie bisher, mit je zwei 21- und drei 15 cm-Geschützen armiert und durch je ein Bataillon besetzt, dessen Effektivstärke höchstens je 200 Mann betragen soll. Ich halte die Überwältigung der Forts selbst ohne Zuziehung des Panzergeschwaders nicht für schwer und namentlich, wenn man die Angriffskräfte zunächst auf das leicht zu umfassende und nicht hoch gelegene östliche Fort richtet. Mit der wachsenden Bedeutung Tsingtaus wird die Abnahme der Tschifus wahrscheinlich Hand

in Hand gehen, so daß es mir fraglich erscheint, ob Tschifu für Deutschland überhaupt je von erheblichem Werte sein könnte. — [. . .]

Bericht vom 23. März.

[. . .] Während bei dem russisch-englischen Zwischenfall durch die beiderseitigen Truppen Ruhe und Ordnung gewahrt blieb, drohte die zwischen den französischen und englischen Truppen bestehende Abneigung in Tientsin eine ernstere Wendung zu nehmen.

Die französische und englische Konzession gehen dort ohne auffällige Abgrenzung ineinander über, und französische Soldaten trieben sich oft, namentlich Sonntag nachmittags, in der englischen Niederlassung umher, allerlei Unfug verübend. So pflegten sie, in langen Reihen untergefaßt, die ganze Breite der Hauptstraße einnehmend, diese zu durchziehen und alle entgegenkommenden Passanten zu zwingen, entweder in Nebenstraßen auszuweichen oder zurückzugehen. Als dies sogar dem in Tientsin die englische Garnison befehligenden General Campbell begegnet war, hat er sich veranlaßt gesehen, bei dem Befehlshaber der französischen Garnison Oberst Souhart des Infanterie-Marschregiments, zu beantragen, daß den französischen Soldaten das Betreten der englischen Niederlassung außer Dienst verboten werden möchte, wie das für die britischen Soldaten hinsichtlich der französischen Konzession schon seit längerer Zeit der Fall ist. Oberst Souhart, der ein wenig energischer Mann zu sein scheint, hatte aber das Bedenken, daß seine Leute eine solche Maßregel als Kränkung empfinden könnten. General Voyron dagegen schritt ein, sobald er von der Sachlage unterrichtet war, und sandte zur Durchführung des Verbots eine größere Zahl von Gendarmen nach Tientsin.

Trotzdem kam es am 17. d. M. (einem Sonntag) zu ernsten Ausschreitungen, die fast den Charakter einer Emeute der französischen Soldaten gegen die eigenen Vorgesetzten und deren Anordnungen trugen. Während sich die Marine-Infanterie der Garnison von allen Kundgebungen und Ruhestörungen fernhielt, durchzogen die Soldaten der beiden dort liegenden Infanteriebataillone, die größtenteils aus Angehörigen der Pariser Bevölkerung bestehen, die Straßen mit den Rufen: „Faschoda“, „A bas les Anglais!“, „Vivent les Boers!“ Englische Offiziere, u. a. auch Oberst Grierson, welche auf dem Wege vom Bahnhof zur englischen Niederlassung die französische durchfahren mußten, wurden beschimpft, mit Steinen geworfen und sogar tätlich angegriffen. Französische Soldaten drangen wieder in größerer Zahl in die englische Konzession ein, bis sie durch Gendarmeriepatrouillen arretiert und abgeführt wurden. Zwischen englischen und französischen Soldaten kam es mehrfach zu Schlägereien. Die Engländer scheinen solange als möglich davon abgesehen zu haben, ihre

farbigen Truppen gegen die französischen zur Verwendung zu bringen, und haben, um künftig nicht wieder durch derartige Rücksichten beengt zu sein, etwa 600 englische und australische Soldaten, wie Eurer Majestät bereits durch das Telegramm Nr. 171 vom 20. d. M. gemeldet worden, nach Tientsin verlegt.

General Voyron hat sich, als er von den Vorkommnissen durch den General Barrow in Kenntnis gesetzt wurde, höchst entgegenkommend gezeigt und den hervorragend energischen General Bailloud, der in Paotingfu stationiert ist, aber zufällig in Peking anwesend war, nach Tientsin entsandt, um die gelockerten Bande der Disziplin in der französischen Garnison neu zu festigen.

Ich glaube hoffen zu dürfen, daß damit einer Wiederholung ähnlicher, schon der Wirkung auf die Chinesen wegen höchst bedauerlicher Skandale auf die Dauer vorgebeugt ist.

Tagebuch, 23. März.

In einem wenig günstigen Licht zeigten sich die französischen Truppen, als neulich in einem schönen, von ihnen belegten Tempel am Nordende des Lotossees Feuer ausbrach. Vom Winterpalais wurden sogleich das Feuerpikett, einige Spritzen und auch viele Mannschaften hingeschickt. Während nun unsere Leute mit größter Energie eingriffen und weiter arbeiteten, ließ der Eifer zu helfen bei den französischen Mannschaften bald nach, höhere französische Offiziere sahen ruhig zu, wie sich ihre eigenen Leute hinsetzten und rauchten, während die deutschen sich abmühten. Ein einziger französischer Unteroffizier trat durch Unerschrockenheit und Eifer hervor; es stellte sich heraus, daß er ein Straßburger war.

Was die Erscheinung der französischen Soldaten auf der Straße anlangt, so ist sie eine auffallend gute. Ich begegne bei meinen Ritten und Fahrten, da ich unmittelbar am französischen Stadtteil wohne, täglich zahlreichen Soldaten und passiere Posten und Wachen: sie sind sehr aufmerksam und bemühen sich sichtlich, stramm zu sein, kennen mich übrigens alle sehr genau. Unsere Leute haben mit denen der fremden Nationen natürlich viele Berührungen, sie verkehren aber am liebsten mit den Franzosen, weil die Verständigung am leichtesten ist. Mancher von unseren Leuten versteht einige französische Worte und sehr viele Franzosen sehr gut deutsch. Unter ihnen gibt es auffallend viele Elsaß-Lothringer und deutsche Deserteure, die zuerst in der Fremdenlegion waren und später zu den Kolonialtruppen versetzt wurden.

24. März.

Herrn v. Mumm gab ich gestern Kenntnis von einem meinerseits nach Berlin[1]) gesandten Telegramm, in welchem ich mich über die Verschleppung der Friedensverhandlungen und die möglichen Folgen äußere. Es

[1]) Das heißt an den Kaiser, vgl. den nachfolgend abgedruckten Wortlaut.

war mir erfreulich zu bemerken, daß er meinen Schritt nicht übelnahm, sondern ihn sogar gern zu sehen schien.

Telegramm an den Kaiser vom 23. März.

Auf Grund sorgsamer Beobachtung melde ich pflichtmäßig, daß trotz fortgesetzter Bemühungen des Gesandten Eurer Majestät, die Friedensverhandlungen, wenn sie so langsam wie bisher fortgehen, viele Monate dauern müssen, besonders wenn einzelne Gesandte selbst in minder wichtigen Fragen durch angebliche Einholung von Instruktionen Aufschub von Wochen erreichen können. Namentlich englischer Gesandter[1]) scheint Verhandlungen absichtlich zu verlangsamen. Fragen, die vor Monaten hätten klargelegt sein können, wie Gesandtschaftswachen, sind noch im Stadium der Kommissionsberatungen. Chinesische Friedensunterhändler sind nicht schuld an Verschleppung, haben besten Willen, Abschluß herbeizuführen, sind überzeugt, daß allein Eurer Majestät Initiative die baldige Stellung der Forderungen bewirken kann, fürchten auch bei langem Aufschub nachteilige Einflüsse am Kaiserhofe. Auch soll Lihungtschang beabsichtigen, falls bis Mitte Mai nicht annähernder Abschluß erreicht ist, die dann eintretende Unmöglichkeit größerer Operationen zu benutzen, um durch Verzögerung günstigere Bedingungen zu erzielen. Mit Anwachsen der Kriegskosten vermindert sich Zahlungsfähigkeit Chinas in gleichem Maße. Als Oberbefehlshaber muß ich melden, daß die Generale langem Verweilen ihrer Kontingente in bisheriger Untätigkeit und bei nahender ungesunder Jahreszeit nicht ohne Besorgnis entgegensehen.

Telegramm des Reichskanzlers an den Verfasser. Berlin, 26. März.

Seine Majestät haben mir befohlen, Eurer Exzellenz auf Telegramm Nr. 175 vertraulich mitzuteilen, daß Allerhöchstdieselben den Kolonialdirektor Dr. Stuebel angewiesen haben, sich sofort nach London zu begeben, um im Wege mündlicher Besprechung die englische Regierung endlich zum energischen Betreiben der Entschädigungsfrage zu bringen. Auf Grund seiner eingehenden Kenntnis der chinesischen Verhältnisse wird Dr. Stuebel imstande sein, alle englischen Einwendungen gegen eine Erhöhung der Seezölle zu widerlegen. Bülow

Tagebuch, 26. März.

Jeder unter den Diplomaten weiß, wieviel Kriegsentschädigung seine Regierung verlangt, rückt aber seinen Kollegen gegenüber damit nicht

[1]) Sir Ernest Satow.

heraus; es ist ein geradezu kindisches Versteckspielen. Der einzige, an dem Herr v. Mumm eine wirksame Hilfe hat, ist der französische Gesandte.[1]) Betreffs des englischen glaube ich jetzt nachgerade, daß seine Instruktion dahingeht, die Sache aufzuhalten.

In Tientsin kommt der englisch-russische Konflikt noch immer nicht ganz zur Ruhe. Ich versuche durch gutes Zureden bei beiden Parteien zu helfen.

Bericht vom 28. März.

[...] Militärisch herrscht hier zur Zeit völlige Ruhe. Die kleinen Unternehmungen, die Eurer Majestät in letzter Zeit telegraphisch gemeldet worden sind, haben sich ausschließlich gegen Räuberbanden gerichtet und sind fast durchweg durch Bitten der Bevölkerung um Schutz veranlaßt und im Einvernehmen mit den lokalen Behörden durchgeführt worden. [...] Alle diese kleinen Expeditionen werden schon seit mehreren Wochen einzig und allein von Teilen des deutschen Expeditionskorps ausgeführt; die übrigen Kontingente halten sich völlig passiv in ihren Standorten. Um größere militärische Unternehmungen anzuordnen, fehlt augenblicklich jeder Grund. Die chinesischen Truppen verhalten sich durchaus korrekt und ruhig, und die infolge der vorhandenen Zwangslage mir aufrichtig erscheinende Bereitwilligkeit der chinesischen Friedensunterhändler, auf alle Forderungen der Mächte einzugehen, würde ebensowenig militärische Operationen rechtfertigen. [...]

Bericht vom 28. März.[2])

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät habe ich gewagt in einem Telegramm vom 23. d. M. alleruntertänigst aufmerksam zu machen auf den schleppenden Gang der hier stattfindenden Friedensverhandlungen und war hocherfreut durch ein Telegramm des Reichskanzlers heute zu erfahren, daß Euer Majestät den Kolonialdirektor Dr. Stuebel nach London entsandt haben, um die englische Regierung zum energischen Betreiben der Entschädigungsfrage zu bringen. Wenn Eurer Majestät kraftvolles Eingreifen auch sicher von Wirkung sein wird, so wird das Verhalten der englischen Regierung bei den weiteren Friedensverhandlungen doch auch weiterhin sorgsam zu beobachten sein.

Auf Grund sechsmonatlicher Anwesenheit auf chinesischem Boden habe ich mir die Ansicht gebildet, daß England dieselben absichtlich in die Länge zieht. Bei der Schärfe seines Gegensatzes zu Rußland, liegt sein Interesse darin, ein starkes deutsches Kontingent, mit dem es unter demselben Ober-

[1]) Pichon.
[2]) Durch den Verfasser unmittelbar abgesandt.

befehl steht, hier möglichst lange festzuhalten und Rußland gegenüber als — wenigstens hier in China — mit Deutschland verbündet zu erscheinen. Während General Gaselee im allgemeinen durchaus nicht ohne Neigungen zur Selbständigkeit ist, sucht er ersichtlich in Äußerlichkeiten mir den Hof zu machen, erkennt meine Stellung als Oberbefehlshaber aber unbedingt in ernsten Fragen an, sobald er mit den Russen in Differenzen gerät, und ruft dann, und manchmal in unwesentlichen Dingen, meine Hilfe an. Es bedarf besonderer Vorsicht meinerseits, den Russen nicht Grund zu der Annahme zu geben, ich verfolge englische Interessen.

Während ich von französischen, japanischen und amerikanischen Diplomaten und Generalen oft die Hoffnung aussprechen höre, mit China etwa zu Anfang des Mai soweit zum Abschluß zu kommen, daß eine Räumung Pekings und erhebliche Verringerung der Okkupationstruppen zulässig sein würde, ist weder aus dem Verhalten des Gesandten Satow noch aus den Maßnahmen beim englischen Kontingent der Schluß zu ziehen, daß an eine baldige Zurückziehung von Truppen gedacht würde.

Da in Ostasien und speziell in Tschili englische und russische Interessen scharf gegenüberstehen, so halte ich die Gefahr nicht für ausgeschlossen, daß Deutschland durch die Anwesenheit seines Expeditionskorps in die Möglichkeit versetzt werden könnte, in Differenzen verwickelt zu werden, und scheint mir die Zurückziehung oder erhebliche Verminderung des deutschen Expeditionskorps, sobald der Stand der Unterhandlungen es irgend zuläßt, schon aus diesem Grunde sehr wünschenswert. Es sprechen für dieselbe aber auch erhebliche militärische Gründe. Spätestens am 15. Mai steigt die Temperatur auf 30, manchmal schon bis auf 40 Grad Celsius, und tritt mit dem 15. Juni bei weiter anhaltender Wärme in der Regel die Regenzeit ein, die militärische Operationen nahezu ausschließt. Zu den Dysenterien, die sich nach ärztlicher Meinung mit Beginn der Hitze einstellen werden, tritt dann wiederum der Typhus. Die großen Garnisonen Peking, Tientsin, Paotingfu gelten in dieser Zeit als besonders ungesund; wenn es sich auch ermöglichen lassen wird, einen Teil der Truppen nach höher gelegenen Gegenden zu verlegen, so müssen diese drei Städte doch immer stark besetzt bleiben.

Die Generale aller Garnisonen stimmen darin überein, daß das lange Verweilen der Truppen in meist mangelhaften Quartieren bei geringer und nicht anstrengender Tätigkeit, dabei aber reichlicher Verpflegung dem Geiste der Mannschaft nicht zuträglich sei und erkennen ein Anzeichen davon in der Zunahme der Reibereien zwischen Mannschaften der verschiedenen Kontingente. Französische Offiziere klagen über zunehmende Indisziplin. Wenn ich auch nicht einen Augenblick im Zweifel bin, daß das deutsche Kontingent bis zum Ende seinen guten Ruf bewahren wird, so

möchte ich doch nicht verschweigen, daß der moralische Wert der großen Masse der Mannschaften, unter der Einwirkung der hiesigen Verhältnisse — Leben inmitten einer von ihnen verachteten, auch in der äußeren Erscheinung widerwärtigen Bevölkerung, Verkehr mit den sittlich tiefer stehenden Mannschaften anderer Kontingente, geringe Bewertung von Menschenleben, Mißachtung fremden Eigentums u. dgl. — allmählich leidet. Alle Truppenteile befinden sich in hervorragend kriegstüchtiger Verfassung und sind allen Anforderungen gewachsen und einmütig von dem Wunsche beseelt, an den Feind zu kommen. Da hierfür nun jede Aussicht geschwunden zu sein scheint, sehnt die Mannschaft sich nach Haus, was deutlich dadurch zum Ausdruck gekommen, daß von rund 20 000 Mann 17 000 die Kapitulation nicht zu erneuern wünschen.

Schreiben des Verfassers an den Chef des Generalstabes der Armee Grafen v. Schlieffen. Peking, 28. März.

Eure Exzellenz möchte ich nicht unterlassen ganz ergebenst davon in Kenntnis zu setzen, daß ich in einem heute an Seine Majestät den Kaiser und König eingereichten Berichte meinem Bedenken gegen eine lange Dauer des Verweilens des deutschen Expeditionskorps in Tschili Ausdruck gegeben habe. Politisch liegen diese darin, daß England uns gern in Verwicklungen mit Rußland bringen möchte und bei langer Dauer der Okkupation dies zu erreichen hofft; daß England nach meiner festen Überzeugung die Friedensverhandlungen absichtlich in die Länge zieht, halte ich für hierin begründet.

Da am chinesischen Kaiserhofe zur Zeit der Wunsch besteht, zum Frieden zu gelangen und die chinesischen Unterhändler den besten Willen haben, so wäre ein Abschluß schon jetzt herbeizuführen gewesen, wenn die verbündeten Mächte ihre Forderungen gestellt hätten. Ob der gute Wille bei den Chinesen bleiben wird, halte ich bei langem Hinhalten für fraglich, denn es besteht eine Kriegspartei, die lebhaft intrigiert und damit rechnet, daß die Einigkeit der Mächte nicht von Bestand sein wird. Die Streitigkeiten zwischen Russen und Engländern haben sie erneut mit Hoffnung erfüllt.

Auf militärischem Gebiete sehe ich große Bedenken in der herannahenden ungesunden Jahreszeit. Die Ärzte sind überzeugt, daß Dysenterie und Typhus sich bald wieder einstellen und uns große Verluste zufügen werden. Bis zum Beginn des September sind militärische Operationen nahezu ausgeschlossen, und wenn sie dann nötig werden sollten, wohin soll ich sie richten? Das nächste Ziel wäre wohl Schansi; es ist dies aber eine Provinz,

in der Hungersnot herrscht und deren Besitznahme auf die chinesische Regierung kaum von Einfluß sein wird. Für weitere Ziele fehlen die Streitkräfte, und werden die meisten Verbündeten dabei überhaupt nicht mitwirken wollen. Für meine unlängst vorbereitete Offensive war ich angewiesen auf 11 Bataillone, 4 Eskadrons, 4 Batterien Deutscher mit höchstens 9000 Mann, dann 3500 Engländer und 1500 Italiener, also in maximo auf 14000 Mann, die bei jedem Marsch vorwärts durch Etappenbesetzungen verringert worden wären. Ich hätte das Kommando selbst übernehmen müssen und wahrlich auch gern übernommen; ob die Welt es aber für ein meinem Range entsprechendes gehalten haben würde, scheint mir doch fraglich.

Bei längerer Dauer des jetzigen Zustandes hier, bei dem es sich für die Truppen nur um gelegentliche kleine Expeditionen gegen Räuber handelt, kann die Bedeutung des Oberkommandos von jedem, der die tatsächlichen Verhältnisse kennt, kaum noch hoch veranschlagt werden. Die Russen sind doch als eine unter meinem Befehle stehende Truppe kaum noch zu betrachten; würde ich sie zu irgendeiner ernsteren Verwendung als etwa zu einer Parade veranlassen wollen, würden sie mir die Gefolgschaft wahrscheinlich verweigern. Die Franzosen haben bestimmten Befehl, nichts gegen die Chinesen zu unternehmen und sich unter keinen Umständen einer von mir veranlaßten Expedition anzuschließen. Die Japaner haben den bestimmten Befehl, nicht über Peking hinauszugehen, oder mit anderen Worten, nichts gegen die Chinesen zu unternehmen. Die Amerikaner rechnen damit, in vier Wochen China zu verlassen. Mein Oberbefehl bleibt also beschränkt auf das deutsche Kontingent, auf die Engländer, die nur 3500 Mann noch weiterhin verwenden können, aber nur innerhalb Tschilis, und die Italiener und Österreicher!

Ich fürchte, die große Stellung, die ich hier bisher gehabt habe und die fraglos zur Hebung deutschen Ansehens beigetragen hat, muß allmählich verkümmern.

Eine schwache Seite des Oberkommandos ist nun, daß die Stellung auf zwei Augen ruht. Einen Stellvertreter habe ich nicht. Falle ich aus, so ist damit auch kein Oberkommando mehr vorhanden. Es möchte sich aber empfehlen, diesen Fall ins Auge zu fassen. Wenn ich unlängst mir erlaubte, Eurer Exzellenz zu schreiben, es sei mir fraglich, ob meine Gesundheit einem langen Verweilen in China gewachsen sein würde, so halte ich es für meine Pflicht, jetzt zu erklären, daß ich zu der Überzeugung gekommen bin, meine Gesundheit ist nach den Anforderungen der letzten sieben Monate doch erschüttert; ich würde einem chinesischen Sommer wahrscheinlich erliegen. Es möchte danach ratsam sein, wenn ein Oberkommando hier noch längere Zeit bleiben soll, diesen Fall in Betracht zu ziehen. Eurer

Exzellenz Erwägung stelle ich es ganz ergebenst anheim, Seiner Majestät dem Kaiser und Könige von Vorstehendem Kenntnis geben zu wollen.

Sollten die Friedensverhandlungen soweit gefördert sein, daß China die von den Mächten zu fordernde Summe als zu zahlende Kriegskontribution anerkennt, so ist nach meinem Dafürhalten der Augenblick gekommen, die Okkupationstruppen erheblich zu reduzieren. Davon, daß China bar zahlen könne, kann nie die Rede sein; es wird sich nur handeln können um Verpfändung von Zöllen oder direkte Zinszahlungen. Um diese Frage in Fluß zu halten, wird es genügen, ein kleines internationales Kontingent in Tientsin und Schanhaikwan und längs der nach Peking führenden Bahn einige Zeit zu belassen. Ich halte 10000 Mann dafür als völlig ausreichend, denen noch etwa 2000 Mann in Peking als Schutzwache der Gesandtschaften zuzurechnen sein dürften. Einige Kriegsschiffe würden gleichzeitig vor Taku bzw. Schanhaikwan zu stationieren sein. Hat die chinesische Regierung den Beweis geliefert, daß sie wieder die Autorität im Lande ausübt und gewillt ist, die Fremden zu schützen, so würde auch wohl die Zeit gekommen sein, alle Truppen, mit Ausnahme der Gesandtschaftswachen, zurückzuziehen.[1])

Tagebuch, 28. März.

Unser Geschäftsträger in Tokio, Graf Wedel, benachrichtigte mich, daß der japanische Kaiser auf meinen Besuch rechne, ich würde während meines Aufenthaltes in Japan sein Gast sein und in einem berühmten Schogun-Palast wohnen, den bisher von Fremden nur ein Großfürst, Prinz Heinrich und noch ein europäischer Prinz betreten hätten. Ich habe dem Kaiser Meldung gemacht, da die Sache doch einen politischen Anstrich hat, und die Erwiderung erhalten, daß die Entscheidung noch vorbehalten bliebe.

Bericht vom 1. April.

Seit einiger Zeit, genau übereinstimmend mit dem Eurer Majestät am Schlusse des Berichts vom 23. März bereits gemeldeten Eintreffen von nationalenglischen und australischen Truppen in Tientsin, haben sich dort auch Reibungen zwischen deutschen und englischen Soldaten eingestellt, in denen nach allen mir vorliegenden Berichten und gerichtlichen Untersuchungen die Schuld vorwiegend auf seiten der englischen Truppen zu liegen scheint. Von beiden Seiten sind Maßregeln getroffen worden, um eine Wiederkehr solcher Vorfälle zu verhindern, die um so mehr zu bedauern sind, weil die Chinesen sie mit der größten Aufmerksamkeit verfolgen

---

[1]) Als Antwort auf obiges Schreiben telegraphierte Graf Schlieffen am 16. Mai (eingegangen in Peking am 17. Mai): „Habe Schreiben vom 28. 3. erhalten. Erfüllung des Wunsches in naher Aussicht. Generalstabschef."

und aus den vereinzelten Vorkommnissen gern auf ein gelockertes Einvernehmen der Verbündeten untereinander schließen möchten, um daraus für sich Nutzen zu ziehen. Leider ist bei den Eurer Majestät ebenfalls schon berichteten heftigen Zusammenstößen zwischen der englischen und französischen Garnison in Tientsin auch der Fall eingetreten, daß an vereinzelten Stellen deutsche Soldaten für die französischen Partei genommen haben.

Zur Prüfung der Richtigkeit der von Lihungtschang mir gemachten Angaben über die Aufstellungspunkte chinesischer Truppen war von Tientsin aus der Kommandeur der Feldhaubitz-Munitionskolonne, Hauptmann v. Ostrowski, entsandt. Er hat tatsächlich in verschiedenen Städten südwestlich von Tientsin jenseits der Demarkationslinie kleinere Abteilungen gefunden, aber gleichzeitig festgestellt, daß sie sich auch dort durchaus ruhig verhalten und gegen Boxer, sofern solche überhaupt noch vereinzelt auftreten, und Räuber einschreiten. Sie stehen dabei mit den Missionaren auf bestem Fuße und nehmen sich der eingeborenen Christen wirksam an. Ebenso wie an der Grenze von Schansi durch den General Ma ist auch südwestlich von Tientsin von den Chinesen die Meinung ausgesprochen worden, daß seit Mitte März der Friede geschlossen sei, und es ist bezeichnend für die hiesigen Zustände, daß mehrere Male bei Annäherung des Hauptmanns v. Ostrowski an die kleinen Garnisonen die Besatzung ausgerückt ist und ihn vor den Toren mit Honneurs empfangen hat.

In Tientsin ist von den Engländern mit Erfolg ein Werbebureau eingerichtet worden, um Leute für das in Weihaiwei stehende Chinesenregiment zu gewinnen. Die Erfahrungen, welche die Engländer mit den chinesischen Truppen gemacht haben, sind allem Anscheine nach bei weitem besser als die in Kiautschu. Teile des Chinesenregiments von Weihaiwei haben sich sogar schon bei der Einnahme von Tientsin gegen ihre eigenen Landsleute nach dem Urteile der englischen Offiziere vortrefflich geschlagen. Die weniger guten Erfahrungen in Kiautschu sind vielleicht darauf zurückzuführen, daß sich die dortigen eingeborenen Truppen aus der allernächsten Nachbarschaft rekrutiert haben und die Mannschaften infolgedessen zu sehr unter dem Einflusse ihrer Verwandten geblieben sind.

Da die internationalen Truppen, von denen gerade das deutsche Expeditionskorps sehr beobachtet wird, die deutschen Truppen bisher nur in Paraden gesehen haben, habe ich am 30. März die ganze deutsche Garnison Pekings zu einer Gefechtsübung in dem kaiserlichen Jagdpark Haitze südlich der Stadt ausrücken lassen. Von allen Kontingenten war eine sehr große Zahl von Zuschauern zugegen, und namentlich die Japaner stark vertreten [. . .][1])

---

[1]) Tagebuch, 30. März: Diese Nation verdient doch große Aufmerksamkeit, wenn auch unsere Diplomaten sehr wegwerfend von ihr sprechen. Ein Urteil habe ich

Tagebuch, 2. April.

Durch Herrn v. Mumm erfuhr ich, daß die Sendung des Kolonialdirektors Stuebel nach London mißglückt ist. Er hat dort klarmachen sollen, daß es zweckmäßig sei, die chinesischen Seezölle zu erhöhen; es ist ihm das aber nicht gelungen. Die Ursache der Ablehnung ist wohl die, daß die Erhöhung der Zölle mindestens zur Hälfte von den auswärtigen Kaufleuten getragen werden müßte, und daß England bei weitem den größten Handel mit China hat.

4. April.

Ich hatte einen langen Besuch von Herrn Satow. Er beklagte sich darüber, daß er von seiner Regierung nicht die Summe erfahren könne, die England von China verlange, obwohl er seit drei Wochen darum bitte. Nun schwebt diese Frage doch nicht seit Wochen, sondern seit mehr als drei Monaten, auch sonst wurde mir aus der Konversation klar, daß es hauptsächlich England ist, welches die Verzögerungen herbeiführt; warum, weiß ich allerdings nicht. Ich legte Herrn Satow warm ans Herz, zu einem baldigen Abschluß mitzuwirken.

6. April.

Auf Antrag der Diplomaten hatte ich heute die sämtlichen Kontingentskommandeure zusammengerufen, um Vorschläge über die Ausführung der Paragraphen 8 und 9 des Friedensvertrages zu machen, die von der Sicherstellung der Verbindung Pekings mit dem Meere und von der Schleifung der Forts von Taku und allen Befestigungen, die die Verbindung stören könnten, handeln. In einer nur zweistündigen Sitzung wurden alle meine Vorschläge genau so angenommen, wie ich sie schon im Januar gemacht hatte. Der russische Vertreter General Wojak erklärte, Rußland wolle sich an den Maßregeln nicht beteiligen und sich darauf beschränken, in Peking 300 Mann zum Schutz der Gesandtschaft und in Schanhaikwan die bisherige Besatzung zu belassen. General Chaffee kündigte an, daß er am 1. Mai mit seinen Truppen — abgesehen von 150 Mann für Peking — China den Rücken kehren würde. Ich brachte die anderen Generale dann ohne Mühe unter einen Hut. Frankreich, England, Japan, Italien und Deutschland werden also den Schutz der Eisenbahn übernehmen, wozu etwa

---

allerdings nur über die Armee, diese ist sehr beachtenswert und wird hier auch von jedem als tüchtig anerkannt. Die Einnahme Pekings ist hauptsächlich der Energie der Japaner zu verdanken. Ihre Organisation, ihre Reglements, ihre Grundsätze über Truppenverwendung usw. sind von uns übernommen, was sie auch oft aussprechen. Weil sie noch mehr lernen wollen, studieren sie uns hier auf allen Gebieten mit Gründlichkeit. Unsere Marineoffiziere erkennen ebenso die Tüchtigkeit der japanischen Marine an, die jetzt schon in Ostasien einen sehr beachtenswerten Faktor bildet und den Russen wohl am unbequemsten ist.

2500 Mann nötig sind. Interessant war es, daß Rußland und Amerika sich ganz von den anderen Mächten trennten (obwohl sie doch in dem Friedensvertrage zugestimmt hatten, daß die Eisenbahn geschützt werden müsse), ebenso daß Frankreich nicht mit Rußland ging. In der Art, wie General Voyron sprach, lag sogar eine gewisse Empfindlichkeit gegen Rußland, er sagte, Frankreich habe die Pflicht, an der Vollendung des einmal angefangenen Werkes mitzuarbeiten.

7. April.

Allmählich habe ich mir die bestimmte Ansicht gebildet, daß an der Verschleppung der Unterhandlungen der englische Gesandte die Hauptschuld trägt; ich war aber noch unsicher, ob er nach Instruktion handle, oder ob seine unzureichende Beanlagung gepaart mit den Schwächen eines verknöcherten Bureaukraten, Juristen und alten Junggesellen, daran schuld sei. Jetzt bin ich überzeugt, daß er von der Regierung instruiert ist, die Sache in die Länge zu ziehen, und sein Naturell ihm dabei zu Hilfe kommt. Er hat für seine Kollegen ein Memorandum über den wahrscheinlichen Gang der weiteren Verhandlungen angefertigt, das an unpraktischen Ideen und verkehrten Auffassungen Unglaubliches leistet. Ich habe für Herrn v. Mumm eine Gegenschrift[1]) machen lassen, von der ich hoffe, daß sie zur Kenntnis Sir Ernests gelangt. England ist es bei seiner Feindschaft gegen Rußland sehr angenehm, uns als Verbündeten hier zu haben, deshalb erträgt man von dieser Seite meinen Oberbefehl gern. Je länger wir hier bleiben, desto lieber ist es England. Mir ist es schon vor Wochen aufgefallen, daß die englischen Generale mir stark den Hof machen und gern zum Ausdruck bringen, daß sie unter meinem Befehl ständen. Anfangs war das nicht so. Auf englische Treuherzigkeit falle ich so leicht nicht hinein. Ich habe hier zu viele Blicke hinter die Kulissen tun können.

Schreiben des Verfassers an den Gesandten Mumm[2]) v. Schwarzenstein. Peking, 8. April 1901.

Mit verbindlichstem Dank für die gefällige Mitteilung des von dem englischen Gesandten Sir Ernest Satow unter dem Datum April 1901 an das diplomatische Korps zu Peking gerichteten Memorandums beehre ich mich Eurer Exzellenz nachstehend einige mir durch den Inhalt dieses Schriftstückes nahegelegte Bemerkungen ganz ergebenst zu übersenden. Ob und inwieweit dieselben bei einer etwaigen Besprechung der Denkschrift im diplomatischen Korps oder bei anderer Gelegenheit Verwertung

[1]) S. unten.

[2]) Eine Abschrift dieses Schreibens sandte der Verfasser am 10. April zusammen mit einer Abschrift des Memorandums Sir Ernest Satows an den Kaiser.

finden können, darf ich dem Ermessen Eurer Exzellenz ganz ergebenst anheimstellen.

In erster Linie scheint mir das in der Denkschrift zum Ausdruck gelangende Bestreben, die weiteren Verhandlungen mit den chinesischen Vertretern in behaglicher Langsamkeit weiterzuführen den militärischen Forderungen der Lage in keiner Weise Rechnung zu tragen. Wie in dem Eurer Exzellenz gestern abschriftlich übersandten Schreiben an den Doyen des diplomatischen Korps [1]) nachgewiesen ist, muß die Räumung Pekings und Paotingfus und damit auch der Beginn des Rücktransports der Truppen entweder bis zum 15. Juni erfolgen oder bis zum Herbst verschoben werden. Daß durch Letzteres die Kriegskosten immer mehr gesteigert werden würden, liegt auf der Hand. Daneben ist es, wie die Vorgänge in Tientsin beweisen, nicht ungefährlich, Truppen der verschiedensten Nationen längere Zeit untätig in naher Berührung auf verhältnismäßig engem Raum zu lassen. Größer noch sind aber die Gefahren, die im Sommer Leben und Gesundheit der verbündeten Truppen bedrohen. Während der heißen Jahreszeit ist der Ausbruch schwerer Epidemien ernstlich zu befürchten, namentlich in Peking, wo im vergangenen Jahre eine Menge von Tier- und Menschenleichen ohne genügende Vorsichtsmaßregeln verscharrt sein dürfte. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß eine Verlängerung des jetzigen Zustandes trotz aller militärischen Maßnahmen zur Minderung der Übelstände vielen jetzt kräftigen und gesunden Leuten verderblich werden wird, und ich meine, daß es schwer sein muß, hierfür die Verantwortung zu tragen. Ob es im politischen Interesse der Mehrzahl oder eines Teils der verbündeten Mächte zweckmäßig ist, die jetzt am chinesischen Kaiserhof scheinbar herrschende weitgehende Bereitwilligkeit zur Erfüllung der gestellten Bedingungen durch eine übertriebene Langsamkeit der Verhandlungen auf eine allzu harte Probe zu stellen und vielleicht ungenutzt vorübergehen zu lassen, entzieht sich meiner Beurteilung. Jedenfalls wissen die Chinesen ebenso wie wir selbst, daß von Mitte Mai bis zum Herbst größere Operationen nicht ausführbar sein werden, selbst wenn eine genügende Zahl von Mächten bereit sein würde, ihre Truppen dazu zur Verfügung zu stellen. Der jetzige Zustand legt aber vielleicht dem Hofe Unbequemlichkeiten auf, dürfte aber von der Bevölkerung kaum noch als besonders drückend empfunden werden, da dieser Arbeits- und Erwerbsgelegenheiten mancher Art in viel höherem Maße wie in friedlichen Zeiten geboten werden.

Im weiteren gehe ich noch auf einzelne, die militärischen Interessen berührende Punkte der Denkschrift ein. Es wird als wünschenswert bezeichnet, daß die örtliche, gerichtliche, bürgerliche und polizeiliche Ver-

[1]) Der spanische Gesandte Cologan.

waltung den chinesischen Behörden zurückgegeben werde, ungeachtet der Fortdauer der militärischen Besetzung, die auf die Ausübung des Garnisondienstes beschränkt werden soll. Vom militärischen Standpunkt aus ist diese Auffassung unhaltbar. Mit der Besetzung eines fremden Gebiets geht stets und grundsätzlich die gesamte Zivilverwaltung in die Hände der Truppen über, wie dies z. B. auch in der im Jahre 1899 im Haag abgeschlossenen Konvention „sur les lois et coutumes de la guerre sur terre" ausdrücklich anerkannt ist. Die diplomatische Fiktion, die Verbündeten wären nicht im Kriege mit China, ist darauf ohne Einfluß, denn es wäre geradezu ungeheuerlich, die verbündeten Truppen den polizeilichen oder administrativen Maßnahmen eines chinesischen Mandarinen zu unterstellen. Der im weiteren Verlauf der Denkschrift angegebene Grund, den chinesischen Behörden solle Gelegenheit gegeben werden, ihre Fähigkeit zur örtlichen Regierung zu beweisen, beruht auf unrichtiger Voraussetzung. Denn solange die Truppen zugegen sind, hält deren Anwesenheit die unruhigen Elemente der Bevölkerung im Schach; der Beweis, daß die chinesischen Behörden gewillt und imstande sind, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, kann selbstverständlich immer erst nach Abzug der Truppen erbracht werden. Sollte der englische Gesandte sich aber nur im Ausdruck vergriffen haben und meinen, daß die örtlichen chinesischen Behörden unter der Leitung und Aufsicht der militärischen Befehlshaber in möglichst umfassendem Maße zur Verwaltung herangezogen werden, so deckt sich diese Forderung durchaus mit den militärischen Anschauungen und ist überall da, wo die chinesischen Mandarine im Amt geblieben sind, bereits erfüllt.

Wenn der englische Gesandte eine offizielle Benachrichtigung über den Konseil zur Verwaltung der Stadt Peking (mit Ausschluß des von den französischen Truppen besetzten Teils) vermißt, so dürfte zu einer solchen Mitteilung kaum Veranlassung vorgelegen haben. Soviel mir bekannt, steht das diplomatische Korps der Verwaltung der Stadt Peking fern, und da auf seinen Wunsch das Gesandtschaftsviertel ausdrücklich von allen militärischerseits getroffenen Maßnahmen ausgeschlossen worden ist, dürfte auch ein persönliches Interesse kaum vorliegen.

Der englische Gesandte führt als eine der zu treffenden Maßnahmen auf, die Mächte sollten den kommandierenden Generalen die Anweisung zur Beziehung von Lagern unter Räumung der Ortschaften erteilen. Sir Ernest Satow scheint hierbei von einem in der englisch-indischen Armee herrschenden Gebrauche ausgegangen zu sein. In der deutschen und, soviel mir bekannt, auch in anderen europäischen Armeen ist es nicht gebräuchlich, die Truppen biwakieren zu lassen, falls Örtlichkeiten zur Verfügung stehen. Wenngleich nicht ausgeschlossen ist, daß in einzelnen Fällen Barackenlager benutzt werden, falls diese eine bessere und gesundere Unterbringung

ermöglichen sollten, wird mindestens für die deutschen Truppen die Belegung von Ortschaften die Regel bilden, wie dies namentlich während der Regenzeit auch für die anderen Kontingente unerläßlich sein wird.

Bericht vom 8. April.

[...] Wie ich Eurer Majestät am 3. April bereits telegraphisch gemeldet habe, besteht bei den Franzosen der Wunsch, möglichst bald einen Teil der Truppen zurückzuziehen.[1]) Es wird beabsichtigt, nur die Brigade der Kolonialtruppen in Tschili zu belassen, und die aus Linientruppen bestehende Brigade nach Frankreich zurückzuschicken. Der Zeitpunkt für diese Maßregel scheint allerdings noch nicht festzustehen, doch sind die Vorbereitungen für den Abmarsch deutlich erkennbar. Mit dem Abmarsch der Linienbrigade würde die Räumung von Paotingfu durch die Franzosen in Zusammenhang stehen. Die Indisziplin der französischen Truppen nimmt bedenklich zu; die Offiziere schieben die Schuld auf die ungenügende Beschäftigung bei reichlicher Verpflegung. In besonders schlechter Verfassung befindet sich die Kolonialinfanterie. In Tientsin, wo ein Bataillon in der Chinesenstadt untergebracht ist, kommen fast täglich Szenen von Mord und anderen Gewalttätigkeiten vor, gegen die die Offiziere sich machtlos erklären. Gestern ist ein Transport von 110 französischen Soldaten, die mit schweren Festungsstrafen belegt sind, nach Frankreich abgegangen. Daß in Tientsin mehrfach englische Offiziere von französischen Soldaten insultiert wurden, legen deren Vorgesetzte wenigstens zum Teil dem Umstand zur Last, daß die englischen Offiziere den Gruß der Mannschaften nicht erwidern. [...]

Tagebuch, 10. April.

Das Räuberunwesen wird zu einer wahren Landplage. Zum Teil bestehen die Banden aus fortgelaufenen chinesischen Soldaten, mehrfach geführt von amerikanischen Deserteuren.

Die Diplomaten gehen ihren Schneckengang weiter; eine Sitzung, die auf morgen anberaumt werden sollte, mußte ausfallen, weil Giers erklärte, die Osterzeit erlaube ihm nicht solche Tätigkeit.

13. April.

Jetzt wissen endlich alle Gesandten, welche Summen ihre Regierungen als Kriegskostenentschädigung verlangen, sie dürfen aber noch keinen

[1]) Verfasser hatte dies bei einem Besuche des französischen Gesandten Pichon erfahren.

offiziellen Gebrauch davon machen. Hat man jemals so etwas Albernes erlebt? Das Unglück ist nun insofern nicht groß, als die Chinesen längst von allem Kenntnis haben. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß sie durch die russische und amerikanische Gesandtschaft über alles orientiert werden, was verhandelt wird. Die Gesamtforderungen werden etwa die Höhe von anderthalb Milliarden Mark erreichen. Amerika will aber, daß man China nicht mehr als eine Milliarde abnimmt, und England soll sich dieser Ansicht anschließen wollen.

15. April.

Um 12 Uhr war ich zum Frühstück bei den Bischöfen Favier und Jarlin eingeladen und traf dort die französische Gesandtschaft, General Voyron, Admiral Pottier und alle hohen französischen Offiziere. Der Gesandte Pichon trank auf das Wohl des Kaisers, die Musik spielte bei meinem Eintritt in den Saal „Heil dir im Siegerkranz", und auch sonst war man voller Höflichkeiten für mich Hier in China macht bei den Franzosen weder die Russenfreundschaft noch die Revancheidee Fortschritte. Ich weiß aber recht gut, daß die politische Lage in Paris dadurch nicht geändert wird. Ganz allmählich nur könnte durch die Eindrücke, die die französischen Offiziere von hier mit nach Hause nehmen, auf eine Sinnesänderung in der Heimat gewirkt werden.

General Voyron teilte mir mit, daß er meine Absicht, die Chinesen bei Huolu anzugreifen und über die Grenze von Schansi zurückzuwerfen, die er sehr begreiflich finde, nach Paris gemeldet habe; übrigens sei er entschlossen, auch wenn er keine Antwort erhalte, den Angriff mitzumachen.[1]) Ich hatte dies erwartet, denn es wäre wahrlich eine für die Franzosen kaum erträgliche Lage, deutsche Truppen ihre Vorposten passieren zu sehen, um einen ihnen seit Monaten dicht gegenüberstehenden Feind anzugreifen. Es sollte mich aufrichtig freuen, wenn nun noch eine gemeinsame französisch-deutsche Aktion zustande käme.

16. April.

Außer bei den Franzosen hat sich auch bei den Amerikanern der Mangel an Disziplin sehr geltend gemacht. Gestern sollten zwei amerikanische

---

[1]) „General Voyron hatte bisher stets darauf hingewiesen, daß seine Instruktion dahin laute, die Chinesen an der genannten Stelle nicht anzugreifen. Wie der französische Gesandte Pichon geäußert hatte, war diese Instruktion auf einen in der Deputiertenkammer geäußerten Wunsch, die französischen Truppen sollten ohn vorangegangene Genehmigung der Kammer keine Expeditionen mehr unternehmen, zurückzuführen." (Aus einem Berichte des Verfassers vom 16. April.)

Soldaten, die als Führer einer chinesischen Räuberbande ergriffen wurden, von Tientsin nach Peking gebracht werden; sie sind, nachdem der langsam fahrende Zug 1000 Meter aus Tientsin heraus war, nebst ihrer Eskorte abgesprungen und entlaufen, sodaß nun statt zwei Räubern deren sechs das Geschäft betreiben. Es ist für unsere Soldaten sehr schlimm, daß sie soviel Schlechtes sehen und mit soviel schlechten Elementen in Verbindung kommen.

Bericht vom 20. April.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät berichte ich über den Brand des Winterpalastes in der Nacht 17./18. April alleruntertänigst das folgende:

Ich hatte mich erst kurze Zeit zur Ruhe begeben, als ich draußen auf dem Hofe Feuerlärm hörte. Ein Mann des vor meinem Asbesthause[1]) stehenden Doppelpostens hatte beim Antreten eines Rundganges um mein Haus gesehen, wie bei zwei Fenstern des Anrichteraumes neben meinem Speisezimmer im Hauptgebäude plötzlich hohe Flammen nach außen emporschlugen. Er alarmierte sofort meine beiden noch wach in ihrem Zimmer sitzenden Diener und eilte dann nach der Offiziersmesse, um dort die Nachricht zu überbringen. Das Feuer griff infolge der Bauart der chinesischen Häuser mit so rasender Schnelligkeit um sich, daß es sich wenige Minuten nach Entdeckung seines Ausbruchs über das ganze System von Strohmatten auf Holzgerüsten, die als Sonnenschutz den niedergebrannten Komplex überspannten, ausgebreitet hatte. Wieder wenige Minuten später standen durch die brennend herabfallenden Strohteile und Holzstücke die sechs Hauptgebäude und das Asbesthaus fast gleichzeitig in Flammen, und fingen auch die stärkeren Balken an, von den nur durch Stricke zusammengebundenen Gerüsten der Sonnendächer herabzustürzen. Eine Rettung der Gebäude war daher von vornherein ausgeschlossen und ebensowenig an eine Bergung der in ihnen befindlichen Sachen zu denken. Ich selbst mußte nach flüchtigem Ankleiden, und nachdem meine Feldmarschallstäbe und einige wenige Kleider- und Wäschestücke in Sicherheit gebracht waren, den Weg durch ein Fenster meines Asbesthauses nach der nahen Offiziersmesse hin nehmen; der Ausgang durch die gegen das Haus des Generals v. Schwarzhoff sich öffnende Tür war schon unmöglich geworden. Das Feuer hat noch zwei, unmittelbar an die Hauptgebäude anstoßende kleine Nebenhäuser ergriffen, konnte dann aber auf seinen Herd beschränkt gehalten werden, weil der Komplex glücklicherweise durch eine

[1]) Ein solches war aus der Heimat nachgesandt und in einem Hofe des Pekinger Winterpalais aufgestellt worden, wo es wegen seiner besseren Heizbarkeit als Wohnung des Verfassers diente.

ringsum laufende Mauer von den übrigen Teilen des Winterpalastes abgegrenzt ist. Es gereicht mir zur Freude, Eurer Majestät melden zu können, daß von allen fremden Kontingenten, namentlich von den Franzosen, Engländern und Japanern, bereitwilligst und schnell wirksame Hilfe geleistet worden ist; namentlich die Franzosen haben sich unter der umsichtigen und energischen Leitung des Oberstleutnants Marchand in hervorragender Weise um die Einschränkung und schließliche Bewältigung des Feuers mit verdient gemacht. [. . .]

Was den Tod meines Chefs des Generalstabs, des Generalmajors v. Schwarzhoff, betrifft, so steht fest, daß er einige Minuten vor Ausbruch des Feuers aus seiner Wohnung zu einem Spaziergange am Lotosteiche weggegangen und erst infolge der hochgehenden Flammen dorthin zurückgekehrt ist. Es sind unmittelbar hintereinander drei Offiziere des Armee-Oberkommandos, und zwar die Hauptleute v. d. Groeben und v. Frankenberg fast gleichzeitig, dann der Major Freiherr Marschall, bei ihm zur Hilfeleistung gewesen, ihn unter Hinweis auf die mit jeder Sekunde sich steigernde Gefahr dringend zum Verlassen des Hauses auffordernd. Vom Major Freiherrn Marschall geschickt, haben dann noch zwei Soldaten der 4. Kompagnie des 1. ostasiatischen Infanterieregiments das Haus betreten. Die Aussagen der zuletzt beim General v. Schwarzhoff gewesenen Leute legen, wie Eurer Majestät in dem heutigen Telegramm — Nr. 202 — bereits gemeldet worden ist, den Schluß nahe, daß er, vielleicht beim Zuschlagen der Türe durch die herabstürzenden Balken, noch bis in sein Schreibzimmer gelangt und dort infolge seines langen Aufenthaltes in dem brennenden, von Rauch erfüllten Gebäude bewußtlos niedergesunken ist. Obwohl sofort vermißt, war jede Rettung nach Lage der Sache vollkommen ausgeschlossen. Die bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Leiche wurde am Morgen des 18. April aufgefunden. Ihre vorläufige Beisetzung ist nach demselben Zeremoniell wie bei Oberst Graf Yorck, heute vormittag 10 Uhr im Beisein und unter sichtbarer Anteilnahme des gesamten diplomatischen Korps, sämtlicher Generale und Kontingentsführer der Garnison begleitet von zahlreichen Offizieren und der obersten Würdenträger der hiesigen katholischen Mission erfolgt. Von dem Orte der Trauerfeier bis zu dem Tempel der Tausend Glücksgüter, wo — ebenso wie seinerzeit Graf Yorck — General v. Schwarzhoff vorläufig ruht, bildeten Truppen aller Kontingente Spalier.[1])

[1]) Über den General v. Schwarzhoff heißt es im Tagebuch am 18. April: „Sein Tod ist ein harter Schlag für mich, denn er war ein höchst wertvoller, von mir hoch geschätzter Untergebener und vortrefflicher Generalstabschef. Er hatte einen ungewöhnlich scharfen Verstand, viel Geschäfts- und Weltkenntnis und beherrschte die französische, englische und italienische Sprache vollständig. Er war also genau der Generalstabschef, wie ich ihn hier brauche."

Ich möchte es als eine glückliche Fügung bezeichnen, daß der Brand nicht ein bis zwei Stunden später ausgebrochen ist, und daß sich, wie Eurer Majestät ich im letzten Berichte gemeldet habe, mein Oberquartiermeister Generalmajor Freiherr v. Gayl, Eurer Majestät Flügeladjutant Oberstleutnant v. Boehn und Major Lauenstein, die außer mir, meinem persönlichen Adjutanten Hauptmann Wilberg, und dem Leutnant a. D. v. Rauch von dem Brandunglück betroffen worden sind, südlich von Paotingfu befanden, um an der Operation gegen den Huolupaß teilzunehmen. Vielleicht wäre sonst mein Chef des Generalstabes nicht das einzige Opfer geblieben.

Generalmajor Freiherr v. Gayl, den ich telegraphisch zurückberufen habe, ist bereits heute mittag hier eingetroffen.

Über die Entstehung des Brandes habe ich sofort eingehendste Untersuchung angeordnet. Sie liegt mir abgeschlossen vor, und bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß böswillige Brandstiftung durch Chinesen nicht vorliegt. Alle Anhaltspunkte weisen vielmehr darauf hin, daß das Feuer von einem eisernen Ofen, der an der Außenwand im Anrichteraum neben meinem Speisezimmer im Hauptgebäude stand und zum Wärmen der Speisen diente, auf die Holz- und Papierbekleidung der Wand übergegangen war, obwohl sich zwischen dem Ofen und der Wand zum Schutze der letzteren eine große Asbestplatte befand. Trotz der Einäscherung des Hauptteils des Winterpalastes ist es mir möglich, mein Hauptquartier hier zu belassen. [. . .]

Tagebuch, 18. April.

Mein[1]) Anzug war in der ersten Zeit nach dem Brande nicht ganz normal und ist es völlig erst in Cuxhaven geworden. Wäsche hatte ich vom Hauptmann v. Blottnitz und mehreren Offizieren meines Stabes, einen Tropenhelm von der Stabswache, Litewka von den Reitern, Stiefeln vom Oberkriegsgerichtsrat Gelpcke, Hose von der Kavalleriestabswache, Gamaschen von Herrn v. Mumm, Säbel — es war ein in Deutschland hergestellter chinesischer Offizierssäbel — von einem sächsischen Infanterieoffizier, Säbelkoppel usw. vom General Stuart. Durch den Regimentsschneider Buddah der Bengal Lancers ließ ich mir von englischem Stoff einen sehr eleganten Khakianzug machen und von einem chinesischen Schuster hohe Stiefel.

19. April.

Die Expedition nach Huolu ist im vollen Gange. Li und Tsching beschwören mich, doch Einhalt zu gebieten, da der General Liu, nachdem er die Befehle aus Peking nicht ausgeführt hatte, von Sinangfu beordert

[1]) Nachtrag.

sei, sofort zurückzugehen. Ich habe Li erwidern lassen, daß wenn Liu freiwillig zurückgehe, ihm ja nichts passieren könne, daß die Expedition aber unter allen Umständen bis zur Mauer vordringen werde.

Die Diplomaten haben endlich meine Vorschläge wegen Schutztruppen, Eisenbahnbesetzung usw. und auch wegen eines Übergangsstadiums, bei dem nur 12 000 Mann in China bleiben sollen, zu den ihrigen gemacht. Nun kommt es darauf an zu erfahren, was die Regierungen dazu sagen werden.

Ich bin über unsere Brandkatastrophe insofern noch nicht ganz fortgekommen, als ihre Eindrücke und Folgen den Gedanken doch eine bestimmte Richtung gegeben haben, die das Interesse an den chinesischen Angelegenheiten zurücktreten lassen. Es kommt dazu, daß ich allmählich von der Erbärmlichkeit der Regierungen und mehrerer hiesiger Diplomaten geradezu angewidert bin, um so mehr, als ich nicht in die Räder greifen kann. Ich halte schon seit längerer Zeit die ganze Angelegenheit für politisch völlig verfahren und bin wohl nicht der einzige, der so denkt.

23. April.

Es sind mir sehr viele Telegramme zugegangen, in denen Anteilnahme an dem Tode General Schwarzhoffs, oft auch an meiner glücklichen Errettung ausgesprochen wird. So von Lord Roberts, von Lord Lansdowne und dem indischen Staatssekretär Lord Hamilton. Sehr rührend, aber auch sehr billig; an freundschaftliche Gefühle glaube ich deswegen noch lange nicht.

25. April.

Bei der großen Entfernung und der zum Teil mangelnden telegraphischen Verbindung kommen die Nachrichten von der Grenze von Schansi nur langsam hier an; es steht soviel fest, daß vier deutsche Kolonnen am 23. die Mauer erreicht und die Chinesen, wiewohl es zu einigen Gefechten kam, ernsten Widerstand nicht geleistet haben. Die Franzosen, die nur mit halbem Herzen bei der Sache waren, scheinen sehr vorsichtig vorgegangen zu sein. General Voyron teilte mir heute mit, er werde nunmehr seine Truppen von dort zurücknehmen, dann bis Ting (einen starken Marsch südlich Paotingfu gelegen) überhaupt zurückgehen und den Chinesen erlauben, nachzurücken. Da würde dann die ganze Aktion außer einem kleinen moralischen Erfolg überhaupt keinen ernsten Zweck gehabt haben. Ich bin machtlos, da Voyron seine eigenen Wege gehen kann. An sich ist es aber auch kein Unglück, denn allmählich muß es doch dazu kommen, daß wir okkupiertes Gebiet wieder aufgeben. Ich wünschte, es wäre erst soweit.

26. April.

Bei allen Kontingenten nimmt die Entrüstung über die Verschleppung der Friedensverhandlungen zu. Daß sie bei den so verschiedenartigen Interessen viel Zeit erfordern würden, war ganz natürlich, daß einzelne Mächte gelegentlich absichtliche Schwierigkeiten bereiten würden wahrscheinlich, daß aber hier so langsam gearbeitet werden würde, doch nicht zu erwarten. Einen Teil der Schuld trägt der spanische Gesandte Herr Cologan, der als Doyen die Sitzungen anberaumt und den Vorsitz führt. Er hat auch nicht eine Spur von Autorität, seine Kollegen spotten über ihn. Mit Friedensschluß hört seine Stellung auf, da Spanien den vernünftigen Gedanken hat, die Gesandtschaft eingehen zu lassen. Für Herrn Cologan ist es daher ein angenehmer Gedanke, daß der Friedensschluß sich noch hinziehen kann.

27. April.

Wenn Frankreich die Chinesen schonend behandeln will,[1]) so liegt dies sicherlich an russischen Einwirkungen; aber auch England hat ja ebensowenig wie Japan Lust noch irgend etwas zu tun. Alle haben nebenbei die Räumung Tschilis im Auge und beschäftigen sich mit vorbereitenden Maßregeln; auf keinen ist sicherer Verlaß. Das Vergnügen, unter solchen Umständen die Rolle eines Oberbefehlshabers zu spielen, ist wahrlich nicht groß.

3. Mai.

Mein Vorschlag, die Forderung der Kriegsentschädigung von der Frage der Art der Aufbringung zu trennen, hat in Berlin keinen Beifall gefunden. Die Kriegskosten wachsen natürlich beständig, und bei langem Hinziehen wird es für China immer schwerer zu zahlen. Wenn man in Berlin glaubt, die ganzen Unkosten der Expedition von China bezahlt zu erhalten, so befindet man sich wahrscheinlich im Irrtum.

5. Mai.

Ich habe mehrfach darauf hingewiesen, daß der Sommer uns viele Krankheiten bringen würde, augenscheinlich hat es aber keinen Eindruck gemacht. Wenn es jetzt nicht schnell zum Ende kommt, so werden wir die hiesigen Friedhöfe stark bevölkern und viele Invaliden nach Hause schicken. Und alles nur wegen des jämmerlichen Gezänks der Diplomaten.

Zu nennenswerten Expeditionen wird es kaum noch kommen. Allmählich hat sich hier eine Art Garnisonleben entwickelt. Peking wird überschwemmt von Touristen aller Art, und auch jeder Offizier sucht natürlich hierher-

---

[1]) Vgl. unter dem 25. April.

zukommen. Die Preise sind allmählich sehr in die Höhe gegangen, so daß vielen Verkäufern reicher Verdienst zufällt.[1]) Die Arbeitslöhne betragen mindestens das Dreifache der sonst üblichen, sodaß der Kuli ebenfalls gute Tage hat. Da dem Land keinerlei Lieferungen auferlegt sind, sondern von den Kontingenten alles bezahlt wird, und zwar zu hohen Preisen, so trifft die Anwesenheit der hier noch vorhandenen 60 000 Mann die Masse der Bevölkerung wirklich nicht hart. Sehr vielen geht es besser als sonst.

Eine gemeinsame Kriegführung von acht Mächten ist ein Unding; daß dies von dem großen Publikum nicht völlig erkannt wird, und daß es nicht zu offenem Streit zwischen Verbündeten gekommen ist, daran glaube ich ein kleines Verdienst zu haben.

6. Mai.

Gestern haben die Amerikaner ihren Abzug begonnen. Betreffs der Franzosen besteht noch einige Unsicherheit: ich zweifle aber nicht, daß General Voyron, wie er mir mitteilte, innerhalb fünf Wochen 9000 Mann eingeschifft haben wird. Wenn Rußland, Frankreich und Amerika auch ohne starke Okkupationstruppen zu ihrem Geld zu kommen glauben, so könnten wir es wohl ebenfalls. Jetzt scheinen wir die Rolle des Exekutors spielen zu sollen, was mir eigentlich nicht recht würdig vorkommt. Ich habe die Genugtuung, daß einige Diplomaten doch anfangen, sich meiner Auffassung zuzuneigen.

10. Mai.

Unter den französischen Offizieren herrscht große Unzufriedenheit, daß ihre Regierung es auf das bestimmteste verboten hatte, die chinesischen Truppen an der Grenze von Schansi anzugreifen. Man kann solche Stimmung verstehen, denn sie mußten nun zusehen, wie wir die Sache gemacht haben. Ich bin überzeugt, daß russische Intrigen dahinter stecken. Den Russen ist nicht verborgen geblieben, daß wir mit den Franzosen hier auf gutem Fuße stehen, ein gemeinsam geführtes glückliches Gefecht hätte natürlich dazu beigetragen, das gute Verhältnis noch zu verbessern und wäre vielleicht in Frankreich selbst nicht ohne Einfluß geblieben.

Auch in unserem Kriegsministerium beginnt man sich mit der Räumungsfrage zu beschäftigen. Während man bei der Ausreise des Expeditionskorps mit dem Geldausgeben sich in keiner Weise beschränkt hat, soll nun alles sparsam gemacht werden, namentlich will man so wenig Schiffe mieten wir irgend möglich, d. h. also jedes Schiff bis zum äußersten

[1]) Nach unseren Begriffen sind die Preise einheimischer Erzeugnisse aber noch sehr billig; ein guter Hammel kostet 5 Mark, ein Fasan 50 Pfennig, eine Ente 30, 15 Eier 20 Pfennig. (Anm. des Verf.)

vollstopfen. Für die Masse der Mannschaften kann dies sehr hart sein, namentlich in der jetzt vor uns liegenden ungünstigen Jahreszeit.

Ich hatte für den Rücktransport des Oberkommandos das Lazarettschiff „Gera“ ins Auge gefaßt und dies schon vor vier Wochen nach Berlin mitgeteilt. Nun telegraphiert mir das Kriegsministerium, auf der „Gera“ könnten 1200 Mann befördert werden; wenn ich das Schiff allein beanspruchte, würden eine Million Mehrkosten erwachsen. Ich habe zurücktelegraphiert, daß ich gern 300 Rekonvaleszenten mitnehmen würde, die auf Truppentransportschiffen ja nicht befördert werden dürfen, daß man es mir aber wohl nicht zumuten könne, die Reise auf einem Truppenschiff zu machen. Im übrigen bat ich, die Entscheidung des Kaisers herbeizuführen.[1])

12. Mai.

Gestern kam Oberst Grierson zu mir, um mitzuteilen, der englische Gesandte habe ein Telegramm von Lord Lansdowne, wonach England mit der Räumung einverstanden sei, wenn China die ihm auferlegte Summe als zu zahlende Kriegskontribution anerkenne, also meinen Vorschlag annehme. Ich habe ihm verschwiegen, daß man in Berlin anders denkt und von China noch Sicherheiten verlangt. Sollte England wirklich ernsthaft zur Räumung entschlossen sein, so bin ich überzeugt, daß man in Berlin nachgeben wird. Der chronische Zustand der Ungewißheit beginnt doch nachgerade unbequem zu werden. Bei der völligen Verfahrenheit der politischen Lage und dem gänzlichen Mangel an Energie der sämtlichen heimischen Regierungen ist das Ende ganz unabsehbar, um so mehr, als niemand die Zustände am chinesischen Kaiserhofe auch nur einigermaßen kennt und jeden Augenblick Überraschungen bevorstehen können.

Soeben kam die Nachricht, daß die Chinesen die Kriegskosten in Höhe von 450 Millionen Taels, also 1 350 000 000 Mark, zu zahlen bereit sind! Das ist nun doch ein Schritt vorwärts.

Der General Voyron und der Gesandte Pichon hatten für den gestrigen Abend ein großartiges und wohlgelungenes Fest veranstaltet, und zwar in einem westlich der Marmorbrücke gelegenen, zu den Kaiserpalästen gehörigen Tempel, der noch völlig erhalten war. Die Gesandten, Generale und hohen Offiziere waren eingeladen. Zu meinem Erstaunen erschienen auch Prinz Tsching und Lihungtschang, beide mit gewaltigem Gefolge, das

---

[1]) An einer späteren Stelle (Tagebuch, 20. Mai) kommt Verfasser noch einmal auf obige Angelegenheit zu sprechen. Er gibt dort als Gründe seines Verhaltens an, daß er bei Benutzung eines Reichspostdampfers dieselben Häfen wie auf der Ausreise berührt hätte und in mehreren wegen Pestgefahr überhaupt nicht hätte an Land gehen können, während die „Gera“ eine vom Wetter begünstigtere Route südlich des Äquators einschlagen konnte.

während des Diners hinter ihren Gebietern, meist rauchend, stand oder auf der Erde saß. Die Franzosen waren von größter Liebenswürdigkeit, ebenso alle Persönlichkeiten, die uns von ihnen gezeigt wurden. Oberstleutnant Marchand hatte das Ganze arrangiert und dabei wirklich großes Geschick entwickelt. Die Rangfrage wurde folgendermaßen gelöst: ich führte Madame Pichon und saß zu ihrer Rechten, Prinz Tsching hatte seinen Platz links von Madame Pichon und war damit ganz zufrieden, da bei den Chinesen die linke Seite die vornehmere ist. General Voyron verlas einen Trinkspruch, in welchem er den Chinesen die größten Injurien sagte, unter anderem mit erhobener Stimme von dem „crime abominable" sprach. Tsching antwortete chinesisch, ohne daß es uns übersetzt wurde. Lihungtschang aß gar nichts, rauchte aber unausgesetzt. Beiden war die Örtlichkeit des Festes unbekannt gewesen, und sie sollen sehr erschrocken sein, als man sie zu dem Tempel hinauftrug, der als Trauerfeierstätte zu Ehren verstorbener Kaiser für besonders heilig galt. In der Tat war die Benutzung dieses Ortes zu Ballfestlichkeiten in Gegenwart chinesischer Würdenträger eine Gewalttat, die besser vermieden worden wäre.[1])

13. Mai.

Die Sachverständigen, wie z. B. Robert Hart, glauben, daß der Frieden bald zustande kommen könnte, wenn die Mächte sich darüber einigen wollten, **wie** China das Geld aufbringen soll; mit anderen Worten, es sind, wie ich seit vier Monaten nicht müde geworden bin zu erklären, nicht die Chinesen, die die Schwierigkeiten machen, sondern die sogenannten Verbündeten. Wenn ich fortwährend zur Eile getrieben habe, so geschah dies auch in der Überzeugung, daß die dem Frieden günstige Stimmung des chinesischen Kaiserhofes vorübergehen kann, und wir damit den rechten Zeitpunkt verpassen. Vielleicht geben die Ereignisse mir auch darin noch recht, denn plötzlich regt sich das Boxertum wieder gewaltig. Herr v. Mumm ist sehr unglücklich darüber, daß die Gesandten über den Zahlungsmodus ohne alle festen Instruktionen sind. Warum hat man aber diese Fragen nicht schon Anfang Januar energisch angefaßt? Jetzt will niemand die Schuld tragen. Etwas Kläglicheres als dieses sogenannte Konzert der Mächte hat es nie gegeben. Wenn wir nur erst mit leidlichem Anstand aus der Sache heraus wären; es ist für uns hier

[1]) Tagebuch, 13. Mai: „Ich habe unter der Hand Erkundigungen eingezogen, wie Tsching und Lihungtschang darüber dachten. Sie sollen in der Tat sehr entrüstet gewesen sein, aber dann als echte Chinesen schnell einen Ausweg gefunden haben, indem sie sagen: ‚Die Europäer sind doch gar zu dumm, sie wissen noch nicht einmal, welch heiliger Ort dieser Tempel ist. Wir müssen ihnen ihre unglaubliche Unwissenheit vergeben'."

nichts zu holen, wohl aber können uns unbequeme Verwicklungen bevorstehen. Südlich Paotingfu haben einige tausend Boxer die ihnen entgegengesandte Abteilung chinesischer Truppen geschlagen. Franzosen werden nun versuchen, diesen zu Hilfe zu kommen. Ich sehe mich schon als Oberfeldherrn der chinesischen Truppen gegen die Boxer!

16. Mai.

Zu meiner nicht geringen Freude kam gestern ein Telegramm des Kaisers, worin er der von mir vorgeschlagenen Reduktion des Expeditionskorps zustimmt. Gott gebe, es bleibt bei diesem Entschluß. Ich habe meine Vorschläge gründlich überlegt, im vollen Bewußtsein einer großen Verantwortung. Die 60 000 Mann hier in Tschili sind jetzt weiter nichts als eine große Polizeitruppe, die den Chinesen Gendarmendienste leistet. Zu Hause glaubt man wohl, sie müßten hier gehalten werden, um einen Druck auf die chinesische Regierung auszuüben, überlegt sich aber nicht, wie dies zu machen ist. Der Kaiserhof wohnt 1000 Kilometer von hier entfernt und würde, wenn man dorthin marschieren wollte, nur noch weiter auszuweichen brauchen. Solch ein Marsch ist aber gar nicht ausführbar, denn die meisten sogenannten Alliierten gehen unter keinen Umständen mit. Ich würde mit 8000—9000 Deutschen und vielleicht noch 2000 Italienern allein bleiben. Wahrscheinlich erfolgten von Rußland und Amerika Proteste, und damit wäre der Konflikt unter den Alliierten da, auf den die Chinesen immer rechnen. Auch rein militärisch wäre eine solche Operation mit so geringen Kräften ein Unsinn, da das Operationsziel viel zu weit liegt.

Andere Ziele aber, durch deren Erreichung man den Chinesen unbequem werden könnte, gibt es in Tschili tatsächlich nicht; überhaupt sind wir jetzt durch die bevorstehende ungünstige Jahreszeit gebunden, da stehen zu bleiben, wo wir uns befinden. Die Hitze hat sich schon jetzt mehrfach gemeldet und wird bald so steigen, daß sie die Operationen sehr erschwert; kommt dann der Regen, was etwa in vier Wochen der Fall sein wird, so wird halb Tschili ein Morast. Dieser Zustand dauert mindestens bis Anfang September. Sollen wir dann einen neuen Feldzug beginnen? Wer wird dabei mitwirken? Wohin soll er sich richten? Wer trägt die Kosten, die sich von Monat zu Monat steigern? Wir haben hier nichts mehr zu schaffen. Je schneller wir fort können, desto besser. Ich darf mich in schriftlichen Auslassungen nicht weiter ergehen;[1]) die politische Lage ist eine so verwickelte und die Leitung eine so eigenartige, daß ich gut tue zu schweigen.

---

[1]) Diese Aufzeichnungen kursierten, wie oben erwähnt (vgl. S. 44) in der Familie des Verfassers.

Am 13. war ich bei Herrn v. Mumm, der dem General Chaffee ein Abschiedsdiner gab, und daher ausschließlich mit Amerikanern zusammen. Der General, den ich hier als einen braven Mann kennen gelernt habe, sprach in sehr herzlicher und anerkennender Weise über seine Beziehungen zu mir. Schließlich stimmten alle Amerikaner darin überein, daß ich unter allen Umständen meine Rückreise via San Franzisko nehmen müsse. Sie erklärten, ich hätte nichts weiter zu tun, als dort anzukommen, das andere wäre ihre Sache. Auf einen Triumphzug müsse ich mich aber gefaßt machen. Ganz ernsthaft wurde die politische Bedeutung solcher Reise erörtert und behauptet, sie könnte die seit dem kubanischen Kriege gegen Deutschland bestehende Verstimmung[1]) beseitigen. Ich war sehr gerührt, meine aber, daß ich besser tue, auf meinem Hinwege auch zurückzukehren. Solch sogenannter Triumphzug würde die Amerikaner sehr amüsieren, die Reporter sehr beschäftigen, für mich aber die reine Pein bedeuten. Schließlich soll ich mich dann noch an den verschiedensten Orten aufhalten und dem schaulustigen Publikum gezeigt werden. Ich danke herzlich und habe nur den einen Wunsch, so schnell als möglich nach Haus zu gelangen. Es ist mir aber ganz angenehm, daß ich mit den Amerikanern hier im Guten auseinandergekommen bin. Dasselbe glaube ich auch von den Franzosen sagen zu können. General Voyron, der mich besuchte, um vor seiner Abreise nach Tientsin sich zu verabschieden, sagte mir, daß er allezeit gern an die Zeit denken würde, in der er mit mir in Beziehungen gestanden habe, und daß er mir immer dankbar bleiben werde für die Courtoisie, mit der ich diese Beziehungen gepflegt hätte; auch gereiche es ihm zu wahrer Befriedigung, daß er in Beurteilung der hiesigen Verhältnisse mit mir immer der gleichen Ansicht gewesen sei, was richtig ist. Von unbeteiligter Seite wird mir versichert, daß die Engländer hier gleichfalls mit mir sehr zufrieden seien und sich unter meinem Oberkommando sehr wohl gefühlt hätten. Von den Japanern weiß ich bestimmt, daß es so ist; sie sind sehr befriedigt, daß ich ihre militärische Tüchtigkeit offen zugegeben habe, besonders auch darüber, daß sie von mir als gleichberechtigt anerkannt wurden.

Alles recht schön und mir ganz angenehm, ich habe aber trotzdem die Überzeugung, daß es die höchste Zeit ist, das Oberkommando aufzulösen. Die große Stellung, die ich hier hatte, muß abbröckeln, was doch im allgemeinen Interesse schade wäre.

In neuester Zeit haben sich die englischen und amerikanischen Offizierkorps sichtlich einander genähert, jedenfalls auf Grund von Instruktionen aus der Heimat. Anfangs war das amerikanische Wesen den Engländern nichts weniger als sympathisch. Jetzt behaupten sie, derselben Rasse an-

[1]) Vgl. o. S. 66, Note 2.

zugehören und durch gleiche Interessen aufeinander angewiesen zu sein. Hätte England in Südafrika nicht militärisch ein so entsetzliches Fiasko gemacht, so würde es die amerikanische Freundschaft weniger suchen.

18. Mai.

Gestern abend dinierte ich bei Mumm, wo alle Diplomaten zu einem Abschiedsfest für den scheidenden französischen Gesandten versammelt waren. In seinem Danktoast schloß Herr Pichon in sehr warmen Worten auch mich und die deutsche Armee mit ein. Es ist dies um so bemerkenswerter, als es in Gegenwart aller Gesandten, auch des russischen, geschah. Ich bedauere den Weggang Pichons sehr; er hat hier immer gut mit Mumm zusammengehalten und oft mit ihm gegen die Russen und Amerikaner Front gemacht. Ich bin überzeugt, daß er die Politik Frankreichs nach mehreren Richtungen nicht billigt und ein dauerndes friedliches Verhältnis zu Deutschland wünscht.

19. Mai.

Endlich scheint die Erlösungsstunde zu nahen! Nach lebhaftem telegraphischen Verkehr mit dem Kaiser, der in Urville weilt, und mit Graf Schlieffen, teilt mir nunmehr der Kaiser mit, daß er Befehl gegeben hat, die Schiffe für den Rücktransport der Truppen zu chartern, daß er meine Vorschläge über Formation der Besatzungsbrigade annimmt und die Orders in acht Tagen fertig sein sollen; gleichzeitig wird das Panzergeschwader zurückberufen. Damit ist ausgesprochen, daß der Monarch der ungesunden Situation ein Ende machen will, natürlich wird nun das Oberkommando aufgelöst werden. Ich hoffe nur, daß man mich nicht hier noch festhalten will, bis die Räumung Pekings vollzogen ist.

Mumm ist sehr wenig erbaut über ein Telegramm aus Berlin; er soll, wie es darin heißt, die Unterhandlungen auf das äußerste beeilen! Wie soll er das tun? Die Schuld liegt ja jetzt bei den Regierungen, die sich über den Zahlungsmodus nicht einigen können. Mumm hat sich hier stets als einen sehr fleißigen Mann gezeigt und immer den besten Willen gehabt, die Angelegenheiten zu fördern.

Bericht vom 20. Mai.

[. . .] Am 14. und 15. d. M. habe ich Gelegenheit genommen, die deutsche 2. Infanteriebrigade einschließlich der in ihrem Bereiche stehenden anderen Waffen zu besichtigen. Ich begab mich dazu mit französischem Sonderzuge am 14. früh nach Paotingfu, wo sich zu dem offiziellen Empfange auch General Bailloud mit seinem Stabe eingefunden hatte. Außerdem waren die Mandarine der Stadt und weiten Umgegend er-

schienen, um mich unter Überreichung der im Orient üblichen Geschenke und von etwa fünfzig Fahnen und Ehrenschirmen zu begrüßen, letztere bedeckt mit Inschriften, auf meine Person bezogen, für meinen bisherigen Schutz dankend und um weiteren Schutz bittend. Ich habe noch am demselben Tage die Garnisoneinrichtungen, und zwar das Lazarett, das Reiterlager dicht nordöstlich der Stadt, das Artillerielager und die Artilleriekaserne, besichtigt und mit dem General Bailloud Besuche ausgetauscht. Ich fand ihn sehr verstimmt über die nach seiner Ansicht völlig unzweckmäßigen Instruktionen der französischen Regierung für das Verhalten ihrer Truppen den Chinesen gegenüber. Dem energischen, von Tatendrang erfüllten Offizier ist es unendlich schwer geworden, eine nahezu klägliche Rolle spielen zu müssen, und ist dies am empfindlichsten zum Ausdruck gekommen in den letzten Gefechten an der Mauer, wo er nahe am Kampfplatze mit Gewehr bei Fuß stehen bleiben mußte. Der General ist der Ansicht, daß bei energischem Verhalten der französischen Truppen südlich Paotingfu die dortige Boxerbewegung längst unterdrückt und auch ein weiterer günstiger Einfluß auf die chinesischen Truppen in Schansi geübt worden wäre. Etwas vorsichtig, aber nicht mißverständlich sich äußernd, sah er in dem Verhalten seiner Regierung russischen Einfluß, und glaube ich nach meinen Beobachtungen sagen zu können, daß er hier vollkommen das Richtige getroffen hat. [...]

Tagebuch, 20. Mai.

Ich war auf dem Bahnhof bei der Abreise der Familie Pichon und konnte dort Herrn Ernest Satow sprechen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen sagte er mir, er glaube, daß die Friedensverhandlungen spätestens Ende Juni beendet sein würden. Wie ich hernach erfuhr, ist er von seiner Regierung endlich zur Eile angetrieben worden. General Gaselee zeigte mir ein Telegramm seiner Regierung, in dem er gefragt wird, ob ich nicht jetzt den Augenblick für gekommen erachte, mit der Zurücksendung der Truppen zu beginnen. England will nichts einseitig tun, sondern pari passu mit uns gehen.

Mit Schrecken sehen die Herren Diplomaten den Moment der Räumung Pekings sich nähern; dann kommt allerdings für sie eine andere Zeit, sie sind wieder auf ihre schmutzige Gesandtschaftsstraße beschränkt. Daß 2000 Soldaten mit ihnen zusammenwohnen werden, wird den Reiz solcher Existenz kaum erhöhen. Ich meine aber, es ist besser, daß die Herren ein Vierteljahr früher in diesen Zustand eintreten als daß einige hundert brave Soldaten hier noch sterben und andere sich dauerndes Siechtum holen.

21. Mai.

Heute war Dschofu lange bei mir mit verschiedenen Bitten, von denen ich einige bewilligen konnte. Er ist ein verständiger Mann und mir der angenehmste der Friedensunterhändler.

22. Mai.

Über die Auflösung des Oberkommandos hüllt man sich in Berlin in Schweigen. Es mag ja sein, daß mit den anderen Mächten unterhandelt wird, ich neige aber mehr der Ansicht zu, daß man nicht recht zu einem Entschluß kommen kann.

Die ganze Doppelzüngigkeit der Diplomatie habe ich heute wieder kennen gelernt. Eine Macht — ich will sie hier nicht nennen — hat in Berlin mitgeteilt, sie sei vollkommen mit der Forderung von 450 Millionen Taels einverstanden, und gleichzeitig ihren hiesigen Gesandten angewiesen, auf eine erhebliche Reduktion zu wirken!

23. Mai.

Hätte ich die Überzeugung, hier nötig zu sein, so würde ich gern meine letzten Kräfte zur Verfügung stellen. Hier festgehalten zu werden, während ich weiß, daß bei nur ein bißchen Energie und Voraussicht seitens der Diplomatie die Sache längst hätte zu Ende sein können, ist kein Vergnügen. Der Welt fehlt ein Bismarck; wäre er noch am Leben, die hiesigen Dinge hätten ein anderes Aussehen.

25. Mai.

Der Kaiser telegraphierte mir heute, daß er die Zurückziehung des Panzergeschwaders, zu der ich meine Zustimmung gegeben hatte, befohlen habe. Über die eigentlichen Ursachen später mehr.[1]) Von mehreren Stellen in der Heimat ist seit Monaten daran gearbeitet worden, das Geschwader zurückzuholen, teils aus persönlichen, teils aus sonstigen kleinlichen Rücksichten; ob die Division hier gebraucht wurde, war den Herren gleichgültig. Der Kaiser hat immer an dem Standpunkt festgehalten, daß ich allein beurteilen könne, ob es Zeit zum Zurückrufen sei oder nicht.

Mit Berlin wird seit einigen Tagen lebhaft telegraphisch verhandelt über die Formation der hier zurückzulassenden Truppen und auch schon

[1]) Am 11. Mai telegraphierte der Kaiser an den Verfasser aus Straßburg: „Anfang Frühjahr angelegtes Kaisermanöver bei Danzig in Aussicht genommen. Dazu Mitwirkung Flotte im großen Stil: Landungsmanöver, Evolutionen usw. Brauche Panzerdivision dazu. Zar hat bereits für Flottenmanöver Erscheinen in Aussicht gestellt. Division würde im Laufe des Monats oder Ende Mai zurückmüssen. Können Sie dieselbe dann entlassen? Geschwaderausbildung hier wegen Unfällen und Schiffsmangels bisher ausgeschlossen. Gefahr für Herbstmanöver wenn Flotte nicht endlich wieder vereinigt."

über den Rücktransport. Ich bemühe mich, ganz zur Seite zu bleiben und nur den Standpunkt des Oberbefehlshabers zu wahren. Alle Einzelheiten sind Sache des Befehlshabers des deutschen Expeditionskorps,[1]) den ich übrigens um seine Aufgabe nicht beneide. Von rund 20 000 Mann wollen nur 3000 Mann freiwillig hier bleiben, was man den Leuten trotz ganz guter Bezahlung auch nicht verdenken kann.

26. Mai.

Wer der Ansicht ist, es geschähen keine Wunder mehr, der kann sich hier eines Besseren belehren. Die Diplomaten haben gestern drei Sitzungen gehabt! Sie sind nämlich aus der Heimat angewiesen worden, sich zu beeilen. — Ist es nötig gewesen, so lange zu säumen? Diese Friedensverhandlungen werden für alle Zeiten ein trauriges Bild diplomatischer Unfähigkeit, staatsmännischer Halbheit und Kurzsichtigkeit sein.

Bericht vom 27. Mai.

[. . .] Daß der Kaiserhof nach Peking zurückkehren könnte, solange die Hauptstadt von starken internationalen Truppen besetzt bleibt, ist nach meiner Ansicht ausgeschlossen. Solange er aber sich nicht hier befindet, solange er den verschiedensten, von hier aus unkontrollierbaren Einflüssen unterworfen ist, solange besteht nach meinem Dafürhalten eine wirkliche chinesische Regierung, auf welche einiger Verlaß ist, nicht. Ich glaube daher, daß eine Räumung von Peking, die die Rückkehr des Hofes sehr bald nach sich ziehen würde, von bestem Einflusse auf die Konsolidierung der chinesischen Verhältnisse sein müßte. Der Hof kann sich dem Einflusse der auf eine ansehnliche internationale Macht gestützten Gesandten nicht völlig entziehen. [. . .]

Tagebuch, 27. Mai.

Der Kaiser hat, wie ich gestern abend spät von Mumm erfuhr, den Mächten, deren Kontingente mir unterstellt waren, anzeigen lassen, er halte nunmehr, da große Operationen nicht mehr in Aussicht ständen, den Augenblick für gekommen, das Oberkommando zurückzurufen.

Das Panzergeschwader habe ich entlassen, es geht am 31. von Wusung ab.

29. Mai.

Seit der Mitteilung des Herrn v. Mumm am 26. abends habe ich über die Zurückziehung des Oberkommandos nichts weiter gehört, was

[1]) Generalleutnant v. Lessel.

mir nicht sehr freundlich scheint, da ich doch Reisevorbereitungen erst treffen kann, wenn ich einen Befehl zur Rückkehr habe. Seit gestern vormittag melden Reutertelegramme die Zurückziehung als Tatsache!

30. Mai.

Daß die Räumung beschlossen wurde und eigentlich auch schon begonnen hat, ehe die Art der Aufbringung der Entschädigungssumme geregelt ist, bedeutet einen Triumph für mich und Sieg über die Diplomaten. Auch der Reichskanzler hat sich fügen müssen. Ich glaube, daß viele mir dankbar sein werden, denn die endgültige Regelung dieser sehr schwierigen Frage kann Monate erfordern.

31. Mai.

Auch heute hat die Unsicherheit über mein Schicksal noch angehalten. Ich erhalte Privattelegramme aus Berlin, die meine Abberufung besprechen, Preßtelegramme melden sie, die hiesigen Diplomaten haben davon Kenntnis, es fühlt sich aber keine amtliche Stelle in Berlin veranlaßt, mir Nachricht zu geben. Wenn man glaubt, ich brauchte nur zur Eisenbahn zu fahren und einzusteigen, würde dies nur wiederum zeigen, wie wenig man die hiesigen Verhältnisse zu Hause übersieht.

Die Unterhandlungen über die Art der Aufbringung der Kriegskosten gehen ihren schleppenden Gang weiter. Die große Hitze wirkt weiter verzögernd, indem die Arbeitslust bei allen Beteiligten nachläßt. Der russische und amerikanische Gesandte sind mit ihren Familien bereits nach den Bergen gezogen, wo sie sich Tempel gemietet haben; sie lieben es nicht, oft zu den Verhandlungen nach Peking genötigt zu werden.

Vorher telegraphierte mir Mumm, daß er vom Reichskanzler den Befehl bekommen habe, der chinesischen Regierung mitzuteilen, ich sei abberufen. Damit ist meine Angelegenheit erledigt, ich kann aber nicht abreisen, ehe ich nicht vom Kaiser den Befehl dazu erhalten habe.

Bericht vom 1. Juni.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät wage ich es, nachdem Eure Majestät die Einstellung der Tätigkeit meines Oberkommandos zu befehlen geruht haben,[1]) über die Eindrücke, die ich in meinem nunmehr nahezu neunmonatlichen Aufenthalte in China gewonnen habe, alleruntertänigst Nachstehendes zu berichten.

Es scheint, daß am chinesischen Kaiserhofe allmählich die Richtung die Oberhand gewonnen hat, die das Heil sucht in baldigem Abschlusse des

---

[1]) Vgl. u. S. 143.

Friedens mit dem Willen, eine Reorganisation des Landes anzubahnen. Die überaus milden Friedensbedingungen haben hierzu wohl wesentlich beigetragen und die Hoffnung, daß die unter den Verbündeten an sich schon bestehenden Gegensätze und die mehrfach in Erscheinung getretenen Differenzen dazu führen könnten, noch bessere Bedingungen zu erreichen, in den Hintergrund treten lassen. Daß das Land die von den internationalen Mächten verlangte Kriegskostenentschädigung aufbringen kann, ohne sich zu erschöpfen, ist meine feste Überzeugung.

Was das Verhältnis Chinas zu den hier in Betracht kommenden Mächten anlangt, so glaube ich, daß Rußland als der weitaus gefährlichste Gegner betrachtet wird. Wenn Lihungtschang, der höchstwahrscheinlich von Rußland bestochen ist, einem Zusammengehen beider Mächte bisher das Wort geredet hat, so scheint hier doch eine Sinnesänderung sich vorzubereiten. Die Besetzung der Mandschurei wird von jedem einsichtigen Chinesen so angesehen, daß aus derselben allmählich eine Annexion folgen wird, aus der sich erhebliche Gefahren für die Dynastie, deren Ansehen durch die Ereignisse schon wesentlich gelitten hat, ergeben werden. Die Dynastie hat ihre Wurzeln in der Mandschurei. Die Gräber ihrer Vorfahren liegen in Mukden. Das mandschurische Element ist seit dem Ausgang der Mingdynastie das herrschende. Geht die Mandschurei endgültig verloren, so ist die Lebensfähigkeit der heutigen Dynastie in Frage gestellt, und regen sich nachweislich schon jetzt in manchen Teilen Chinas Stimmungen, die einer Dynastie chinesischen Ursprungs das Wort reden. Peking, nur 150 Kilometer von der mandschurischen Grenze gelegen, wird kaum als Hauptstadt haltbar sein, wenn es beharrlich als direkt von Rußland bedroht anzusehen ist. Man setzt die Hoffnung auf ein Bündnis Japans und Englands, das die völlige Annexion der Mandschurei verhindern würde, wie ja auch in Japan die Überzeugung sich Bahn zu brechen scheint, das Heil in einem friedlichen Zusammengehen mit China zu suchen. Amerika wünscht anscheinend nur seinen Handel mit China zu entwickeln, um seiner Industrie weite Absatzgebiete zu schaffen und hat sich bemüht, durch Hinwirken auf milde Friedensbedingungen ein freundschaftliches Verhältnis anzubahnen.

Die achtunggebietende Stellung, die seit dem Kriege 1861 England und Frankreich in Ostasien einnahmen, ist durch die Ereignisse des letzten Jahres nicht unwesentlich erschüttert. Das matte Verhalten der Kontingente beider Länder in Tschili ist bei ersterem auf die Überzeugung militärischer Schwäche, bei letzterem auf russischen Einfluß zurückgeführt worden.

Ebenso wie hier das Ansehen zurückgegangen ist, hat in verstärktem Maße das Deutschlands zugenommen, wie ja allen Orientalen nur die überlegene Macht und der Wille, sie auch anzuwenden, Eindruck macht.

Die Entfaltung so erheblicher Land- und Seestreitkräfte, deren vortreffliche Qualität von allen verbündeten Kontingenten anerkannt worden ist, das Erscheinen von Linienschiffen vor Nanking, die unablässige Tätigkeit der deutschen Truppen selbst während der strengsten Winterszeit, ihr stets energisches Anfassen, wo Berührungen, sei es mit Boxern, sei es mit chinesischen Truppen, gewesen sind, das Erscheinen deutscher Reiter in der Mongolei und tief in Schansi, die Überzeugung, daß, wenn nötig, eine starke Offensive nach Schansi hinein, vielleicht darüber hinaus ergriffen werden würde, haben einen erheblichen Eindruck in den Chinesen zurückgelassen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß das einzige Expeditionskorps, welches den Chinesen Sorge bereitet hat, das deutsche gewesen ist, und zweifle nicht daran, daß der Eindruck von längerer Dauer sein wird. Inwieweit derselbe politisch auszunutzen sein dürfte, um deutsche Wünsche, sei es in Eisenbahn- oder Bergwerkskonzessionen, sei es in Handelsvorteilen, zu befriedigen, ist nicht meines Amtes zu beurteilen. Ich glaube aber darauf hinweisen zu dürfen, daß im selben Maße, wie durch Eurer Majestät Initiative im Herausschicken der Land- und Seestreitkräfte und der Schaffung eines Armeeoberkommandos, das einem deutschen General hat übertragen werden können, das Ansehen des Deutschtums in Ostasien gestiegen ist, auch die Unternehmungslust des deutschen Kaufmanns wie des Industriellen im Wachsen begriffen ist.

Da in der Provinz Tschili die evangelischen Missionen erst seit wenigen Dezennien tätig sind, während die katholischen auf eine Arbeit von mehreren Jahrhunderten zurücksehen, ist naturgemäß die Mehrzahl der hier wohnenden Christen katholischer Konfession, sodaß, wo ich zugunsten chinesischer Christen und christlicher Missionen habe eingreifen können, dies zum weitaus größten Teile den Katholiken zustatten gekommen ist. Ich habe seitens der katholischen Bischöfe hierfür sehr vielen und herzlichen Dank geerntet und von ihnen das offene Bekenntnis der tiefen Enttäuschung darüber empfangen, daß seitens der französischen Truppen nur in so geringem Maße Unterstützung und Interesse zu finden gewesen ist. Nach Äußerungen des Bischofs Favier habe ich Grund zu glauben, daß Seine Heiligkeit der Papst von diesen Verhältnissen Kenntnis erhalten hat, und hoffe, daß die katholische Kirche auch an diesen Vorgängen erkennen wird, wie Eure Majestät, wenn es sich um Schutz von Christen handelt, ohne Ansehen der Konfession verfahren.

Bericht vom 2. Juni.

[...] Es deuten mancherlei Anzeichen darauf hin, daß die Rückkehr des kaiserlichen Hofes nach Peking ernsthaft ins Auge gefaßt wird, und zwar für den Monat September. Vorbedingung für die Rückkehr ist den Auf-

fassungen des chinesischen Volkes gegenüber die Räumung Pekings durch das Gros der internationalen Truppen. Wollte der Kaiser hier seinen Einzug quasi unter dem Schutze der fremden Truppen machen, so würde er nach chinesischer Auffassung „sein Gesicht verlieren", d. h. für alle Zeiten unmöglich werden. Ich zweifle nicht daran, daß noch Versuche gemacht werden, die Zahl der hier zum Schutze der Gesandtschaften zurückbleibenden Truppen zu reduzieren, weiß aber auch, daß bei festem Entgegentreten der Kaiser sich in das Unvermeidliche finden wird. Er kommt nicht in die Lage, in Anbetracht des verhältnismäßig engen Raumes, den das Gesandtschaftsquartier einnimmt, von den fremden Soldaten irgend etwas wahrzunehmen. [. . .] Ich halte die Anwesenheit des Kaisers auch für wünschenswert, um endlich mit dem noch immer innerhalb der Provinz Tschili sich regenden Boxerunwesen endgültig aufzuräumen.

Aus zuverlässigen Quellen erfahre ich, daß die russische Okkupation der Mandschurei mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die an sich schon unruhige und weit tatkräftigere Bevölkerung, als es die rein chinesische zu sein pflegt, ist durch das gewalttätige, mit nahezu unglaublichen Grausamkeiten verbundene Auftreten der Russen in hohem Grade erregt, und halten gut bewaffnete und meist berittene Trupps, oft Hunderte von Köpfen stark, die russischen Truppen beharrlich in Atem.

Tagebuch: An Bord der „Hertha" auf dem Wege von Taku nach Kobe,[1]) 5.—8. Juni.

In bezug auf meine Abberufung herrschte in Berlin augenscheinlich einige Unsicherheit. Telegramme des Reichskanzlers an den Gesandten, dann des Kriegsministers und Chefs des Generalstabes sprachen von Auflösung des Oberkommandos und Rückkehr nach der Heimat, ein überaus herzliches Telegramm des Kaisers Franz Joseph nahm die Tatsache an, die meisten Gesandten, also auch ihre Kontingentskommandeure, hatten Kenntnis, es fehlte nur der Befehl des Kaisers für mich. Das Telegramm an Mumm war wohl diplomatisch so gefaßt, daß daraus unter keinen Umständen mit Sicherheit zu ersehen war, was ich tun sollte. Am 2. abends kam dann ein Telegramm vom Grafen Schlieffen, nach dem der Kaiser es mir überließ, auf Grund meiner Kenntnis der Verhältnisse den Tag der Abreise zu bestimmen. Ich fuhr am 3. nach Tientsin. Am 4. erhielt ich dort noch ein Telegramm des Kaisers desselben Inhaltes. Ich war mir wohl bewußt, daß die Niederlegung des Oberbefehls und die Abreise ein wichtiger Akt waren, und daß ich eine große Verantwortung übernahm;

---

[1]) Der Verf. folgte der Einladung nach Japan. Vgl. den Bericht vom 24. Juni.

ich hatte mir aber alles in Ruhe überlegt und ließ es bei der Abreise. Von den einzelnen Kontingenten verabschiedete ich mich schriftlich und meldete telegraphisch die Niederlegung meines Kommandos den Kaisern von Rußland, von Österreich und von Japan, den Königen von England und Italien. Noch ehe das Telegramm nach Wien fort war, kam ein überaus herzliches vom Kaiser Franz Joseph mit Danksagung für die Fürsorge seinen Truppen gegenüber.

Es war mir gelungen, meine wirklich große Stellung bis zum Schluß nicht allein aufrechtzuerhalten, sondern sie noch nach zwei Richtungen hin zu heben, einmal dem diplomatischen Korps gegenüber, dem es anfangs meist etwas schwer wurde, sich meinem Einflusse zu fügen, und dann den Chinesen gegenüber, die vor mir nicht allein Furcht und Achtung hatten, sondern sogar gern mit mir verhandelten. Ich muß also wohl den richtigen Ton getroffen haben. Der Chinese, von Natur und Erziehung höflich, legt auf Formen großen Wert, ist aber grundfalsch und verlogen, von maßloser Überhebung, wenn man es ihm durchgehen läßt, und fügt sich nur der überlegenen Macht. Ich bin ausgesucht höflich gewesen, habe ihnen die denkbar größten Ehren (Empfänge, Ehrenwachen, Begleitungen usw.), auch bei privaten Wünschen viele Gefälligkeiten erwiesen, war aber geschäftlich rücksichtslos und mehrfach unbarmherzig streng. Ich weiß, daß sie mich, obwohl sie mich doch wahrlich nicht lieben können, jetzt ungern scheiden sehen.

Auf dem militärischen Gebiete lagen ja einige Klippen in meinem Wege, ich bin aber glücklich an ihnen vorübergekommen und scheide, ohne einen Ärger oder Rückschlag erlebt zu haben; zu hoher Befriedigung gereicht es mir, daß ich zwischen deutschem und französischem Kontingent ein gutes Verhältnis habe anbahnen und schließlich herstellen können. Selbst General Voyron, der über seine bei Sedan erhaltene Wunde und die Gefangenschaft nicht ganz fortgekommen war und gern seinen eigenen Weg ging, erkannte schließlich meine Autorität an, wurde allmählich ganz zutraulich und beim Abschiede wirklich warm. Die beiden Oberstleutnants, de Grandprey und Marchand, mit denen ich in Peking viel verkehrt hatte, nahmen am Tage vor meiner Abreise wirklich bewegt Abschied. Grandprey sagte mir: „Daß Ihr Kaiser Sie hergeschickt hat, war ein coup de maître; jeder Franzose hier hätte es sich zu hoher Ehre angerechnet, unter Ihrem Befehl zu fechten. Die Verehrung für Sie ist gradatim gestiegen; wir sind Ihnen alle dankbar für Ihr unbefangenes und loyales Entgegenkommen, Sie werden ja auch an den Gesichtern unserer Leute erkannt haben, wie gern man Sie hat.“ Marchand erklärte: „Sie wissen wahrscheinlich noch nicht, was Sie mit uns hier gemacht haben. Sie haben Vorurteil und Empfindlichkeiten beseitigt, die noch recht fest saßen, und haben eine Brücke

geschlagen, die jeder vernünftige Franzose gern betritt. Ich bin überzeugt, daß China einen neuen Abschnitt im Verhältnis unserer beiden Länder zueinander bedeutet, und das haben Sie allein zuwege gebracht." Nun weiß ich ganz genau, daß das, was hier sich zwischen uns und den Franzosen entwickelt hat, die französische Politik nicht ohne weiteres beeinflussen wird, und daß aus irgendeinem Anlaß in Paris das Revanchegeschrei schnell wieder erschallen kann, bin aber überzeugt, daß das Zusammenleben hier ganz ohne gute Wirkungen nicht bleiben wird.

Mit den Engländern bin ich ja recht gut ausgekommen, habe aber doch zuviel Einblicke in die englische Politik tun können, um hier Sympathien für England zu gewinnen. Daß die Engländer von einem nach ihrem totalen Niederbruch in Südafrika nicht mehr recht begründeten starken Selbstbewußtsein erfüllt sind, kann man schließlich nicht tadeln, ihr unbedingtes Zusammenhalten untereinander muß man sogar loben. Aber sie stoßen ab durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie überall da auftreten, wo sie glauben, damit durchkommen zu können, durch die Dreistigkeit, mit der sie lügen, und durch eine widerwärtige Heuchelei. Die Welt hat dies ja endlich deutlich beim südafrikanischen Kriege erkannt, als man englischerseits die Legende von dem edelmütigen Eintreten für die Rechte der Uitländer, des Auswurfs aller Nationen, verbreitete. Ich habe hier auf chinesischem Boden in zahlreichen Fällen die Probe aufs Exempel machen können. Ein andermal mehr darüber.[1]) Daß in letzter Zeit in Berlin ein besseres Verhältnis zu Rußland angestrebt wurde, war hier sogleich am Benehmen und einzelnen Maßregeln der Engländer zu bemerken; die Überzeugung, daß ich infolgedessen in letzter Stunde mit ihnen noch zu einem Konflikt kommen würde, den man wohl besser vermied, war ein Grund mehr, meine Anwesenheit hier nicht zu verlängern.

Eine etwas schwierige Operation wird die Räumung Pekings sein, weil sie auf der einen nur eingleisigen und mit Material knapp ausgerüsteten Bahn geschehen muß. Gerade bei dieser Gelegenheit waren Differenzen zwischen mir und den Generalen wahrscheinlich, da diese vermutlich die Neigung gehabt hätten, sich meinem Einfluß mehr und mehr zu entziehen und sich immer damit ausreden konnten, durch Befehle für die Einschiffung gebunden zu sein. Es liegt aber in unserem und namentlich im kaiserlichen Interesse, daß die Welt sagen muß, das deutsche Oberkommando hat hier gut abgeschnitten. Ich sehe darin einen weiteren Grund fortzugehen, bevor sich noch Schwierigkeiten herausstellen.

Für den 3. Juni früh 8 Uhr 45 war ein Extrazug für mich bereitgestellt. Um 7 Uhr 30 verließ ich den Winterpalast, sah zunächst die vor dem Ein-

[1]) Vgl. „Preußische Jahrbücher" 1923, Märzheft S. 287 ff.

gang angetretenen Mannschaften des Oberkommandos und dann die Garnison des Palastes, das 1. Bataillon des 1. Regiments, die Jägerkompagnie und die 2. Eskadron des Reiterregiments, die am Ostufer des Lotossees aufgestellt war, einige Abschiedsworte an sie richtend. Dann setzte sich der recht stattliche Zug in Bewegung. Voran eine Eskadron Bengal Lancers, dann unmittelbar vor meinem Wagen Graf Eulenburg mit der Kavallerie-Stabswache, die in ihren neuen Anzügen auf ihren wirklich schönen Pferden vortrefflich aussah; die Leute hatten sich als hervorragend tüchtig bewährt. Neben meinem Wagen ritt der Eskadronchef der Bengal Lancers, dicht dahinter eine Anzahl Offiziere meines Stabes; im Wagen, der mit meinen bildschönen Füchsen bespannt war, saß neben mir General Gayl, hinter dem Wagen folgte die 2. Eskadron des Reiterregiments, eine Eskadron, die Leistungen hinter sich hat, wie sie die Geschichte wohl selten aufweist. Zuerst ging es durch die zum deutschen Quartier gehörige Feldmarschallstraße, in der unser Polizeioffizier, der sehr geschickte Leutnant v. Jena, die gesamten Hausbewohner aufgestellt hatte und Hurra schreien ließ (es ging so gut, daß es gründlich eingeübt sein mußte), dann durch die Verbotene Stadt und die drei schönen Tore und schließlich in gerader Richtung durch die Kaiserstraße, die Walderseestraße schneidend, nach dem großen Platz am Himmelstempel, auf dem der Bahnhof liegt. Hier stieg ich zu Pferde, ritt zunächst ein japanisches Bataillon und eine Eskadron sowie drei italienische Kompagnien ab und wandte mich zur deutschen Garnison, die in Paradeaufstellung mich erwartete. Nach Abreiten der Front verabschiedete ich mich von den Truppen; es ging dann zum Bahnhof, wo eine deutsche und eine indische Kompagnie standen. Das gesamte diplomatische Korps, das ganze deutsche Offizierkorps und der größte Teil des englischen, japanischen und italienischen und österreichischen sowie eine Anzahl französischer und russischer Offiziere waren anwesend, auch der alte Sir Robert Hart und einige Diplomatendamen; von Chinesen der Unterhändler Dschofu, Vertreter von Li und Tsching nebst einigen anderen. Es war nicht ganz leicht, von allen Abschied zu nehmen; ich bekam noch manch herzliches und freundliches Wort zu hören. Als sich der Zug langsam in Bewegung setzte, präsentierten die Ehrenwachen und schoß eine japanische Batterie den Salut, General Trotha[1]) brachte, auf dem rechten Flügel stehend, ein Hurra aus, während General Gaselee mit dem versammelten englischen Offizierkorps auf dem linken Flügel ein Hep hep Hurra anstimmte. Dann ging es durch die Bresche der Stadtmauer, und Peking lag hinter mir!

Bis Tientsin, wo ich um 2 Uhr eintraf, regnete es unaufhörlich, man sah schon von der Bahn aus, wie schnell der Boden hier aufweicht. Auf allen

---

[1]) Kommandeur der 1. Ostasiatischen Infanteriebrigade.

Stationen standen indische Ehrenwachen. In Tientsin großer Empfang mit deutschen, englischen und französischen Kompagnien und der Generalität. Es herrschte einige Erregung, da abends zuvor eine englische Polizeipatrouille auf französische und deutsche Soldaten geschossen und drei Franzosen getötet, fünf Franzosen, drei Deutsche verwundet hatte. General Voyron bat mich, das Amt des Schiedsrichters zu übernehmen. Er erklärte mir auf meine Einwendung, daß ich eigentlich hier nichts mehr zu sagen hätte: „Sie genießen hier eine so unbedingte Autorität, daß wir uns alle fügen. Sie allein können diese sehr unangenehme Sache zu einem guten Ende bringen." Ich habe mich gründlich informiert, und es gelang, in längeren Unterhaltungen mit den Generalen Voyron und Campbell, zu einem beide Teile befriedigenden Abschluß zu kommen, sodaß ich in meinen Reisedispositionen nichts zu ändern brauchte.

Im vorliegenden Fall haben die Franzosen den Streit provoziert[1]) und deutsche Soldaten sich ihnen angeschlossen; sie sind also im Unrecht. Daß die Engländer aber in einer so brutalen Weise von den Schußwaffen Gebrauch machten, ist eine Schmach; sie haben einfach in die Massen hineingefeuert und natürlich nur Unschuldige getroffen. Überhaupt verstanden es die Engländer, sich bei allen Kontingenten verhaßt zu machen; die üble Stimmung gegen sie steigerte sich noch, seit sie ein Bataillon Welsh Fuseliers aus Hongkong herangezogen haben. Ich entsinne mich nicht, daß mir je eine Truppe in Aussehen und Haltung so mißfallen hätte wie diese. Sie besteht augenscheinlich aus dem Abschaum englischer Bevölkerung, hat sich durch freches Auftreten sofort mißliebig gemacht und dazu beigetragen, daß die deutschen Soldaten noch mehr mit den französischen zusammenhalten als bisher. Ich hoffe, daß es bei uns gelingt, die Gemüter zu beruhigen und durch strenge Disziplin Wiederholungen zu verhindern, bezweifle das aber hinsichtlich der Franzosen. Sie sind lebhafter und bei weitem nicht so in der Hand ihrer Offiziere. Voyron will seinen Leuten den Eintritt in die englische Konzession verbieten, und die Welsh Fuseliers wird man möglichst wenig ausgehen lassen. Sollten sich die Rotröcke außerhalb ihrer Konzession bei Abend zeigen, so fürchte ich, daß sie von den Franzosen angefallen werden. Auch diese Vorgänge lassen erkennen, daß es hohe Zeit ist, die Verbündeten nach Hause zu schaffen.

Am 4. früh nahm ich an dem Begräbnis der französischen Soldaten teil, zu dem auch General Lessel erschien und deutsche Deputationen geschickt hatte. Voyron war sichtlich gerührt und dankbar. Um 11 Uhr zum Bahnhof. Am rechten Peihoufer erwartete mich eine französische Ehrenkompagnie, deren Front ich unter den Klängen von „Heil Dir im Sieger-

[1]) Vgl. o. S. 111 f.

kranz" abschritt. Da alle Plätze grundlos waren, hatte ich die deutschen Truppen auf einem leidlich festen Platz in der Nähe des Bahnhofes aufstellen lassen und nahm dort von ihnen Abschied, während auf dem Bahnhof selbst je eine indische und japanische Kompagnie und ein Zug Bersaglieri standen. Die Generalität war anwesend und das gesamte französische Offizierkorps.

Voyron wurde ganz warm, dankte mir in wirklich herzlichen Worten und versicherte, die gemeinsam verlebte Zeit und mein Verhalten gegen ihn und seine Truppen nie vergessen zu wollen. Um 11 Uhr 30 ging es fort, um 1 Uhr 30 traf ich in Tongku ein, wo auf dem Bahnhofe, da hier auch Russen lagen, Truppen aller Mächte aufgestellt waren. Am Kai spielte, während unser Gepäck auf den Dampfer gebracht wurde, ein deutsches und ein vom General Jamagutschi von Peking hergesandtes japanisches Musikkorps, und um 2 Uhr ging es unter dem Hurra vieler Hundert am Kai stehender Soldaten und der Mannschaft des in der Nähe liegenden „Luchs" zur Reede hinaus, wo das Salutschießen der dort ankernden Kriegsschiffe begann. Die Taku-Reede zeigte sich wieder in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Der Hafenkapitän in Tongku hielt sich sogar verpflichtet, mir von der Fahrt zur „Hertha" abzuraten. Um 5 Uhr kam ich glücklich an Bord, sehr zufrieden, nun einige ruhige Tage vor mir zu sehen. Wilberg habe ich als Winterarbeit gegeben: „Betrachtungen über die wahrscheinlichen Wirkungen zahlloser Ehrenwachen, Eskorten und Salutschüsse auf den menschlichen Charakter."

Um 5 Uhr 30 waren die Anker aufgewunden. Bald schwand der letzte Rest der chinesischen Küste meinen Augen, die das Land, indem ich volle neun Monate geweilt und gewirkt habe, wohl nie wiedersehen werden. Überdenke ich diese Zeit, so muß ich dankerfüllt sein gegen den Allmächtigen, der mich gesund erhielt und vor Unglücksfällen bewahrte, der mir manches hat gelingen lassen und mich vor großen Unannehmlichkeiten behütete. Als ich hinausging, lag eine unberechenbare Zukunft vor mir, nun kann ich befriedigt die Heimreise antreten.

Öfter bin ich von Hause gefragt worden, warum ich so wenige Berichte sende und die Presse, die ein Recht auf Nachrichten beansprucht, hat vielfach Ähnliches behauptet. Ich habe nun mit jeder Post, die abging, an den Kaiser berichtet, mehr ist doch nicht möglich, es müßten denn seitens der Presse eigene Preßschiffe angeschafft werden. Außerdem habe ich es an Telegrammen nicht fehlen lassen; das letzte aus Tongku an den Kaiser abgegangene trug die Nummer 251. Während es 1870 oft hieß: „Nichts Neues vor Paris. Podbielski," habe ich fast täglich Neues gemeldet. Und da gibt es Journalisten, die behaupten, damals wäre man mit Nachrichten viel reichlicher versorgt gewesen.

Bericht vom 11. Juni (Tokio).

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät habe ich in den Telegrammen Nr. 234 und 242 vom 19. und 25. Mai den alleruntertänigsten Vorschlag unterbreitet, die Garnison von Schanghai an Infanterie zu verdoppeln und durch eine Gebirgsbatterie zu verstärken. (Letzteres liegt darin begründet, daß in der weiteren Umgebung von Schanghai Wege für die Spurweite von Feldgeschützen überhaupt nicht vorhanden sind.) Ich war sehr glücklich, Eurer Majestät Zustimmung zu erhalten. Mein Vorschlag ist gemacht worden auf Grund reiflicher Überlegung und auch nach Besprechung sowohl mit Eurer Majestät Gesandten, Herrn v. Mumm, als mit Vizeadmiral Bendemann.

Ich weiß sehr wohl, daß England diese Vermehrung der deutschen Truppenstärken, deren gänzliche Zurückziehung es erhofft zu haben scheint, nicht gern sieht, meine aber, daß gerade hierin ein Fingerzeig liegt, daran festzuhalten. So lange Frankreich und Japan weiter noch Truppen in Schanghai belassen — und ich habe Grund anzunehmen, daß sie dies zu tun beabsichtigen —, vermag ich die Gefahr einer Verschärfung unseres Verhältnisses zu England nicht zu erblicken. Es wird eben England von der Mehrzahl der Mächte — ich möchte in diesem Falle Amerika und Rußland ihnen auch zurechnen — gezeigt, daß der Jangtse offen für alle Nationen bleiben muß. Ich würde eine Zurückziehung der deutschen Streitkräfte von Schanghai nach völlig abgeschlossenem Frieden erst dann für ratsam halten, wenn auch England seine Truppen von dort zurückzieht. Bliebe England allein mit seinen immerhin starken Kräften (eine Brigade) in Schanghai stehen, so würde es im Verein mit seinen allmählich vermehrten Seestreitkräften in Ostasien leicht einen dominierenden Einfluß auf die beiden Jangtse-Vizekönige, mit denen es vielfach in vertraulichen Unterhandlungen gestanden hat, ausüben können.

Vor völligem Friedensschluß und Herstellung einigermaßen geordneter Zustände in China halte ich die Belassung ansehnlicher deutscher Seestreitkräfte auf der ostasiatischen Station für dringend nötig, und dürften dauernd einige Schiffe auf der Wusungreede und im Jangtse sehr wünschenswert sein. Die Reduktion des deutschen Kreuzergeschwaders auf vier große Kreuzer möchte ich als die mindeste Ziffer bezeichnen und wage es Eurer Majestät allergnädigstem Ermessen anheimzugeben, ob nicht eine Vermehrung bis zu sechs großen Kreuzern zu ermöglichen sein würde.

Bericht vom 12. Juni (Tokio).

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät bitte ich [. . .] zu gestatten, daß ich meinen durch das Telegramm Nr. 244 vom 27. Mai Eurer Majestät

vorgelegten und als dringend wünschenswert bezeichneten Vorschlag der längeren Belassung einer internationalen Verwaltung für Tientsin und dessen weitere Umgebung noch einmal näher begründe, nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß die Mehrzahl der Pekinger Diplomaten sich in Widerspruch zu meiner Auffassung gesetzt hat. Ich gehe davon aus, daß diese Verwaltung, die bisher unter dem Namen Gouvernement provisoire funktioniert hat, unbedingt bestehen bleiben muß, solange das Stadium der Besetzthaltung Tientsins durch 6000 Mann internationaler Truppen anhalten wird. Es wäre geradezu eine Ungeheuerlichkeit, wenn diese Truppen in irgendwelche Abhängigkeit von den Launen eines chinesischen Mandarins gebracht werden sollten. Die Folge davon müßte eine endlose Reihe von Differenzen sein, deren Austrag Sache des diplomatischen Korps in Peking wäre, und dieses würde sich damit eine Arbeitslast aufbürden, von der es bisher noch keinen rechten Begriff zu haben scheint. Daß ich im Prinzip mit meinem Vorschlage recht habe, wird in etwas wohl dadurch belegt, daß die Befehlshaber der verbündeten Kontingente einmütig meiner Ansicht waren, und daß ferner die Haager Konferenz im Jahre 1899 den Grundsatz aufgestellt hat, daß bei einer Okkupation feindlichen Gebiets die Verwaltung in militärische Kontrolle übergehen müsse. Bei der Wichtigkeit, welche die Verbindung Tientsins mit der See für die Mächte hat, habe ich mit Vorbedacht schon bei Beginn des Winters einen weiten Landstrich der weiteren Umgebung von Tientsin und speziell längs des Laufs des Peiho bis zu seiner Mündung dem Gouvernement provisoire unterstellt, und wird diese Maßregel jetzt noch dadurch besonders gerechtfertigt, daß in diesem Raume zwei französische Eisenbahnetappen und unmittelbar längs des Peihoufers Etappenkommandos, Magazine usw. sämtlicher verbündeter Nationen liegen, die ohne militärische Verwaltung des Gebietes in Abhängigkeit von chinesischen Beamten geraten würden. Die für die Sicherheit Pekings ebenso wie für die Handelsentwicklung Tientsins so notwendige Regulierung des Peiho, die ich habe in Angriff nehmen lassen, dürfte sofort ins Stocken geraten und vielleicht niemals zur Ausführung kommen, wenn chinesischer Einfluß wieder maßgebend würde. Ich halte diese Frage für so wichtig, daß sie meiner Ansicht nach allein schon der Einrichtung der provisorischen Regierung wert ist.

Sorgfältige Beobachtungen haben mir die Überzeugung gegeben, daß die Abneigung eines Teils des diplomatischen Korps in Peking gegen die provisorische Regierung auf einem Nachgeben gegen die Wünsche des Konsularkorps in Tientsin beruht. Dieses Korps, unter Führung des sehr eitlen französischen Generalkonsuls,[1]) ist nicht weniger von der Bedeutung seiner Stellung erfüllt, als man es häufig auch anderswo im Auslande

[1]) Du Chaylard.

findet. Es ist auf gesellschaftlichem Boden mit Mitgliedern der provisorischen Regierung in Kollisionen gekommen, für die wohl in Rangverhältnissen der wesentliche Grund zu suchen ist, und die in Form von Klagen bei den Gesandten in Peking Eingang gefunden haben. Ich bin mit Eurer Majestät Gesandten, Herrn v. Mumm, der Ansicht, daß dergleichen Reibungen nicht wert sind allzu ernst genommen zu werden und, sofern sie nicht zu offenen Konflikten führen, am besten unbeachtet bleiben. Rein geschäftlich können beide streitigen Parteien friedlich nebeneinander wirken, denn die Tätigkeit des Konsularkorps liegt in den europäischen Settlements, die der provisorischen Regierung in der Chinesenstadt Tientsin. Daß beide ihren Wohnsitz im europäischen Settlement haben, hat das Entstehen von Reibungen erleichtert.

Seitens des englischen Gesandten, Herrn Satow, liegt die Abneigung gegen die provisorische Regierung, abgesehen von seiner ganz bureaukratischen, für alles, über das Maß des rein Reglementarischen Hinausgehende nicht fähigen Auffassung darin, daß der Vorsitz infolge der Rangverhältnisse einem Russen zugefallen ist, und zwar dem General Wojak, eine für jeden guten Engländer verabscheuungswürdige Persönlichkeit. Nach meinen Eindrücken ist dieser General ein kluger und erfahrener Mann, der seinen Vorsitz in geschickter Weise geführt hat. Wie es scheint, ist er für eine andere Verwendung in Rußland bestimmt, und würde alsdann es unschwer zu erreichen sein, den Vorsitz einer anderen Macht zuzuweisen.

Bericht vom 14. Juni (Tokio).

Nachdem Eure Kaiserliche und Königliche Majestät mit dem Verlassen von Tschili mich von dem Kommando über die internationalen Truppen allergnädigst entbunden haben, wage ich es, Eurer Majestät nachstehend einige Eindrücke zu unterbreiten, die mir von meiner Tätigkeit zurückgeblieben sind.

1. Das Ansehen Deutschlands ist in Ostasien fraglos gestiegen und in gleichem Maße das Englands heruntergegangen. Die Ursache zu letzterem liegt in dem matten Auftreten in Tschili und in dem allzu deutlich und allmählich steigend hervorgetretenen und von allen übrigen bespöttelten Bestreben, sich die Gunst Amerikas und Japans zu verschaffen. Wenn China auch naturgemäß die russische Macht, mit der es auf mehrere tausend Kilometer grenzt, am meisten fürchtet, so hat das Erscheinen so starker deutscher Land- und Seestreitkräfte in Ostasien und das tätige und energische Verhalten derselben China doch den Eindruck gegeben, daß Deutschland nicht allein stark auftreten kann, sondern auch jederzeit bereit sein wird, seine Kräfte mit aller Energie einzusetzen. Ich glaube es ohne Überhebung sagen zu

können, daß allein das Auftreten der deutschen Truppen und die Überzeugung der chinesischen Machthaber, daß nötigenfalls jederzeit kräftige und weit ausholende Schläge in Aussicht ständen, den Chinesen Achtung eingeflößt haben. Auch das Auftreten der französischen Truppen, das, wie den Chinesen bekannt geworden sein dürfte, im wesentlichen von russischem Einfluß abhing, war nicht dazu angetan, sich Respekt zu verschaffen. Daß die verbündeten Mächte, wenn auch Frankreich und Amerika nur unter gewissen Klauseln, sich einem deutschen Oberkommando untergeordnet haben, hat für Deutschlands Ansehen in ganz Ostasien hervorragenden, in der übrigen Welt immerhin doch einigen Eindruck gemacht. Sache deutscher Unternehmungslust und deutschen Kapitals wird es sein, in Ostasien diese höchst günstige Konjunktur, die Eure Majestät herbeigeführt haben, auszunutzen.

2. Das fast dreivierteljährige Zusammenleben deutscher Truppen mit den verbündeten Kontingenten und das gegenseitige Bekanntwerden hat nach meiner festen Überzeugung dem deutschen Ansehen gedient. Es sind mancherlei Vorurteile gegen Deutschland geschwunden, und ist die Tüchtigkeit und — im großen und ganzen — die Überlegenheit der deutschen Truppen von allen anerkannt worden, natürlich in verschiedenen Abstufungen, meist nur mittelbar, aber oft auch direkt und offen.

Am bemerkenswertesten dürfte dies in bezug auf die Franzosen sein. Zahlreiche französische Offiziere, und mit der Länge des Zusammenlebens in steigender Wärme, haben ihre Anerkennung der deutschen Tüchtigkeit ausgesprochen und ebenso der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß in der französischen Armee der Revanchegedanke stark im Zurückgehen begriffen sei, und daß eine der Wirkungen des Zusammenlebens in China die sein würde, dies noch wesentlich zu fördern. Von einem Groll oder tiefer Abneigung gegen Deutschland seitens der französischen Armee wäre, wenn von einer Anzahl älterer Herren abgesehen würde, kaum noch die Rede, während ein entschiedener Haß gegen England und die englische Armee sich entwickelt hätte, ebenso wie im französischen Offizierkorps wirkliche Sympathien für russisches Wesen und für die russische Armee kaum vorhanden seien.

3. Die Schaffung eines deutschen Expeditionskorps, in dem alle deutschen Staaten nach ihrer Bevölkerungsziffer vertreten waren, bei dem in allen Truppenteilen Offiziere und Mannschaften der verschiedenen Kontingente, zu Verbänden vereint, ein volles Jahr hindurch miteinander gelebt haben und militärisch verwandt worden sind, kann nicht ohne nachhaltige Wirkung auf die Entwicklung eines kräftigen allgemein deutschen Gefühls innerhalb der ganzen Nation bleiben, sodaß die Expedition nach Ostasien auch für Deutschlands innere Entwicklung von glücklichem Einfluß sein dürfte.

4. Die Expedition nach Ostasien hat sowohl für die Armee, wie für die Marine eine weitgehende Bedeutung in der Sammlung reicher Erfahrungen in bezug auf Einschiffung größerer Truppenverbände, deren Verschiffung auf weite Entfernung und Ausschiffung unter denkbar schwierigsten Verhältnissen gehabt, und hat die Armee sehr schätzbare Erfahrungen sammeln lassen über Ausrüstung, Bekleidung, Ernährung, Transportwesen usw. auf einem Kriegsschauplatze, der in seinen klimatischen und Bodenverhältnissen wesentlich andere Bedingungen zur Darstellung gebracht hat, als sie auf europäischen Kriegsschauplätzen vorliegen. Bei dem voraussichtlich weiteren Fortschreiten unserer Kolonialpolitik möchte ich daher glauben, daß die ostasiatische Expedition, von der ich auch noch erwähnen möchte, daß ein Zusammenwirken von Armee und Marine in glücklichster Weise durchgeführt worden ist, von großer Bedeutung für Deutschlands weitere Entwicklung sein wird. Daß der Gesichtskreis mehrerer hundert Offiziere der Landarmee durch alles, was sie zu sehen und zu erleben Gelegenheit gehabt haben, eine erhebliche Erweiterung erfahren haben muß, bin ich geneigt, für einen weiteren, immerhin beachtenswerten Erfolg zu halten.

Bericht vom 21. Juni (Nagasaki).

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät berichte ich über die während meines Aufenthaltes in Japan gewonnenen Eindrücke alleruntertänigst das Folgende:

Nachdem die Russen die Mandschurei besetzt und sich augenscheinlich zu dauerndem Verbleiben dort eingerichtet haben, ist die öffentliche Meinung in Japan in hohem Maße durch dieses Vorgehen erregt. Ich habe Gelegenheit gehabt, sowohl mit dem japanischen Ministerpräsidenten[1]), wie mit dem Kriegsminister,[2]) verschiedenen der höchstgestellten Offiziere und auch mit dem früheren Gesandten in Berlin, Graf Aoki, längere Gespräche zu führen und habe den Eindruck, daß alle davon durchdrungen sind, sich vor schwierigen und weittragenden Entscheidungen zu finden. Die augenblicklich sehr gespannte finanzielle Lage Japans ist wohl die Hauptursache, welche hindert, schon jetzt zu großen Entschlüssen zu kommen. Man ist sich aber klar, daß, wenn man wartet, bis Rußland die transsibirische Bahn völlig im Betriebe hat, der geeignete Zeitpunkt für Japan, den Kampf aufzunehmen, verpaßt sein dürfte. Nicht nur würde alsdann China sich der überlegenen Macht Rußlands beugen, sondern auch Japan allein nicht mehr imstande sein, den Kampf gegen Rußland zu führen. Daß, wie die Sachen jetzt liegen, Japan, wenn es mit Rußland allein ge-

---

[1]) Vicomte Katsura. (Seit dem 3. Juni).

[2]) Baron Kodama.

lassen wird, den Kampf aufnehmen kann, davon sind die einsichtigen Kreise in Japan überzeugt. Sie sind neuerdings beunruhigt worden durch den Besuch des Herrn Delcassé in Petersburg, der, wie sie wohl irrtümlich argwöhnen, zu einem Bündnisvertrage zwischen Rußland und Frankreich in der ostasiatischen Frage geführt haben könne.

Die Verstimmung, welche seit dem japanisch-chinesischen Kriege gegen Deutschland geherrscht hatte,[1]) ist allmählich einer anderen Auffassung gewichen. Man sagt sich, daß damals wichtige politische Rücksichten, die man nicht hat übersehen können, auf Deutschland eingewirkt haben müssen, daß aber inzwischen andere Verhältnisse eingetreten seien. Es ist mir allerseits versichert worden und hat auch in verschiedenen Preßartikeln Ausdruck gefunden, daß das vollste Vertrauen zu Deutschlands wohlwollender Haltung bestehe, und daß die Wünsche Japans sich dahin zusammenfassen ließen, daß Deutschland bei einem etwaigen japanisch-russischen Kriege die Neutralität bewahren werde.

Ich hatte Gelegenheit zu längeren Unterhaltungen mit dem russischen Gesandten in Tokio, dem sehr klugen Herrn Iswolski, und muß es als bemerkenswert hervorheben, bei diesem sorgsamen Beobachter eine sehr besorgte Stimmung gefunden zu haben. Er sagte mir, mit den alten japanischen Staatsmännern sei noch leidlich gut auszukommen. Es sei aber eine neue Generation herangewachsen, der die Erfolge der Neuzeit in den Kopf gestiegen seien und die zum Teil sogar von Größenwahn befallen wäre. Einzelne verfolgten offen den Traum der großen Zukunft der gelben Rasse.

Was die rein militärische Frage anlangt, so bin ich überzeugt, daß Japan, wenn es die nötigen Geldmittel aufbringt, gegenwärtig vollkommen in der Lage ist, Rußland empfindliche Schläge beizubringen, Schläge, die nicht ohne erheblichen Einfluß auf die zukünftige Haltung Chinas Rußland gegenüber sein würden. Abgesehen von der unbedingten Überlegenheit der japanischen Flotte über die russische, halte ich die Japaner auch im Landkrieg für den Russen durchaus ebenbürtige Gegner, die den gewaltigen Vorteil auf ihrer Seite haben, nahe an ihrer Basis den Kampf zu führen. Ein neukonstruiertes Schnellfeuerfeldgeschütz würde, wenn eine gewisse Unvollkommenheit an der Geschoßkonstruktion beseitigt sein wird, auf dem

---

[1]) Wegen des Einspruchs, den das Deutsche Reich (gemeinsam mit Frankreich und Rußland) gegen den Frieden von Schimonoseki erhob. O. Franke, Die Großmächte in Ostasien von 1894—1914, S. 86 ff., wendet sich mit überzeugenden Gründen gegen die verbreitete Auffassung, nach welcher der deutsche Einspruch die dauernde Feindschaft Japans zur Folge gehabt habe, Franke weist den Einfluß englischer Propaganda auf die Entstehung jener Auffassung nach und zeigt, in Übereinstimmung mit dem im Text Gesagten, daß die wirkliche Entfremdung Japans von Deutschland erst seit 1902 datiert.

Gebiete der Feldartillerie den Japanern sogar eine unbedingte Überlegenheit sichern.

Abgesehen von der Mandschurei spielt auch die Zukunft Koreas in dem Verhältnis beider Mächte eine große Rolle.

Die Ansicht der Japaner, der man eine gewisse Berechtigung wohl nicht absprechen kann, geht dahin, daß Japan und Korea nicht bloß ethnographisch und religiös nahe verwandt, sondern auch geographisch und volkswirtschaftlich aufeinander angewiesen sind. Die erheblich steigende Bevölkerung Japans braucht zu ihrer Ernährung starke Zufuhr von außen und würde sie am leichtesten finden, wenn Korea, wo weite Strecken fruchtbaren Bodens noch nahezu unkultiviert sind, durch eine dorthin geleitete japanische Auswanderung für Japan nutzbar gemacht werden könnte.

Wenn auch Rußland eine teilweise Besitznahme Koreas durch Japan vielleicht zuließe, so würde es in eine völlige Annexion unter keinen Umständen willigen. Es behauptet, zwischen Wladiwostok und Port Arthur unbedingt ein festes Verbindungsglied sich schaffen zu müssen und sieht es in Masampo, das sich zu einem großartigen Kriegshafen vortrefflich eignet.[1]) Mit derselben Energie, mit der Rußland die Notwendigkeit des Besitzes von Masampo verfolgt, wird Japan sich dagegen auflehnen, und es ist mir von zuständiger Seite versichert worden, daß die Besitznahme und Befestigung Masampos durch Rußland von Japan durch die Kriegserklärung beantwortet werden würde.

Da beiden Auffassungen vom Standpunkt des einzelnen eine gewisse Berechtigung wohl nicht abzusprechen ist, scheint mir hier ein Punkt zu liegen, der schnell zu einer ernsten Entscheidung führen könnte, wenn solche von einem der beiden Teile gewünscht würde. Nach meinem Dafürhalten wird es tatsächlich für Japan eine Unmöglichkeit sein, unmittelbar seiner Küste gegenüber einen russischen Kriegshafen zu dulden, und glaube ich viel eher, daß Rußland, ohne seine Interessen stark zu schädigen, auf die Verbindung zwischen Wladiwostok und Port Arthur verzichten könnte. Durch den Besitz der Eisenbahn Tschita—Kirin—Dalnij (ungefähr 45 Kilometer nordöstlich Port Arthur, welches ausschließlich Kriegshafen bleiben soll) findet das große Unternehmen der transsibirischen Eisenbahn seinen richtigen Endpunkt am Chinesischen Meere. Man ist auch bemüht, unter Aufbietung gewaltiger Mittel Dalnij zu einem großartigen Handelshafen auszubauen, der notwendigerweise die Bedeutung von Wladiwostok als solchem außerordentlich reduzieren wird.

---

[1]) An der Südostecke Koreas. Hier hatte der russische Gesandte in Söul, Pawlow, schon im März 1900 ein Gelände zur Anlegung einer Flottenstation von der koreanischen Regierung gepachtet, vgl. O. Franke, a. a. O., S. 222.

Wegen der hohen Bedeutung, welche der Gang der Dinge in Ostasien für absehbare Zeit behalten wird, scheint es mir erwünscht, wenn ebenso wie jetzt schon in Peking, so auch in Tokio die Entwicklung der militärischen Verhältnisse durch einen älteren Offizier verfolgt wird, und wollen Eure Majestät aus diesem Grunde mir allergnädigst gestatten, Eurer Majestät Blicke auf die Schaffung der Stelle eines Marineattachés bei der dortigen Gesandtschaft zu lenken.

Bericht vom 22. Juni (Nagasaki).

[...] Bei den vielen Unterhaltungen, die ich in China mit Russen gehabt habe, bin ich ausnahmslos der Auffassung begegnet, daß man russischerseits China als in vollem Verfalle betrachtet und überzeugt ist, daß auch nach etwaigem formellen Friedensschlusse das Land nicht zur Ruhe kommen, sondern ein anarchischer Zustand Platz greifen wird. Aus der Einmütigkeit der Auffassung, die namentlich seit der Anwesenheit des Fürsten Uchtomski in Peking mir gegenüber deutlich hervorgetreten ist, habe ich den Eindruck gewonnen, daß hier eine Verabredung vorliegt. Es scheinen alle russischen Organe angewiesen zu sein, sich in diesem Sinne auszusprechen.

Nach meinem Dafürhalten ist auch heute noch niemand imstande, über die nächste und auch die fernere Zukunft Chinas ein sachgemäßes Urteil abzugeben. Ich meinerseits vermag nicht daran zu glauben, daß China schon ein Stadium erreicht haben sollte, welches eine allmähliche Auflösung einleitet. Das Land ist zu gewaltig groß und seine Bevölkerung, die ein und derselben Rasse und fast ausschließlich demselben Religionsbekenntnis angehört, in seiner Masse noch zu gesund und leicht zu leiten, um aus sich heraus einen schnellen Zerfall möglich erscheinen zu lassen. Sollte ihm die Vorsehung einen kraftvollen Herrscher zuweisen, der mit den verrotteten Zuständen der obersten Klassen gründlich aufräumt, so dürfte das Land, wenn es sich gleichzeitig westliche Kultur nutzbar macht, sehr wohl noch eine Zukunft haben. Ich gehe soweit zu glauben, daß in China Rußland ein gefährlicher, vielleicht sein gefährlichster Gegner erwachsen kann.

Daß Rußlands Interesse dahin geht, ein schwaches China als Nachbar zu haben, ist daher ganz naturgemäß, und man darf erwarten, daß es trotz aller Freundschaftsversicherungen, die bisher für China nur die greifbare Folge gehabt haben, ihm eine Provinz nach der anderen verloren gehen zu lassen, danach streben wird, den augenblicklichen Zustand der Schwäche zu erhalten, vielleicht noch weiter zu entwickeln. China selbst hat wirkliche Furcht allein vor Rußland und wird, wenn es nicht von anderen Mächten gestützt wird, seinem Einflusse und seiner überlegenen Macht allmählich sich beugen müssen.

Aus diesen Ursachen würde es auch Rußland wahrscheinlich gern sehen, wenn andere Mächte sich an der Bedrängung Chinas beteiligen wollten, und ich bin überzeugt, daß es Frankreich dazu zu verleiten sucht, die Grenzen seines indo-chinesischen Besitzes weiter nach Norden vorzuschieben, ebenso wie es eine Erweiterung des deutschen Besitzes in Schantung mit Wohlbehagen beobachten würde, schon aus dem Grunde, daß sowohl Frankreich wie Deutschland dadurch zu England, wahrscheinlich auch Amerika in Widerspruch treten müßten. Die französischen Aspirationen auf das südliche China werden durch den Gouverneur von Indo-China, Herrn Doumer,[1]) sehr betrieben, von französischen militärischen Autoritäten indes bekämpft.

Nach meiner Überzeugung liegt es im Interesse Deutschlands — und dürften hierin seine Interessen mit denen Englands, Japans, Amerikas und auch den richtig verstandenen Frankreichs übereinstimmen —, in China geordnete Zustände zu schaffen und das Land wirtschaftlich heben zu helfen. Alle diese Staaten, und ganz besonders Deutschland, wollen in China Absatzgebiete für ihre Industrieprodukte und ertragreiche Tätigkeit für ihren Handel und ihre Schiffahrt haben; die reichen Schätze, welche China bisher noch unaufgedeckt birgt, nutzbar zu machen, ist das allseitige Interesse. Es stehen daher die genannten Staaten im Gegensatz zu Rußland, das ein schwaches, ihm dienstwilliges China wünschen muß, ein wirtschaftlich und namentlich politisch starkes China dagegen zu fürchten Veranlassung hat.

Das Land, dessen Interessen am meisten und am frühesten durch die weitere Entwicklung des Verhältnisses zwischen Rußland und China berührt werden, ist fraglos Japan, und dürfte Rußland auch nunmehr so weit sein, in ihm seinen augenblicklich gefährlichsten Gegner in Ostasien zu sehen. Ich meine daher, daß die deutsche Politik, vielleicht im Verein mit England, danach trachten müßte, in vorsichtiger Weise Japan zu stützen und ihm möglichste Sicherheit zu geben für eine neutrale Haltung im Falle eines japanisch-russischen Krieges. Unterliegt Japan in diesem Kriege, so ist die Vorherrschaft Rußlands in Ostasien endgültig erreicht. Siegt hingegen Japan, so ist Rußland genötigt, da sein ganzes, weit engagiertes Prestige in Ostasien auf dem Spiele steht, den Schwerpunkt seiner gesamten Kraft im äußersten Osten einzusetzen.

Die von Ostasiaten geträumte Zukunft der gelben Rasse liegt wohl selbst im Falle des Unterliegens Rußlands in zu weiter Ferne, um in den Kreis politischer Betrachtungen gezogen zu werden.

Als recht beachtenswert halte ich es, daß mir in Tokio die Frage vorgelegt wurde, wie sich wohl Deutschland dazu verhalten würde, wenn Japan

[1]) Generalgouverneur in Saigon.

militärische Instruktoren nach China sendete. Ich habe mich auf eine Beantwortung dieser Frage nicht eingelassen, möchte aber glauben, daß sie in Peking bereits angestoßen ist und den Gegenstand von Unterhandlungen gebildet hat.

Bericht vom 24. Juni (An Bord der „Gera").

Eurer Majestät verfehle ich nicht in Fortsetzung meines ehrfurchtsvollsten Berichtes vom 8. Juni[1]) wie folgt alleruntertänigst zu melden:

Am 8. Juni erreichte ich mit meiner Begleitung: Oberstleutnant v. Boehn, Major Freiherr Marschall, Hauptmann Wilberg, Oberleutnant Graf zu Eulenburg, den Leibgendarmen Nasser und Müller, gegen 3 Uhr den Hafen von Kobe nach guter Fahrt. An Bord erschienen bald nach Einlaufen des Schiffes der Kommandeur der 10. Division Baron Kamamura, der Gouverneur der Provinz Settsu, Hattori, von der deutschen Gesandtschaft Leutnant v. Ritter und Dolmetscher Thiel, sowie die als Ehrendienst zu mir kommandierten Majore Oba und Oi und der deutsche Konsul Kiern.

6 Uhr abends begab ich mich an Land. Am Landungsplatz empfingen mich der Gouverneur und Bürgermeister an der Spitze zahlreicher angesehener japanischer Bürger von Kobe. Die Jugendwehr von Kobe und die Schulen hatten ebendort Aufstellung genommen. Der Bürgermeister begrüßte mich mit einer Ansprache und überreichte mir eine Adresse der Bürgerschaft Kobes. Nach kurzen Besuchen beim Konsul und dem Deutschen Klub, sah ich einige Sehenswürdigkeiten von Kobe und begab mich dann wieder an Bord der „Hertha".

Am 9. Juni 6 Uhr vormittags bestieg ich den Zug nach Kioto, in welchen zwei Salonwagen für mich und meine Begleitung eingestellt waren. Außer den obengenannten Herren befand sich noch in meiner Begleitung der Kapitän zur See Derzewski, den ich eingeladen hatte, mich in Japan zu begleiten. In Osaka erschien zu meiner Begrüßung auf dem Bahnhof der Kommandeur der 4. Division Baron Ogawa mit seinem Stab. In Kioto nahm die Besichtigung der vielen interessanten Sehenswürdigkeiten den Tag in Anspruch. Auch benutzte ich die Gelegenheit, um auf dem Grabe des beim Sturm auf die Taku-Forts gefallenen Kapitäns zur See Hattori einen Kranz niederlegen zu lassen. 8 Uhr abends setzte ich die Reise nach Tokio fort, welches ich am 10. Juni gegen 11 Uhr vormittags erreichte.

Auf dem Bahnhof wurde ich empfangen von dem Kommandeur der 1. Division, Prinzen Fuschimi, dem Gouverneur, General-Eisenbahndirektor, Bürgermeister, dem zu meinem Ehrendienst kommandierten Ge-

[1]) In ihm hatte Verfasser seine Abreise aus Peking und der Provinz Tschili gemeldet.

neral Fukuschima und Zeremonienmeister Ito,[1]) sowie von Eurer Majestät Gesandten Grafen Arco und den übrigen Herren der Gesandtschaft und Generalkonsul Coates aus Jokohama. Eine zahlreiche Menschenmenge auf und vor dem Bahnhof bereitete mir einen enthusiastischen Empfang. Vom Bahnhof begab ich mich in Hofwagen nach dem Schibapalast, welcher für mich und meine Begleitung zur Verfügung gestellt war. Bald nach meinem Eintreffen empfing ich die Besuche des Chefs des Generalstabes Marschall Oyama, des Kriegsministers Baron Kodama und des Oberzeremonienmeisters Sanomyia.

Am 11. Juni 11 Uhr 30 vormittags wurde ich mit den Herren meiner Begleitung von Seiner Majestät dem Kaiser und Ihrer Majestät der Kaiserin im kaiserlichen Palast in Audienz empfangen. An die Audienz schloß sich eine Galatafel an. Zu meinem Empfang war vor dem Palast eine Ehrenkompagnie des 1. Garderegiments aufgestellt. Während der Tafel spielte die Hofkapelle fast ausnahmslos deutsche Stücke. Am Nachmittag erledigte ich Meldungen bei den kaiserlichen Prinzen und andere Besuche. Abends folgte ich einer Einladung zum Diner Seiner Kaiserlichen Hoheit des Prinzen Kanin.

Für den 12. Juni vormittags hatte Seine Majestät der Kaiser die Gnade gehabt, mir die Besichtigung der Hauptkadettenanstalt und der Militärschule zu gestatten. Von dem Inspektor des Militärerziehungs- und Bildungswesens Generalleutnant Teraontsi und dem Direktor der Militärschule Generalmajor Takagni geführt, konnte ich mich überzeugen, in welcher vorzüglichen Art diese Institute organisiert sind und geleitet werden. Mittags folgte ich der Einladung des Grafen Arco[2]) zur Frühstückstafel, zu welcher die Kaiserlichen Hoheiten Prinz Komatsu und Kanin, die Minister und höchsten Hofbeamten sowie die meisten Gesandten erschienen waren. Prinz Komatsu brachte das Hoch auf Eure Majestät aus, welches begeisterten Widerhall fand. Nachmittags fand in der deutschen Gesandtschaft ein größeres Gartenfest statt, zu welchem vornehmlich auch die in Tokio und Jokohama weilenden Deutschen mit ihren Damen geladen waren. Abends hatte der Kriegsminister Baron Kodama Einladung zum Diner ergehen lassen. Hier fiel die außergewöhnlich große Zahl der deutsch sprechenden Offiziere auf. Der Kriegsminister brachte Eurer Majestät ein dreimaliges Hurra. Ich antwortete mit einem Hoch auf die japanische Armee und die Kriegsminister, welche dieselbe durch ihre vorzügliche Leitung instand gesetzt, so Hervorragendes zu leisten.

Am 13. Juni vormittags besuchte ich auf besondere Einladung Ihrer Majestät der Kaiserin, das adlige Mädchenstift, welches unter dem Protektorat Ihrer Majestät steht, und in welchem ungefähr dreihundert Mädchen adliger Familien im Alter von fünf bis achtzehn Jahren erzogen

---

[1]) Sohn des bekannten Staatsmanns Marquis Ito.

[2]) Der deutsche Gesandte.

werden. Mittags folgte ich einer Einladung Seiner Kaiserlichen Hoheit des Prinzen Komatsu zum Frühstück in dessen Palais. Nachmittags besuchte ich im Hospital des Roten Kreuzes den dort krank liegenden General Tamura, welcher Eurer Majestät von Berlin her bekannt sein dürfte. Den Abend brachte ich im Deutschen Klub zu, wo ich die Freude hatte, wieder zu bemerken, wie deutscher Handel und deutsches Leben auch hier in bester Weise vertreten ist.

Am 14. Juni früh überbrachte mir der Oberzeremonienmeister Sanomyia im Auftrag Seiner Majestät des Kaisers kostbare Geschenke, einen Wandschirm und zwei Cloisonnévasen, beides herrliche Erzeugnisse japanischer Kunst. Der Gesandte Graf Arco überreichte mir Dekorationen für die Herren meiner Begleitung und die Leibgendarmen. 11 Uhr 30 vormittags hatte ich die Ehre, von Seiner Majestät dem Kaiser und Ihrer Majestät der Kaiserin in Abschiedsaudienz empfangen zu werden und nahm ich Gelegenheit, meinen tief empfundenen Dank für die mir so vielfach erwiesene Gnade auszusprechen. Abends gab der Chef des Generalstabes, Marschall Oyama mir zu Ehren ein größeres Diner im Hotel Imperial. Das Hoch auf Eure Majestät brachte Marschall Oyama aus. Ich toastete auf den japanischen Generalstab, indem ich die vielfachen freundschaftlichen Beziehungen, welche gerade im Generalstabe zu Deutschland beständen, hervorhob, und auf den Chef des Generalstabes.

Der 15. Juni war zu einem Ausflug nach Jokohama bestimmt, wo ich sowohl im Deutschen Klub, wie in dem Internationalen Klub begeisterte Aufnahme fand. Das Frühstück wurde bei dem deutschen Generalkonsul Coates eingenommen.

Am Sonnabend[1]) hatte die Gnade Seiner Majestät des Kaisers mich in den Stand gesetzt, im Schibapalast ein Diner zu geben, zu welchem zweiundvierzig Einladungen ergangen waren. Es erschienen die kaiserlichen Prinzen Komatsu und Kanin, Premierminister Katsura, die Minister des Äußeren und des Inneren,[2]) die Marschälle Saigo und Oyama, der Kriegs- und Marineminister,[3]) der Oberzeremonienmeister Sanomyia und andere hohe Würdenträger. Das Hoch auf Eure Majestät wurde von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Prinzen Komatsu ausgebracht. Ich hatte die Ehre, mit einem Hoch auf Seine Majestät den Kaiser von Japan zu erwidern, und auch hier nochmals hervorzuheben, wie tief mich die Gnade Seiner Majestät berührt. Nachdem mit diesem Diner der offizielle Aufenthalt in Japan beendet war, trat ich am 16. Juni die Reise nach Nikko[4]) an, woselbst ich bis 18. Juni vormittags weilte. [. . .]

---

[1]) 15. Juni.

[2]) Komura und Uchimi.

[3]) Admiral Jamamoto.

[4]) Viereinhalb Stunden von Tokio gelegener Ort, wo sich als größte Sehenswürdigkeit geltende Schogunengrabdenkmäler befinden.

Am 18. Juni mittags erreichte ich wieder Tokio, wo ich auf dem Bahnhof wiederum von dem zum Ehrendienst bei mir kommandierten Herren und dem Grafen Arco empfangen wurde. Nach dem Frühstück auf der Gesandtschaft begab ich mich auf den Bahnhof, auf welchem sich zum Abschied der Chef des Generalstabes, der Kriegsminister und andere hohe Beamte eingefunden hatten. 6 Uhr 30 abends setzte ich die Reise nach Kobe fort, zu der mir wieder in zuvorkommendster Weise seitens der Kaiserlichen Hofverwaltung ein Schlafwagen zur Verfügung gestellt war. In meiner Begleitung befanden sich die beiden zu mir kommandierten Majore Oi und Oba. Auch hatte sich Graf Arco mit Kapitän Gühler mir angeschlossen.

Am 19. Juni 11 Uhr vormittags erreichte ich Kobe und wurde dort auf dem Bahnhof von dem Gouverneur Hattori und den Behörden empfangen. Vom Bahnhof ging die Fahrt nach dem Munizipalitätshaus. Auf den Straßen, die ich passierte, bildete die Jugendwehr Spalier und präsentierte das Gewehr bei meiner Vorbeifahrt. Im Munizipalitätshaus wurde mir zum Andenken an meinen Aufenthalt in Japan eine silberne Bowle als Geschenk überreicht, an dem sich die angeseheneren Einwohner Kobes und die Mitglieder der sämtlichen zahlreichen Fremdenkolonien beteiligt hatten. Überreicher und Sprecher war der Präsident der japanischen Handelskammer, Jamamoto.

Zum Frühstück folgte ich einer Einladung des deutschen Klubs Concordia. Außer mir und dem Gesandten waren noch die Vertreter der Stadt, der Gouverneur und einige Mitglieder anderer Kolonien eingeladen. Toaste auf Eure Majestät sowie den Kaiser von Japan fanden begeisterten Widerhall.

Gegen 3 Uhr nachmittags ging ich an Bord der „Hertha", wo ich mich von Graf Arco, sowie den Herren des Ehrendienstes verabschiedete. 3 Uhr 30 trat die „Hertha" die Fahrt in die Inlandsee an.

Zum Schluß bitte ich alleruntertänigst noch erwähnen zu dürfen, daß ich während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in Japan nur aufrichtigster Höflichkeit und herzlichster Aufmerksamkeit begegnet bin. Ein jeder Tag brachte mir Beweise kaiserlicher Gnade und Gastfreundschaft. Von Seiner Majestät dem Kaiser herab zu den Spitzen der Behörden und selbst bei der Bevölkerung war es durchweg fühlbar, daß mein Besuch sympathisch berührte, und daß jedermann bemüht war, in meiner Person Eure Majestät zu ehren und dem Gefühl der Zuneigung Ausdruck zu geben.

*

An Meinen Generaladjutanten, Generalfeldmarschall
Grafen v. Waldersee.

Zu meinem schmerzlichen Bedauern muß ich mir den lange gehegten Wunsch versagen, Sie in der Stunde persönlich zu begrüßen,[1]) da Ihr Fuß

[1]) Der Kaiser weilte bei seiner erkrankten Mutter, die am folgenden Tage starb.

— nach fast einjähriger Abwesenheit und nach einer an Erfolgen, aber auch an Kämpfen, Mühen und Sorgen reichen Tätigkeit in Ostasien — wieder zuerst den Boden der deutschen Heimat betritt. Getreu Ihrer in jeder Hinsicht vorbildlichen militärischen Vergangenheit, selbstlos und opferfreudig, freiwillig an die Spitze der freiwilligen Chinakämpfer tretend, haben Sie durch Ihre reiche Begabung, Ihren Scharfblick, Ihr Geschick und Ihre Ausdauer in treuer Waffenbrüderschaft mit den unter Ihrem Oberbefehl für Religion und Kultur streitenden verbündeten Kontingenten, die Ihnen gesetzte große und schwere Aufgabe in hervorragender Weise gelöst und dem Vaterlande wie der zivilisierten Welt einen Dienst erwiesen, der in der Geschichte unserer Zeit unvergessen sein und bleiben wird. Ich heiße Sie mit meinem wärmsten kaiserlichen Dank in der Heimat willkommen und werde stets dessen eingedenk bleiben, wie treuergeben und bereitwillig Sie und die Armee meinem Rufe, als dem Ihres obersten Kriegsherrn Folge geleistet, in wie vollem Maße Sie und die Ihnen unterstellten Truppen mein in Sie gesetztes Vertrauen gerechtfertigt haben.

Friedrichshof, den 5. August 1901.

Wilhelm I. R.

*

Bericht[1]) vom 23. November 1901 aus Hannover.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät glaube ich zu den im Pariser Journal „Le Matin" vom 27. Oktober veröffentlichten Briefen, welche General Voyron während der Chinaexpedition an mich geschrieben hat, einige Erläuterungen alleruntertänigst geben zu müssen.

Zwar neige ich der Ansicht zu, daß General Voyron persönlich die Veröffentlichung jener Briefe nicht veranlaßt hat, daß sie vielmehr von der französischen Regierung bewirkt oder wenigstens mit Einverständnis derselben von Leuten ausgegangen ist, die ihr sehr nahe stehen und gegenwärtig ein Interesse daran haben, den chauvinistischen und katholisch religiösen Elementen in Frankreich einiges Entgegenkommen zu zeigen. Wie dem aber auch sei, zweifellos sind die Briefe geeignet, in der öffentlichen Meinung Deutschlands eine irrige Vorstellung von meiner durch Eure Majestät geschaffenen Stellung als Oberbefehlshaber zu bilden, die ohne Kenntnis der Vorgänge der Opposition in der Presse und im Reichs-

[1]) Nach dem im Nachlasse befindlichen Konzept, mit welchem die jetzt im Personalamt des Reichswehrministeriums beruhende Ausfertigung wörtlich übereinstimmt. Diese trägt am Kopf die Blaustiftnotiz des Chefs des Militärkabinetts, Grafen Hülsen: „V.(on) S.(einer) M.(ajestät) 28/11 H. Nur nicht in die Presse!" und ist am 30. dem Reichskanzler zur Kenntnisnahme zugegangen. (Abschrift im Hauptarchiv des Auswärtigen Amts.)

tage bequeme Handhaben zu gehässigen Angriffen auf Eurer Majestät Regierung und zu höhnischen Bemerkungen über meine Person bieten.[1])

Eurer Majestät überreiche ich daher in der Anlage die auf jene Briefe Bezug habenden Armeebefehle usw. nebst den darauf erfolgten — im „Matin" veröffentlichten — Antworten[2]) und bemerke dazu ehrfurchtsvollst:

Da General Voyron meinem Befehle nicht unterstellt war, habe ich es sorgsam vermieden, ihm Gelegenheit zu geben, sich darüber zu beklagen, daß ich Versuche gemacht hätte, in seine Befugnisse einzugreifen. Ich habe für gemeinsame Operationen mich mündlich, teils auch schriftlich mit ihm vorher verständigt und habe ihm ebenso wie dem amerikanischen General Chaffee Kenntnis von meinen für die anderen Kontingente[3]) bestimmten Armeebefehlen, die natürlich für die beiden mir nicht unterstellten Kontingente von besonderem Interesse sein mußten, gegeben, und wurde deren Eingang stets dankend bestätigt. Dieses Verfahren bewährte sich vollkommen; denn niemals haben sich die beiden Generale über meine Art der Kommandoführung zu beklagen Gelegenheit gehabt, während ich andererseits wohl in die Lage kam, die Rechte der mir unterstellten Kontingente gegenüber den vermeintlichen Protektionsansprüchen der Franzosen wahren zu müssen.

Meine persönlichen Beziehungen zu beiden Generalen sind indes von Anfang bis zu Ende durchaus gute gewesen; auch sind sie in vielen Fällen gern auf meine Vorschläge eingegangen. Allerdings wurde das Verhältnis zu dem General Voyron dadurch etwas erschwert, daß seine mündlichen Zusicherungen nicht immer mit seinen späteren Erklärungen ganz übereinstimmten. Dies ließ die Vermutung aufkommen, daß General Voyron, wie ich Eurer Majestät in meinem Bericht vom 5. Oktober 1900, Nr. 2039,[4]) bereits gemeldet hatte, anscheinend in seinem Generalstabschef[5]) eine Art Aufpasser zur Seite gestellt war, der seine guten Absichten oft unter Hinweis auf die Instruktionen und Intentionen der französischen Regierung vereitelte.

---

[1]) So!

[2]) Es handelt sich um die Armeebefehle des Verfassers vom 8. Oktober, 12. November und 3. Dezember, die Schreiben des Divisionsgenerals Voyron an den Verfasser vom 16. November, 6. Dezember, 30. Dezember, die Schreiben des Verfassers an Voyron vom 26. Dezember und 31. Dezember und ein Telegramm des Oberkommandos an das Expeditionskorps (General v. Kettler, Tientsin) vom 28. Dezember.

[3]) Nämlich das deutsche, russische, britische, japanische, italienische und österreichische Kontingent.

[4]) Vgl. o. S. 21 ff.

[5]) Aus einer nach der Rückkehr von China gemachten Aufzeichnung des Verfassers über sein „Verhältnis zu den Franzosen": „Nach Ansicht französischer Offiziere war der Hauptmann Cluzeau seines Stabes Aufpasser; dieser war es auch, der ab und zu boshafte Zeitungsartikel schrieb."

Aus dieser Feder stammen auch wohl jene vermutlich schon damals für die Öffentlichkeit verfaßten Briefe an mich, auf die ich natürlich nur so oft und insoweit wieder antwortete, als es im Interesse der Sache notwendig schien.

Tatsächlich hat General Voyron nicht nur mir sondern auch dem General v. Schwarzhoff gegenüber wiederholt sich dahin ausgesprochen, daß es zweckmäßiger und auch ihm als altem praktischen Soldaten persönlich lieber gewesen wäre, wenn er in derselben Weise wie die Generale anderer Kontingente mir unterstellt worden wäre, sowie daß er mich mehrfach gebeten hat,[1]) bei etwaigen größeren Operationen die französischen Truppen nicht zurückzulassen. So entstand die gemeinsame Expedition auf Paotingfu und die Übernahme des Kommandos über die von Tientsin aus in Marsch gesetzte internationale Kolonne (Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener) durch den General Bailloud, der seinerseits wieder mit dem Eintreffen vor jener Stadt dem von Peking heranrückenden General Gaselee unterstellt wurde; sodann die Einteilung der weiteren Umgebung von Peking, Tientsin und Paotingfu in bestimmte Rayons für die einzelnen Kontingente und der Schutz meiner strategischen linken Flanke durch Vorschieben französischer Truppen südlich Paotingfu.

Was meinen Armeebefehl wegen der Flaggen anlangt, so hatte ich mich überzeugt, daß von allen Kontingenten, ganz besonders aber von den Franzosen, und von der Bevölkerung mit dem Hissen von Flaggen ein starker Mißbrauch getrieben wurde. Seitens der Kontingente lag der Wunsch zugrunde, durch Anbringen von Flaggen an den Toren von Städten oder an Gehöften sich dauernd möglichst viele Quartiere sicherzustellen. Seitens der Chinesen waltete die Ansicht vor, daß durch Hissen einer Nationalflagge sie sich unter den Schutz der betreffenden Macht begeben hätten, und wählten sie natürlich diejenige Flagge, von der sie den meisten Vorteil erhofften, und in der Regel des Kontingents, von dem sie Truppen in Anmarsch wußten. Dem Marsche der Verbündeten auf Paotingfu schlossen sich zahlreiche französisch-katholische Missionare und Priester an, um in ihre alten Wohnsitze zurückzukehren, zum Teil gingen sie auch dem Marsche voraus. Sie führten große Mengen französischer Flaggen mit sich und verteilten sie in den Ortschaften, so daß zum allgemeinen Erstaunen aller Kontingente zahlreiche französische Flaggen schon beim Herannahen der Truppen sichtbar waren.

Wenn General Voyron von besonderen Sympathien der Bevölkerung für seine Truppen spricht, so ist dies ein Produkt französischer Eitelkeit und Überhebung. Es sind mir zu zahlreiche Klagen chinesischer Behörden über französische Indisziplin, über Plünderungen und nament-

[1]) Auch die Ausfertigung ist hier aus der Konstruktion gefallen.

lich über Vergewaltigung von Frauen zu Ohren gekommen.[1]) Es sind tatsächlich alle Kontingente mir dankbar gewesen, daß ich gegen den Mißbrauch der Flaggen, den übrigens General Voyron in seinem Schreiben[2]) doch auch zugibt, eingeschritten bin. Auf sein phrasenreiches Schreiben näher einzugehen, hätte nur zu weiteren Korrespondenzen führen müssen, die ich zu vermeiden für zweckmäßig hielt. Aus demselben Grunde[3]) machte ich auch den Vorschlag zur Einsetzung eines internationalen Ausschusses zur Verwaltung der Stadt Peking.

Aus diesem Schreiben dürfte zur Genüge erhellen, daß ich nicht beabsichtigte, durch die mir vorbehaltene Ernennung eines Generals zum Vorsitzenden des vorgeschlagenen Ausschusses, eine von mir abhängige Behörde und einen Militärgouverneur zu schaffen, welcher die Exekutivgewalt usw. in ganz Peking auszuüben hatte, wodurch die Polizeirechte der einzelnen Kontingentsführer beschränkt worden wären. Die Zustände in Peking waren aber derart, daß ich es im Interesse der Truppen aller Nationen, wie auch in dem der Bevölkerung dieser Millionenstadt für dringend notwendig erachtete, durch ein ständiges internationales Komitee gewisse für alle Nationen bindende Grundsätze über die gleichmäßige Handhabung von Fragen von allgemeiner Bedeutung zu schaffen. Der Ausschuß sollte, wie in dem Zirkularschreiben ausgeführt ist, sich nur mit Fragen „der öffentlichen Sicherheit und Ordnung, der Gesundheits- und Armenpflege sowie der Volksernährung und der Aufbringung der Verrechnung der daraus erwachsenden Kosten" befassen.

Nach einer Unterredung, die General v. Schwarzhoff über diesen Vorschlag in meinem Auftrage mit den Generalen Voyron und Chaffee vorher hatte, glaubte ich auch auf das Einverständnis dieser Herren rechnen zu können und sandte ihnen unterm 3. Dezember mittels besonderen Anschreibens das betreffende Zirkular mit dem Anheimgeben ihrer formellen Einverständniserklärung. Während nun General Chaffee den Beitritt

---

[1]) In jener nachträglichen Aufzeichnung über sein Verhältnis zu den Franzosen notiert der Verfasser, daß die provisorische Regierung in Tientsin über Vergehen von Franzosen gegen Eigentum und Frauen bittere Klage geführt habe.

[2]) Vom 16. November 1900, vgl. o. S. 163, Note 1.

[3]) Nach dem Wortlaut müßte man annehmen, daß der Verfasser den Vorschlag zur Einsetzung eines internationalen Verwaltungsausschusses gemacht hätte, um weitere Korrespondenzen mit General Voyron zu vermeiden. Diese Verknüpfung gibt keinen rechten Sinn. Ursprünglich hat auch im Konzept vor den Worten „aus demselben Grunde" etwas anderes gestanden, nämlich die Versicherung, daß es dem Verfasser darauf angekommen wäre, „Anordnungen durchzusetzen, die geeignet waren, Reibungen unter den verschiedenen Kontingenten zu verhüten und für die friedliebende Bevölkerung geordnete Zustände herzustellen". Diese Sätze sind dann (mit noch anderen) infolge einer längeren Marginalkorrektur des Verfassers fortgefallen, wodurch nunmehr die Anfangsworte des folgenden Absatzes eine logisch tragfähige Verbindung zum Voraufgehenden entbehren.

des amerikanischen Kontingents ohne weiteres erklärte, machte General Voyron die in seinem Briefe vom 6. Dezember aufgeführten Einwendungen, aus denen seine unbegründete Besorgnis für[1]) deutsches Übergewicht durch die von ihm allerdings richtig vorausgesetzte Ernennung eines deutschen Generals zum Vorsitzenden des Komitees hervorgeht. Da auch die nochmaligen mündlichen Erklärungen des Generals v. Schwarzhoff über die Notwendigkeit einer solchen Institution und ihren völlig unpolitischen Charakter nicht vermochten, dem General Voyron über die vermeintlichen Instruktionen seiner Regierung, d. h. über den „deutschen General" als Vorsitzenden und die Bedenken hinwegzuhelfen, die dies in Paris erregen könnte, so hätte ich ihn nur umzustimmen vermocht, wenn ich meinerseits auf die für meine Stellung als Oberbefehlshaber unerläßliche Ernennung des Vorsitzenden in diesem internationalen Komitee verzichtet hätte. Da ich aber nicht Deutschland allein, sondern alle meinem Befehl unterstellten Kontingente mit zu vertreten hatte, so konnte ich darauf nicht eingehen, und erachtete deshalb auch alle weiteren Auseinandersetzungen mit General Voyron für zwecklos.

Das Komitee zur Verwaltung der Stadt Peking trat infolgedessen ohne einen Vertreter des französischen Kontingents zusammen, und seine Maßnahmen und Beschlüsse hatten daher natürlich auch keine Gültigkeit in dem von französischen Truppen belegten — allerdings auch nur kleinen — Stadtbezirk. Der Segen dieser Verwaltung für die Truppe und Bevölkerung machte sich indes bald in erfreulicher und auch chinesischerseits wiederholt anerkannter Weise fühlbar und trat um so deutlicher hervor, als der französische Bezirk fürderhin der weitaus unsauberste, dunkelste und unsicherste blieb, so daß man ihn gerne vermied. Unter den obwaltenden Verhältnissen lehnte es das Komitee auch ab, dem General Voyron Kenntnis von seinen Beschlüssen und Einrichtungen zu geben. Letzterer, obwohl er in seinem Schreiben vom 6.[2]) Dezember ausdrücklich die Unmöglichkeit betont hatte, sich in allen Finanz- und Steuerfragen an die Beschlüsse des internationalen Komitees binden zu können, scheute sich aber nicht, im Laufe des Monats Februar wiederholt das Ersuchen an mich zu richten, dem Komitee aufzugeben, ihn an den Verwaltungsgeldern teilnehmen zu lassen, welche von der Stadt Peking demselben zur Bestreitung der erwachsenden Kosten auszuzahlen waren. Da ich mich aber absichtlich des vom General Voyron gefürchteten persönlichen Einflusses auf die Beschlüsse des Komitees enthielt, so gab ich auch diese Gesuche ressortmäßig an letzteres ab, welches den General Voyron natürlich ablehnend beschied.

---

[1]) So!

[2]) 6. aus 10. in der Ausfertigung richtig verbessert.

Der dritte im „Matin“ veröffentlichte Brief vom 30. Dezember betrifft einen Schriftwechsel in der Protektoratsfrage über die christlichen Chinesen.

In Paotingfu ließ es sich besonders der französische Pater Dumont angelegen sein, Klagen chinesischer Christen gegen deutsche Soldaten zu sammeln und dem französischen General Bailloud zuzustellen. General v. Kettler, der die deutschen Truppen in Paotingfu kommandierte, ersuchte darauf seinen französischen Kollegen, den Pater Dumont anzuweisen, Klagen gegen deutsche Soldaten unmittelbar bei der deutschen Behörde anzubringen. In seinem Antwortschreiben mußte General Bailloud zugeben, daß er in Ausführung der ihm von General Voyron erteilten Instruktion allerdings sämtliche christlichen Chinesen in der Umgegend von Paotingfu angewiesen habe, ihre Interessen lediglich durch die französische Militärbehörde vertreten zu lassen. General v. Kettler machte mir hiervon Meldung. Ich befahl ihm sogleich telegraphisch, die französische Vermittlung abzulehnen und schrieb an General Voyron: daß ein derartiger Grundsatz mit dem der Gleichberechtigung der verbündeten Armeen nicht vereinbar sei und daher wohl nur ein Mißverständnis vorliegen könnte, um dessen Beseitigung und Mitteilung der getroffenen Verfügung ich bäte. Darauf erhielt ich jenen im „Matin“ abgedruckten Brief vom 30. Dezember, der die Versicherung enthielt, daß weder General Voyron noch Bailloud beabsichtigt hätten, einen Eingriff in die vollständige Gleichheit der Rechte der verbündeten Armeen zu machen.

Auf seine weiteren politischen Betrachtungen über die Jahrhunderte alten französischen Traditionen des Schutzes der katholischen Mission einzugehen, unterließ ich absichtlich, um den rein militärischen Charakter meiner Stellung und meiner Forderung zu wahren. Mir genügte, wenn ich letzterer Geltung verschaffte, und dies ist geschehen. Nicht nur daß Pater Dumont auf mein Ansuchen durch Bischof Favier von Paotingfu abberufen wurde, sondern es kam sofort zwischen den Generalen Bailloud und v. Kettler zum vollsten, nie wieder gestörten Einvernehmen auf der von mir verlangten Basis beiderseitiger völliger Gleichberechtigung.

Schon unmittelbar vor der Besetzung von Paotingfu am 20. Oktober hatte General Bailloud im Sinne dieser französischen Protektionsgelüste das Verlangen gestellt, die Stadt unter ausschließlich französischen Schutz zu stellen. Auf dringende Vorstellung des dabei anwesenden Generals Freiherrn v. Gayl wies der damals dort kommandierende General Gaselee dieses Gesuch nicht nur energisch zurück, sondern ernannte einen deutschen Offizier (Major Wyneken) zum Polizeichef, dem von jeder der vier beteiligten Nationen (England, Frankreich, Italien, Deutschland) ein Sous-

chef zur Seite gestellt wurde (vgl. Immediatbericht vom 26. Oktober 1900, Nr. 2079).[1]) Auch für den in Paotingfu damals eingerichteten internationalen Gerichtshof zur Aburteilung der bei den Christenmorden hauptsächlich beteiligten Mandarine usw. wurde auf Verlangen von deutscher Seite General Bailloud nur unter der Bedingung vom General Gaselee ernannt, daß die von diesem Gerichtshof gefällten Urteile meiner Bestätigung unterlägen. Ich bin indes, da die strittige Angelegenheit durch die Auseinandersetzung der Generale v. Kettler und Bailloud schnell und glatt geregelt wurde, auf die unrichtige, vorstehend widerlegte Angabe des General Voyron bezüglich der „unwidersprochen gebliebenen Ausführung des Generals Bailloud in der Versammlung höherer Offiziere am 20. Oktober vor Paotingfu" nicht eingegangen, da sie nicht mehr zur Sache gehörte.

Was den traditionellen Schutz des französischen Protektorats über die katholischen Christen in Tschili anbetrifft, so ist dagegen zu bemerken, daß General Voyron diesen Schutz in Peking lediglich in dem von ihm belegten Stadtbezirk ausübte und auch dann erst, nachdem die von den Boxern so arg bedrohte und belagerte französisch-katholische Missionsanstalt Petang erst zwei Tage nach der eigentlichen Einnahme von Peking nicht von französischen sondern von japanischen Truppen befreit worden war. Ferner ist von seiten der Franzosen für den Schutz der zahlreichen im Nordwesten und Norden Pekings bis in die Mongolei hinein gelegenen katholischen Missionsanstalten auch nicht das geringste geschehen; dies ist erst durch den Zug der Kolonne Yorck auf Kalgan und den Rückmarsch von dort durch General Freiherrn v. Gayl sowie die Expeditionen des Oberstleutnants Pavel,[2]) des Generals v. Trotha und die bewunderungswürdigen Ritte der Leutnants Kirsten und v. Kummer,[3]) und zwar in einer Weise geschehen, die von den Bischöfen Favier und Jarlin auf das dankbarste anerkannt worden ist. Jene Herren haben sich oft bitter über die mangelnde Unterstützung von seiten der französischen Truppen beklagt.[4])

Zum Schluß möchte ich aber nicht unterlassen, nochmals alleruntertänigst zu melden, daß trotz der von französischer Seite veröffentlichten Briefe, die wohl nur den Beweis liefern sollten, daß das Verhältnis der Franzosen zu uns kein allzu intimes — die Revanche-Idee nicht völlig

---

[1]) Vgl. o. S. 41.

[2]) Vom 2. Ostasiatischen Infanterieregiment.

[3]) Beide vom Ostasiatischen Reiterregiment.

[4]) Aus der wiederholt zitierten Aufzeichnung über das Verhältnis zu den Franzosen: „Auffallend war es mir, wie wenig Interesse die Franzosen im allgemeinen den Christen zuwandten. Ich hatte den Eindruck, daß Voyron auch hier mit Stimmungen in Frankreich rechnen und sich vor dem Rufe, klerikal zu sein, hüten mußte."

ausschließendes — war, das Verhältnis der Truppen zueinander ein durchaus normales gewesen ist. Niemals ist es zu Reibereien von Offizieren und Mannschaften der beiden Nationen gekommen, im Gegenteil, die Mannschaften fraternisierten sogar vielfach miteinander, und die Offiziere sind sich höflich und zuvorkommend, in kleinen Garnisonen (Jangtsun, Schanhaikwan) sogar oft herzlich und kameradschaftlich begegnet. Von zahlreichen französischen Offizieren ist mir versichert worden, daß sie sehr gern unter meinem Kommando gegen den Feind marschieren würden. Als kurz vor meiner Abreise ein Konflikt zwischen Franzosen und Engländern in Tientsin einen ernsten Charakter anzunehmen schien, bat mich General Voyron um vermittelndes Einschreiten und sagte dabei: „Ihre Autorität ist eine so unbedingt anerkannte, daß sich jeder Ihrer Entscheidung fügen wird.“ Beim Abschiede in Tientsin am 2. Juni bedankte er sich besonders bei mir für mein loyales und unparteiisches Verhalten während des ganzen Feldzuges, was, wie er besonders betonte, von seinen Landsleuten äußerst dankbar empfunden worden sei.[1])

[1]) Vgl o. S. 147 f.

Abschnitt XIII

Die letzten Lebensjahre

(1901–1904)

Neudeck,[1]) Ende Dezember.

Etwa im Januar schrieb ich aus Peking an Graf Henckel ungefähr: Es geht mir hier sehr gut; ich ernte schon jetzt manche Anerkennung, namentlich auch vom Kaiser, und habe das Gefühl, der Situation gewachsen zu sein. Wenn nicht Unerwartetes dazwischen kommt, so glaube ich, daß ich bei der ganzen Geschichte, was man sagt, „gut herauskommen" werde. Ich weiß aber auch, daß dies zu Haus nicht überall gern gesehen wird; ich kenne die Leute, die in der Wilhelmstraße den Ton angeben, ganz genau, und auch ihre Art zu operieren; sie werden mir meine Erfolge schon anstreichen.

Ich habe mich auch nicht getäuscht.

Nach meinem wirklich großartigen und speziell vom Kaiser organisierten Empfang in Hamburg und einer Reise nach Homburg, die mir auf *jedem* Bahnhofe Ovationen brachte — in dem so demokratischen Frankfurt waren trotz später Abendstunde wohl 20 000 Menschen am Bahnhof und den angrenzenden Straßen anwesend, und blieben große Mengen noch bis spät in die Nacht vor meinem Hotel —, empfing mich der Kaiser in Homburg am Bahnhof mit einer Ehrenwache. Ich fuhr in seinem Wagen mit zum Schloß, wo er mich zunächst der Kaiserin zuführte und dann den Tag über, soweit die Trauerfeier für die Mutter ihn nicht in Anspruch nahm, mit denkbar größter Herzlichkeit und Aufmerksamkeit behandelte. [. . .]

Von Homburg fuhr ich noch am 12. August nach Hannover und wurde dort in wahrhaft großartiger Weise empfangen. Es war geradezu ein Einzug, durch Menschenmengen, wie sie dort noch nie zusammen gesehen worden waren.

---

[1]) Der Verfasser hatte, durch eine starke Dysenterie sehr von Kräften gekommen, der Einladung des Fürsten Donnersmarck zu einem Erholungsaufenthalt in Neudeck am 5. Dezember Folge geleistet.

Am 13. mußte ich in Potsdam sein, um bei der Beisetzung der Kaiserin Friedrich dem Sarge die Krone vorzutragen. Wahrlich, ein eigenes Verhängnis! Die Verstorbene hat mich bis zuletzt mit bitterstem Hasse beehrt.

Am 14. kehrte ich nach Hannover zurück. Gleichzeitig begann eine augenscheinlich organisierte Preßhetze bösartigster Tendenz gegen mich. Den Reigen eröffnete die „Vossische Zeitung" in einem von Furcht diktierten und von Bosheit erfüllten Artikel.[1]) Die große Masse der Zeitungen schloß sich sogleich an; eine Ausnahme machten eigentlich nur konservative Zeitungen, die sich meiner annahmen und das Treiben verurteilten.[2]) Sehr zu beachten war, daß auch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sich der Hetze anschloß. Für jeden Kenner der Berliner Verhältnisse unterlag es auch nicht dem geringsten Zweifel, daß die Firma Holstein-Hammann der Urheber war. Von den verschiedensten Seiten wurde es mir versichert, darunter von einer so kompetenten Persönlichkeit wie dem Chefredakteur der „Berliner Neusten Nachrichten", Herrn Hugo Jakobi.

Das Bemerkenswerteste an dieser Preßmache ist, daß sie sich weniger gegen mich als gegen den Kaiser richtet; ich begreife nicht, daß Bülow so etwas in seinem eigenen Hause duldet. [...]

Es ist bei der Sache wieder viel besprochen worden, daß Holstein sich auch unter Bülow in seiner Stellung hält, während man angenommen hatte, jener würde ihn unverzüglich beseitigen. Zunächst paßt hier das Wort von den Krähen, die sich nicht gegenseitig die Augen aushacken, vor allem liegt es aber nach meinen Beobachtungen so, daß Holstein seinen Halt beim Kaiser hat. Das Warum möchte ich dem Papier nicht anvertrauen.

Wunderbar ist es, daß gewisse Leute und Kreise mir noch den Wunsch zutrauen, Kanzler zu werden, und bei diesem Gedanken Alpdrücken bekommen. Wie oft habe ich erklärt, daß ich doch ein Tor sein müßte, wenn ich diesen wahrlich nicht beneidenswerten Posten anstreben wollte! Ich habe schon längst alles erreicht, was ein Soldat erreichen kann, befinde mich auf einem Posten, der wenig Arbeit und niemals Aufregung oder Ärger mit sich bringt, und kenne die Stellung eines Kanzlers unter Kaiser Wilhelm II. nur zu genau, so daß es an Wahnsinn streifen müßte, sie sich

---

[1]) Abendausgabe vom 13. August. Beginnend mit dem Satze: „Es scheint, er will doch Reichskanzler werden, so hörten wir einen sehr unbeteiligten und unbefangenen Mann sagen, als er die jüngsten Reden des Grafen Waldersee gelesen hatte." Über die viel diskutierten Reden des Verfassers nach seiner Rückkehr aus China vgl. den Artikel „Politische Irrlichter" von Fritz Hoenig („Roter Tag" vom 21. August).

[2]) [Anmerkung des Verfassers:] Übrigens auch in sehr anständiger Form der „Hannoversche Courier" [und die „Kölnische Zeitung"].

zu wünschen. Das hilft aber alles nichts, die Furcht bleibt in weiten Kreisen bestehen. Man macht sich übrigens dabei nicht klar, daß mir eigentlich durch derartige Gerüchte große Anerkennung gezollt wird.

Die Absicht, mich zu diskreditieren, ist übrigens nicht erreicht worden und damit der Beweis dafür erbracht, daß die Presse — wenigstens bei uns — keineswegs die Macht ist, für die sie gern gehalten wird. Trotz der Wochen hindurch sich wiederholenden Verunglimpfungen, zu denen man auch die Witzblätter benutzte, werde ich, wo ich mich auch zeige, gefeiert. Ich bin von Hannover nach Holstein gereist, von da nach Berchtesgaden, sodann nach Lautenbach, und habe überall Ovationen abzuwehren gehabt oder mit besonderer Vorsicht mich ihnen entzogen; wo ich mich in Berlin sehen ließ, wurde ich gegrüßt und hörte stets meinen Namen aus dem Publikum.[1]) Machte mir das Freude, ich hätte wahrlich eine Triumphreise durch ganz Deutschland unternehmen können. Jedenfalls habe ich die Überzeugung, eine durchaus populäre Persönlichkeit zu sein.

Ich bin überzeugt, daß der Reichskanzler darauf gerechnet hatte, ich würde mit ihm in Korrespondenz treten und unter Umständen seine Hilfe in Anspruch nehmen. Dies ist nun allerdings nicht erfolgt. Ich habe von China aus sehr häufig an den Kaiser berichtet, ihm auch, da er es Mitte Oktober verlangte, seit dieser Zeit täglich telegraphiert, ohne jedoch Fragen zu stellen.[2]) Ein für Diplomaten ganz unfaßbares Verhalten. Unsere Vertreter im Auslande sitzen immer am Telegraphen, fragen bei

---

[1]) [Nachtrag vom Jahre 1902]: Am 4. März kam ich nach Braunschweig, um den Prinzen Albrecht zu besuchen und war über den enthusiastischen Empfang ganz überrascht. Tausende von Menschen hatten sich am Bahnhof und vor dem Schloß versammelt und begrüßten mich in freundlichster Weise. Und das, nachdem ich bereits ein halbes Jahr wieder in Deutschland bin.

[2]) [Nachtrag.] Einmal habe ich dem Kaiser telegraphisch gebeten dahin zu wirken, daß man sich in England entschließen möchte, das Abkommen mit Rußland wegen der Eisenbahn baldigst anzunehmen. [Am 11. Januar. Es handelt sich um die Antwort des Verfassers auf das kaiserliche Telegramm vom Tage zuvor, vgl. o. S. 83 f.]

In dieser Frage hat man bei uns im Auswärtigen Amt sich augenscheinlich nicht die Mühe gegeben, meine Telegramme mit Sorgfalt zu lesen. Auf meinem Marsch nach Peking erhielt ich ein höchst aufgeregtes Telegramm des Kanzlers, von der Angst diktiert, ich könne unser Verhältnis zu England, das mit so vieler Mühe hergestellt sei, total verderben. Alles eine Folge schlechten Studiums meiner Meldungen. Ich bin in allen meinen Unterhandlungen mit den Verbündeten von peinlichster Vorsicht gewesen und habe doch auch die Genugtuung gehabt, daß mir nicht der geringste Vorwurf gemacht werden konnte. Auf diesem Gebiete lagen ja die Hauptschwierigkeiten für mich. Sehr bald beruhigte sich das Auswärtige Amt auch wieder; es stellte sich heraus, daß man durch einen unverschämten »Times«-Artikel eingeschüchtert worden war. Hätte ich mit solchen Empfindungen über die Eisenbahnkonvention verhandelt, so wäre die Gefahr, daß Rußland die Geduld verlor, viel größer und eine sehr ernste Verwicklung wahrscheinlich gewesen. Gerade in dieser Frage muß das Auswärtige Amt mir dankbar sein.

allen Gelegenheiten um Rat und wagen auch nicht die geringste Entscheidung zu treffen oder einen Schritt auf eigene Verantwortung zu tun. Dem Reichskanzler ist dies natürlich sehr bequem, es hat doch aber die bedenkliche Kehrseite, daß von Selbständigkeit nicht mehr die Rede ist, die Charaktere, falls überhaupt solche vorhanden waren, also ruiniert werden. Ich will nicht anklagen, sondern nur eine Tatsache erwähnen, die jedenfalls auf die Diplomaten aller Mächte zutrifft. Die ganze Karriere hat an Bedeutung und Reiz wesentlich verloren.

Man sprach übrigens viel davon, daß ich Statthalter in den Reichslanden werden solle; bei meiner Rückkehr aus China wurde ich von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht. Hohenlohes Verhalten dort soll nicht glücklich sein, und der Kaiser ihn fortnehmen wollen. Ich habe weder irgendeinen Anhalt dafür, daß der Kaiser einen Wechsel vorhat, noch dafür, daß er mich dorthin senden will. Ich gestehe offen, daß ich gerade diese Stellung, für die ich früher schon mehrfach in Betracht kam, gern annehmen würde; abgesehen davon, daß sie eine große und sehr unabhängige ist, bietet sie — und das ist der Reiz für mich — doch Gelegenheit, etwas zu leisten und sich für Kaiser und Reich nützlich zu machen. Leider haben wir die dreißig Jahre deutscher Herrschaft schlecht ausgenutzt, namentlich die Ära Manteuffel hat uns nicht vorwärts sondern geradezu rückwärts gebracht. Daß die Aufgabe nicht leicht ist, weiß ich sehr wohl. Die Ansicht, daß der Kaiser seinen Schwager Adolf nach Straßburg bringen will, die auch ich geteilt habe, hört man jetzt nicht mehr aussprechen. Ich meine, der Tod der Kaiserin Friedrich ist hierbei von Einfluß. Ihr großer Wunsch war es gewesen, die Tochter, nach der verunglückten Unternehmung auf Detmold,[1]) anderweit angemessen zu versorgen. Als vor zwei Jahren das Gerücht ging, Prinz Albrecht wolle von der Regentschaft zurücktreten, faßte sie sofort den Entschluß, die Tochter nach Braunschweig zu bringen, und ist auch heimlich dort gewesen, um das Schloß zu besichtigen.

Neudeck, zum Jahresschluß.

Fürst und Fürstin Donnersmarck sorgen in wahrhaft rührender Weise für mich; ich habe das Gefühl, völlige Genesung[2]) zu finden.

Am 6. abends kam der Kaiser und blieb bis zum 9. früh. Am 7. war die Jagd, bei der 4200 Fasanen erlegt wurden. Der Kaiser war in bester Stimmung und fühlte sich augenscheinlich hier wohl. Donnersmarck hatte sehr geschickt eingeladen; es waren nur Menschen anwesend, die der Kaiser gern mag und vor denen er sich völlig gehen lassen konnte. Auch die ganzen

[1]) Vgl. Bd. II, S. 442.
[2]) Vgl. o. S. 170, Note 1.

Arrangements waren sehr geschickt getroffen. Wer hätte noch vor zwei Jahren geglaubt, daß der Kaiser nicht allein beim Grafen Henckel jagen, sondern sich in dessen Gesellschaft wohl befinden, ihn zum Fürsten machen und in mancherlei ernsten Fragen seine Ansicht hören werde! Wir leben wahrlich in einer Zeit wunderbaren Wechsels und der Überraschungen. Für mich war der Monarch voller Attentionen, vorwiegend davon ausgehend, daß ich schonungsbedürftig sei, was allerdings zutraf. Bei der Abreise sagte er zum Ehepaar Donnersmarck: „Ich verpflichte Sie, den Feldmarschall hier zu behalten, bis er gesund ist.“[1])

Nach der Abreise des Kaisers waren keine Gäste mehr hier, so daß wir im kleinsten Familienkreise höchst angenehm lebten. Das Weihnachtsfest nicht in meinem Hause zuzubringen, schien mir anfangs ein schwerer Entschluß; da aber Marie kam, gestaltete sich alles anders, wir verlebten wirklich sehr schöne Tage.

Beim Jahresschluß erfüllt mich ganz das Gefühl des Dankes für all die Gnade, die mir Gottes Güte auch in diesem für mich so wichtigen Jahr erwiesen hat. Ich habe die mir in Ostasien gestellte Aufgabe glücklich und ohne Rückschläge zu Ende geführt und reiche Anerkennung geerntet; ich bin mancherlei Gefahren auf dem Lande wie auf dem Wasser glücklich entronnen und habe eine Fülle von interessanten Situationen erlebt, viel Neues und Großartiges namentlich in der Natur kennen gelernt. Daheim traf ich meine liebe treue Frau gesund und frisch an, wie auch alle mir sonst Nahestehenden, und bemerkte mit Stolz, wie Marie sich durch ihre unvergleichliche, auf festes Gottvertrauen gegründete Haltung die allgemeine Achtung erworben hat. Der einzige Rückschlag ist meine Erkrankung gewesen; aber auch sie scheine ich ja noch einmal völlig zu überwinden. Wie sollte ich da nicht tief gerührt und dankbar sein! Der Herr hat die Gebete erhört, die von mir und für mich zu ihm emporgesandt sind. In seinen und des Heilands Schutz befehle ich mich auch für das vor mir liegende Jahr.

Wie es im lieben Vaterlande aussieht, ist in wenigen Worten nicht leicht zu sagen, summa summarum nach meinem Dafürhalten aber nicht schön.

Nachdem die recht ungeschickte Behandlung der Kanalvorlage die Gemüter in Preußen sehr erhitzt hat, wird nun der neue Zolltarif schwere Kämpfe bringen. Es ist ein sehr verständiger, hauptsächlich von Podbielski vertretener Gedanke, die Kanalvorlage zunächst nicht wieder vor den Landtag zu bringen, sondern erst wenn der Zolltarif unter Dach ist.

---

[1]) [Nachtrag.] 1902, Februar. Ende Januar dinierte der Kaiser in Berlin bei Donnersmarck. Als er eintrat, sagte er: „Ich danke Ihnen für alles, was Sie für meinen Feldmarschall getan, und für den Dienst, den Sie damit mir und dem Vaterlande geleistet haben.“

Podbielski hat sich verpflichtet, danach die Kanalvorlage durchzubringen. Als vor drei Wochen einzelne Minister versuchten, die Kanalvorlage in die Thronrede einzuschmuggeln und Bülow nachgab, drohte Podbielski mit seinem Abschied und machte klar, daß die Konservativen aufsässig werden und sowohl Zolltarif wie Kanalvorlage fallen würden. Man hat dies eingesehen und sich gefügt, wobei entschieden mitwirkte, daß Podbielski zur Zeit augenscheinlich beim Kaiser, der ihn sehr oft empfängt, sehr gut angeschrieben ist. Ich habe mich hier bei der Jagd von diesem Faktum überzeugen können. Aus bester Quelle wurde mir bekannt, daß der Kaiser außer Bülow, Goßler und Podbielski seit dem Frühjahr keinen Minister mehr gesehen hat. Dadurch gewinnt Lucanus natürlich immer mehr Einfluß. Der Monarch vermeidet diesmal ein persönliches Hervortreten in der Kanal- und Tariffrage, behält aber die handelspolitischen Fragen scharf im Auge, schon wegen ihrer Beziehungen zur Marine, und ist viel in Verbindung mit Herrn Ballin. Zur Zeit steht die Polenpolitik im Vordergrunde des Interesses, man will jetzt andere Saiten aufziehen. Ich stehe dieser Sache mit größtem Mißtrauen gegenüber, da ich gar zu viele Schwankungen erlebte und ganz genau weiß, daß wir nicht vorwärts gekommen sind, weil wir alle fünf bis zehn Jahre das System wechselten. Ich habe die Frage vom Jahr 1815 an zu verfolgen gesucht und glaube einige Kenntnisse zu besitzen. Schwerlich wird der jetzige Kurs drei Jahre anhalten! Auch in dieser Frage hat der Kaiser den Fürsten Donnersmarck um seine Ansicht gebeten, die dieser sehr verständigerweise allein in bezug auf die ihm genau bekannten oberschlesischen Verhältnisse geäußert hat. Die Frage ist eine vorwiegend katholische. Haben wir Mittel, auf den Heiligen Stuhl in der Richtung zu wirken, daß man dort die Dinge nicht gegen uns ausbeutet und womöglich den deutschen Klerus abhält, für die Polen Partei zu nehmen — die ultramontanen Führer würden es mit Begeisterung tun —, so wäre ein Vorwärtskommen gegenüber den polnischen Unverschämtheiten möglich; sonst nicht. Im großen und ganzen möchte ich sagen, daß erhebliche Veränderungen in der Stimmung im Innern nicht eingetreten sind, seit ich nach China abging, nur ist die Haltung der Sozialdemokraten noch dreister geworden, und wird ihr Einfluß immer bemerkbarer. Man fürchtet sich vor ihnen, weil man nicht weiß, wie man ihnen gegenüber operieren soll oder nicht den Mut hat, den Kampf mit ihnen aufzunehmen.

Eine recht betrübende Angelegenheit ist das Insterburger Duell.[1]) Rein aus Furcht vor dem Geschrei der Liberalen ist der Regimentskommandeur[2])

---

[1]) Hierbei war ein Leutnant des 43. Infanterieregiments von einem Oberleutn ant erschossen worden.

[2]) Oberst Eben.

zum Abschiednehmen genötigt worden. Hätte er das Duell verhindert, so wäre er möglicherweise auch verabschiedet worden, nur nicht mit soviel Lärm und in einem für die Welt derartig erkennbaren Zusammenhange. Man sagt mir, daß in der Armee die vorhandene Mißstimmung, die sich besonders stark gegen den Kriegsminister richtet, stark im Zunehmen ist. In den höheren Stellungen hat ein Gefühl der Unsicherheit Platz gegriffen, das unmöglich Dienstfreudigkeit erzeugen kann. Dem Kriegsminister wird unzulängliche Vertretung der Armee im Reichstage und völlige Willenlosigkeit dem Kaiser gegenüber vorgeworfen.

Der inzwischen zum Reichskanzler avancierte Staatssekretär Bülow hat in den anderthalb Jahren seiner Amtszeit bei allen Liberalen verloren, gleichwohl bei Konservativen und Ultramontanen wirkliches Vertrauen sich nicht erwerben können. Seine Reden haben immer sehr schön geklungen, es fehlen aber die Taten. [...] Bülows Stellung beim Kaiser ist nach meiner Ansicht unerschüttert. Er ist dem Monarchen angenehm, weil er ihm niemals offen widerspricht. So bringt er notwendigerweise den hohen Herrn zum Überschätzen der eigenen Fähigkeiten und lädt eine schwere Verantwortung auf sich. Im November besuchte mich Ballin, der kurz vorher Gelegenheit gehabt hatte, mit dem Kaiser und Bülow in Hubertusstock zusammen zu sein. Er sagte mir: „Das kann unmöglich lange dauern; der Kaiser ist ein zu kluger Herr, um nicht zu durchschauen, daß Bülow ihm beharrlich Schmeicheleien sagt." Ich bin anderer Ansicht; es ist dem Kaiser bisher noch nicht zu viel geworden.[1]

1902

Hannover, Januar.

In der äußeren Situation hat sich nach meinem Dafürhalten wenig geändert, nur soll sowohl in Österreich als in Italien das Bedürfnis, mit uns gute Freundschaft zu halten, allmählich sehr an Wärme verlieren. Bei jenen arbeiten die Jesuiten, bei diesen die Franzosen mit Eifer gegen uns. Was ich schon vor meiner Chinafahrt empfand, daß unsere Politik uns soweit gebracht hat, völlig isoliert zu sein, gilt nunmehr im verstärkten Maße; es traut uns niemand, und überall wünscht man, daß es uns recht schlecht gehen möge. Nirgends versteht man unsere Politik, was auch ganz natürlich ist, da eine Schwankung der anderen folgt.

Jetzt sollen Versuche gemacht werden, uns mit Amerika auf einen besseren Fuß zu stellen. Daß wir seit geraumer Zeit dort nicht sonderlich angeschrieben sind, ist vorwiegend die Frucht englischer Arbeit, haupt-

[1] Vgl. auch S. 220 f.

sächlich durch großartige Preßbestechung,[1]) der wir ruhig zugesehen haben. Wenn es uns gelingen sollte, die Stimmung in Amerika zu ändern, was gegenüber dem neuen Zolltarif nicht leicht ist, so würde ich dies für einen großen Gewinn halten. Grund, mit Amerika schlecht zu stehen, ist wirklich nicht vorhanden, während England durch Kanada und seinen Antillenbesitz leicht mit ihm in Differenzen geraten könnte. Die Stimmung in England uns gegenüber ist immer noch sehr schlecht; man ärgert sich dort über jedes Wort, welches hier für die Sache der Buren gesagt wird.

In[2]) den amtlichen Kreisen Englands besteht tatsächlich große Verstimmung gegen Bülow. Chamberlain hauptsächlich gibt da den Ton an.[3]) Unser Kanzler hat in seiner Reichstagsrede[4]) gegen die taktlosen Ausfälle, die Chamberlain auch gegen unsere Kriegführung 1870/71 richtete,[5]) den Fehler gemacht, den englischen Minister persönlich anzugreifen; er hat dabei der Stimmung, die sich bei uns am Biertisch breit machte und leider auch in Protesterklärungen Ausdruck fand, viel zu viel Gewicht beigelegt und sich augenscheinlich vor dieser verneigt.

1. Februar.

Am 14. Januar reisten wir von Neudeck ab, voll Dank gegen das Ehepaar Donnersmarck, das ein so warmes Herz für mich gezeigt und so rührend für mich gesorgt hatte, vor allem aber voll Dank gegen Gott, der mir die Gesundheit wieder schenkte.

Von Berlin fuhr Marie nach Hannover zurück, während ich noch dort blieb, um das Kapitel des Schwarzen Adlerordens mitzumachen und viele gute Bekannte wiederzusehen. Zu Kaisers Geburtstag war ich wiederum in Berlin; die Feier verlief wie üblich, nur daß ein großes Diner im Weißen Saal und kein Galatheater stattfand. Der Monarch ist frisch und guter Dinge und läßt den Ernst der Zeit sich nicht anmerken. Sein lebendiges Temperament und die Veranlagung, an das zu glauben, was er hofft, helfen ihm über Sorgen leichter fort. Ob er sich die Zeit zu ruhigem Nachdenken nimmt, ist mir sehr fraglich, sicher bin ich aber darin, daß

---

[1]) [Anmerkung des Verfassers:] Vor drei Jahren unterhielt ich mich mit dem Kanzler Hohenlohe über diese Frage und sagte ihm, er müsse ansehnliche Summen dafür verwenden, um in Amerika Zeitungen für uns zu gewinnen und so den englischen Nichtswürdigkeiten gegenüber nicht wehrlos zu bleiben. Er gab mir wohl recht, erklärte aber, daß uns keine Mittel zu Gebote ständen, seit Caprivi die Dummheit begangen habe, den Welfenfonds herauszugeben. „Dann müssen Sie Geld vom Reichstag verlangen," erwiderte ich ihm.

[2]) Nachtrag, Ende Januar 1902.

[3]) Anders Eckardstein, a. a. O., II, häufig.

[4]) Vom 8. Januar.

[5]) In einer Rede zu Edinburgh am 25. Oktober 1901.

niemand es wagt, ihn ernsthaft auf mancherlei uns umgebende Gefahren aufmerksam zu machen und ihm zu sagen, daß seine Art Politik zu treiben zum Verderben führen kann. An hochfliegenden Plänen und edlen Zielen fehlt es dem Kaiser wahrlich nicht, wohl aber an Menschenkenntnis und Lebenserfahrung. Wird er Deutschland zu erweiterter Macht und glänzenderer Stellung verhelfen oder wird er den Bau zusammenbrechen sehen, das ist die große Frage. Ich würde fest an ersteres glauben, wenn ich einen wohlüberlegten Plan erkennen und das Gefühl haben könnte, daß er mit Entschlossenheit verfolgt wird. Ich sehe aber seit dem Regierungsantritt nur Schwankungen und habe mir auf Grund ruhiger Betrachtung die Überzeugung gebildet, daß es zu großen Entschlüssen und zu hohem Einsatz nicht kommen wird. Sowohl im Innern wie nach außen bedürfen wir eben zielbewußter Führung. Wolle Gott, daß ich die Verhältnisse zu schwarz ansehe.

Der Kaiser will den Prinzen Heinrich nach Amerika senden zum Stapellauf einer neuen Jacht, bei dem eine Tochter des Präsidenten Roosevelt den Taufakt vollziehen soll. Mir scheint der Stapellauf einer Lustjacht ein zu unbedeutendes Ereignis, immerhin ist es aber ganz gut, mit Amerika mehr Fühlung zu gewinnen. Da Marie schon lange den Wunsch hat, ihre Heimat einmal wieder zu sehen, und auch ich Land und Leute dort gern kennen lernen möchte, hatten wir beschlossen, die Reise in diesem Frühjahr zu unternehmen; es war mit Ballin verabredet, daß wir am 4. April auf der „Deutschland" abfahren sollten. Ich bat Hülsen, den Kaiser zu fragen, ob er mir drei Monate Urlaub bewilligen wolle. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich aber, daß der Monarch die Reise nicht wünsche; er glaubt, daß es Aufsehen erregen könnte, wenn ich unmittelbar nach dem Prinzen Heinrich drüben erschiene. Zu Donnersmarck hat er sich ähnlich ausgesprochen, auch gesagt: „Ich kann ihn jetzt nicht entbehren." Was er damit meint, ist mir nicht klar. Mir persönlich sagte er: „Es ist mir lieber, wenn Sie hier bleiben, auch will ich Sie zur Krönung nach England schicken."[1]) Marie ist sehr betrübt, sagt sich aber auch, daß die Reise, die in amerikanischen Zeitungen schon mehrfach besprochen worden ist, für mich höchstwahrscheinlich sehr angreifend sein würde infolge der Belästigungen durch die Reporter, dann aber auch durch mannigfache Feiern namentlich seitens der Deutschen. Da ich nie in England war, freut mich die Aussicht, bei dieser eigenartigen Gelegenheit dorthin zu kommen, sehr.

15. Februar.

Die Reise des Prinzen Heinrich bekommt allmählich ein ernsteres Gesicht, als ich gedacht hatte. Man trifft drüben augenscheinlich große Vor-

---

[1]) Vgl. u. S. 186 ff.

bereitungen zu seinem Empfange. Sehr geschickt haben wir es zu allgemeiner Kenntnis gebracht, daß England bei Ausbruch des Krieges mit Spanien keineswegs Amerika freundlich, Deutschlands Haltung aber durchaus loyal gewesen war. In England ist man wütend und fühlt sich sehr getroffen; eine bessere Maßregel, für die Reise des Prinzen Stimmung zu machen, konnte es kaum geben; es ist wirklich ein Glück, daß den Engländern endlich einmal die Maske abgenommen ist, und daß die Welt sieht, was für elende Heuchler sie sind.

Inzwischen ist der englisch-japanische Vertrag bekannt geworden.[1]) Die meisten Menschen verstehen seine Bedeutung nicht. Nach meiner Meinung liegt er in unserem Interesse, da er die Kluft zwischen Rußland und England nur verschärft und da er Japan die Franzosen vom Leib hält, es also mit Rußland allein läßt. Wir können ruhig zusehen und die Unbeteiligten spielen.

Podbielski fängt an, mehr hervorzutreten, derart, daß man geneigt ist, ihn für einen Kanzlerkandidaten zu halten. Ich hoffe, er läßt sich nicht den Kopf verdrehen. Bei aller Tüchtigkeit ist er für den Kanzlerposten doch nicht geeignet. Ich würde alles nur für elenden Klatsch halten, wenn nicht Czapski die Sache ernster zu nehmen schiene. Er geht im Kanzlerpalais aus und ein, kennt die ganze politische Welt und ist ein feiner Beobachter.

22. Februar.

Zu den vielen Zukunftsplänen des Kaisers gehört die Aussöhnung mit Frankreich. Auch Bismarck hatte diesen Gedanken, nur war sein Verfahren ein anderes. Er hat seit dem Jahre 1871 mancherlei Rücksichtnahme für Frankreich gehabt und in Fragen, die uns nicht direkt berührten, wie den kolonialen, sich stets wohlwollend verhalten, auch auf die Gefahr hin, England zu verstimmen. Der jetzige Kaiser geht lebhafter vor, sicherlich zu lebhaft. Worauf er hinaus will, merken die Franzosen natürlich ganz genau; sie nehmen alle Höflichkeiten an, ohne sich blenden zu lassen. Es ist aber zweifellos, daß die große Masse der Franzosen die Reichslande nicht mehr sehr interessieren, und daß die Revancheidee wirklich fanatische Anhänger nicht viele mehr hat. Man will vor allem Geld verdienen und ist nichts weniger als kriegslustig. Auch die französische Armee ist es keineswegs; der großen Masse wäre ein Krieg mit England viel sympathischer. Ernste Politiker in Frankreich beschäftigen sich schon längst mit der Aussöhnungsfrage; es ist wohl als ein Fortschritt für uns anzusehen, daß sie das Elsaß preisgeben und nur Lothringen wiederhaben wollen, auch geneigt sind, dafür Opfer zu bringen, wie z. B. Madagaskar. Wie wir

[1]) Vom 30. Januar 1902; zur Aufrechterhaltung des status quo in Ostasien und der Integrität von China und Korea.

uns demgegenüber verhalten sollen, ist schwer zu sagen; ich meine, daß wir Lothringen behalten und mit Rußland wieder auf einen guten Fuß kommen müssen. Zeitgewinn ist auch hier von großer Bedeutung; allmählich werden die Franzosen auch Lothringen verschmerzen. Niemals dürfen wir aber vergessen, daß bei ihrem Charakter die Revancheidee leicht aufleben kann, dies würde sicherlich geschehen, wenn wir mit England Differenzen bekommen, was doch leicht möglich ist. Herr Delcassé soll ganz der Mann sein, solche Konjunktur wahrzunehmen, und Herr Chamberlain würde mit Freuden einschlagen; an ihm haben wir einen fanatischen Feind, den man im Auge behalten muß, da er ein rücksichtsloser Patron ist und wahrscheinlich eine leitende Stellung in England einnehmen wird.

Unter solchen Umständen müssen wir betriebsam Zwietracht zwischen England und Rußland schüren, um so mehr, als beachtenswerte Kräfte tätig sind, um England mit Rußland auszusöhnen und uns zu isolieren. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß eine Annäherung Österreichs an Rußland stattgefunden hat. Wohl weiß ich, daß Kaiser Franz Joseph gegen uns keinen Krieg führen möchte, aber weniger aus Zuneigung für uns, als weil er ein alter Mann ist, der nicht noch einmal einen Krieg erleben will. Sein Nachfolger, höchstwahrscheinlich in der Hand der Jesuiten, denkt sicherlich anders. Gleichzeitig höre ich, daß der Kaiser sich von Goluchowski trennen will und der als sehr russenfreundlich geltende [1]) Aehrenthal Aussicht hat, sein Nachfolger zu werden. Beachtenswert ist auch, daß die Ungarn, sonst fanatische Feinde Rußlands, jetzt diesem wohlgesinnt erscheinen. Daß Österreich uns treu bleiben sollte, wenn wir eine überlegene Koalition uns gegenüber haben, glaube ich unter keinen Umständen. Es soll ein Lieblingsgedanke mancher Politiker sein, einen Zustand zu schaffen wie vor dem Siebenjährigen Kriege; der gewaltige Unterschied ist dann nur der, daß es damals in Englands Interesse lag, zu uns zu halten, während nach Auffassung vieler Engländer jetzt ihr Interesse ist, uns zu vernichten.

Bei Betrachtung unseres Verhältnisses zu Rußland hat mich immer die Überzeugung geleitet, daß der Zar ein schwacher Mann und nichts weniger als kriegslustig ist. Dazu kommt die finanzielle Not, die dazu rät, Ruhe zu halten. Es existiert aber im Lande eine starke kriegslustige Partei, und die Frage ist, ob der Kaiser stark genug sein würde, gegenzuhalten, wenn die Kriegstreiber dringlich würden, namentlich wenn sie geltend machten, daß gegenüber den bedenklichen sozialen Zuständen eine Ablenkung erwünscht sei. Für uns wäre es gewiß das beste, wenn Rußland im Innern ausreichend zu tun hätte.

---

[1]) Vgl. Friedjung, a. a. O., II, S. 149. Der Wechsel erfolgte übrigens erst am 24. Oktober 1906.

Wer dereinst die Geschichte der Regierung Kaiser Wilhelms II. schreiben wird, hat eine heikle Aufgabe. Gott gebe, daß bald eine Wendung zum Besseren eintritt, und der gute Kaiser, dessen viele vortreffliche Eigenschaften ich voll anerkenne, ebenso wie seinen besten Willen und sein Streben nach edlen und hohen Zielen, noch den Ruhm erntet, das Deutsche Reich gefestigt und gefördert zu haben. Heute ist es noch lange nicht soweit; im Gegenteil bin ich der Ansicht, daß wir im Jahre 1888 angesehener in der Welt dastanden als jetzt.

19. März.

Prinz Heinrich ist in der Tat in Amerika in einer Weise gefeiert worden, die alle Erwartungen weit überschritten hat; er muß seine Sache wirklich gut gemacht haben. Sein ruhiges Temperament und das offene Auftreten ohne alle Neigung zur Mache sind augenscheinlich für das dortige Publikum das Richtige gewesen. Leider verfallen nun viele Zeitungen bei uns wieder in den Ton, den Kaiser als Urheber der Reise, als den Mann von klarem Blick und großen Gesichtspunkten in überschwenglicher Weise zu feiern. Da soll der Herr nicht eitel werden und nicht glauben, daß er doch weit klüger sei als alle anderen. Ich meine, es ist gut, erst abzuwarten, welche Folgen sich herausstellen werden.

In Berlin zeigen die Reichstagsverhandlungen über den Zolltarif ein recht betrübendes Bild. Es ist eine Zerfahrenheit und ein Mangel an klarem und kräftigem Auftreten bei der Regierung, so daß niemand auch nur mit einiger Sicherheit sagen kann, worauf das alles hinauslaufen wird.

Leider ist der Kaiser noch immer in sehr verbissener Stimmung gegen die Agrarier und hat sich auch einreden lassen, daß darunter die ostelbischen Konservativen zu verstehen seien, während doch zur Zeit das ganze Zentrum und ein ansehnlicher Teil der Nationalliberalen entschieden agrarisch gesinnt sind. Ich meine, mit solcher Majorität müßte eine geschickte Regierung etwas anfangen können. Tief bedauerlich ist es, daß so viele konservative Elemente verbittert sind; es wäre ein großes Unglück, wenn zwischen ihnen und der Krone sich eine Kluft auftäte. Gerade in jenen Kreisen, z. B. der kleinen Gutsbesitzer und Bauern, fand man bisher die sichersten Royalisten, die sich um Politik nicht kümmerten. Erst die unglückliche Ära Caprivi, die sie in ihren materiellen Interessen schwer bedrohte, hat sie dazu geführt, sich zusammenzuschließen. Der Bund der Landwirte, dessen Auftreten ich oft nicht billigen konnte, ist doch nur ein Produkt Caprivischen Unverstandes.

In der Armee hat eine Veränderung meinen vollsten Beifall: die Ernennung des bisherigen Chefs des Ingenieurkorps v. d. Goltz zum Kommandierenden General des I. Armeekorps. Goltz ist wirklich ein sehr ge-

scheiter Mann, hat sich aber, als er Chef des Ingenieurkorps wurde, der Neigung des Kaisers zur Anlage von Befestigungen nicht allein ganz hingegeben, sondern sich bemüht, den Kaiser noch zu überbieten. Ich bin seit langem betrübt darüber, daß allmählich der Geist der Offensive bei uns einer Angstmeierei Platz gemacht hat, und war geradezu verbittert, als ich erfuhr, mit welchen Plänen Goltz sich trägt.

Daß [1]) Goltz das Ingenieurkorps abgegeben hat, ist nach meinen Ermittlungen hauptsächlich das Verdienst Hülsens; dieser wies den Kaiser darauf hin, daß der offensive Geist durch die vielen Befestigungen leiden müsse und sagte dabei: „Wir kommen ja durch die Drahthindernisse, die wir selbst angelegt haben, nicht hindurch." Tatsächlich hat die Absicht bestanden, im Schwarzwald ausgedehnte Befestigungen anzulegen und waren bereits Geländeankäufe erfolgt. Um sie rückgängig zu machen, haben fünf Millionen gezahlt werden müssen! Als ich von der Absicht hörte, am Oberrhein und dicht bei Basel Forts anzulegen, habe ich mich nicht enthalten können zu sagen: „Ich schlage vor, mit dem Geld, das die Forts kosten sollen, einige feste Brücken zu bauen, um den Franzosen den Rheinübergang zu erleichtern, denn je weiter sie in einem frühen Stadium des Krieges in Süddeutschland eindringen, desto größer wird die Katastrophe sein, die wir ihnen durch energische Offensive bereiten können!"

Eine Änderung, die viel Kopfschütteln erregt hat, ist die, daß General v. Bock, der Kommandierende General des Gardekorps, das XIV. Armeekorps erhalten hat. Ich selbst freue mich darüber, da auf diese Weise der vortreffliche General dem Dienst länger erhalten bleibt, es ist aber doch traurig, daß solche Veränderung, die in den Augen der Welt als Zurücksetzung gelten muß, geschieht, damit der Freund des Kaisers, General Kessel, das Gardekorps erhalten kann.

22. März.

Großes Aufsehen macht mit Recht der neue russisch-französische Vertrag.[2]) Er ist sicherlich eine Folge des englisch-japanischen und auch deswegen von Bedeutung, weil hier zum ersten Male amtlich und vor der Welt von dem russisch-französischen Bündnis gesprochen wird. Die Japaner hatten daher ganz richtigen Wind, als sie mir sagten, sie hätten die Befürchtung, daß bei der Anwesenheit des Herrn Delcassé in Petersburg der Zweibund auch auf Ostasien ausgedehnt sei. In unserem Auswärtigen Amte wollte man es nicht recht glauben, und der Kaiser sagte

[1]) Nachtrag. April 1901.

[2]) Verfasser meint die von der „Agence Havas" am 20. Februar veröffentlichte offiziöse Note über die Stellung Rußlands und Frankreichs zu dem englisch-japanischen Bündnis vom 30. Januar. (Vgl. Schultheß, a. a. O., 1902, S. 238 f.)

mir, er werde es nicht dulden, daß bei einem japanisch-russischen Kriege Frankreich aktiv an die Seite Rußlands trete. Das ist ja nun auch nicht nötig, seitdem England sich mit Japan verbündet hat. Wir sind in der angenehmen Lage, ruhig zusehen zu können, wenigstens zunächst, und uns nicht den Haß der einen oder der anderen Partei zuzuziehen. Sehr wichtig für uns wird die Haltung Amerikas sein; ich vermute, es wird sich, ebenso wie wir, nach keiner Seite binden. Wenn sich die Franzosen jetzt so offen den Russen angeschlossen haben, so müssen sie dabei eine besondere Absicht haben. Ich glaube, es handelt sich um Erweiterung ihres hinterindischen Besitzes, also Erweiterung ihrer Grenzen nach Norden auf Kosten Chinas. Voyron, der die Verhältnisse kennt, war noch im vorigen Jahr dagegen, sagte mir aber, daß der Generalgouverneur Doumer die Sache eifrig betreibe. England würde es sehr ungern sehen, wenn Frankreich in dieser Richtung vorginge.

28. März.

Heute ist hier Fürst Münster nach kurzem Krankenlager gestorben. Er war ein vornehm denkender Mann von großer Welterfahrung, der in Rußland, England und Frankreich als Diplomat gewirkt hatte, dazu ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter und Hausherr. In sehr verständiger Weise versuchte er 1866 den König Georg auf die richtige Bahn zu bringen. Wäre dieser störrische, vom Größenwahn befallene Mann dem Rate Münsters gefolgt, so würde Hannover noch heute selbständig sein und nicht mehr geopfert haben als Sachsen. — Ich verliere in dem Fürsten, den ich seit langen Jahren kenne, einen zuverlässigen Freund.

Leider hat Münster den richtigen Moment, seinen Abschied zu nehmen, verfehlt. Allerdings war er der Stellung in Paris völlig gewachsen und dort sehr angesehen, immerhin begannen die Körperkräfte abzunehmen; die Arbeitskraft ließ etwas nach, was bei achtzig Jahren doch nur natürlich ist. Man nötigte ihn zum Rücktritt, und zwar in denkbar unzarter Weise, was den Fürsten tief verletzte. Sein Groll richtete sich zunächst gegen den Reichskanzler und dann gegen Holstein, in dem er wohl mit Recht den Urheber sieht. Bis zu seinem letzten Atemzuge hat er den Schmerz über jenen Vorfall nicht verwunden.

29. März.

Nach seiner Verabschiedung hat der mit Recht verbitterte Fürst Münster sich mehrfach sehr scharf über das Verhalten Bülows ausgesprochen und dabei angeblich auch Wendungen gebraucht wie, er werde den Leuten zeigen, daß er nicht ganz abgestanden sei, daß er ein gutes Gedächtnis habe und noch schreiben könne. Das ist den Herren in der Wilhelm-

straße in die Glieder gefahren, sie fürchteten Veröffentlichungen [1]) und haben den ganzen, wie es ja immer der Fall ist, maßlos übertriebenen Klatsch an den Kaiser gebracht. Dieser hat sich leider dazu hergegeben, an Münster zu schreiben, wodurch natürlich neue Erbitterung entstand. Ferner wurde es Münster übel vermerkt, daß er sich über Radolin und dessen Wahl zum Botschafter in Paris sehr abfällig aussprach. Hat er aber in diesem Fall unrecht? Radolin vermochte sich in Petersburg keine gute Stellung zu machen, und aus Paris schrieb mir in diesen Tagen ein guter Freund über Radolins Harmlosigkeit [...]

10. April.

Vorgestern bin ich siebzig Jahre geworden! Wenn ich auch an Lebensabschnitte dieser Art nicht zu glauben vermag, doch immer ein Tag, der zu ernsten Betrachtungen und Rückblicken Anlaß gibt. Welch reiches, sichtlich gesegnetes Leben liegt hinter mir! Eine militärische Laufbahn so glänzend, wie sie selten jemand beschieden worden ist, eine geachtete Stellung weit über den Kreis der Näherstehenden hinaus, ja, ohne Überhebung kann ich sagen: in der ganzen Welt, ein Leben, das eigentlich nie ernste Sorgen beschwerten, größere körperliche Rüstigkeit im Vergleich zu den meisten Altersgenossen, und seit achtundzwanzig Jahren eine edle, fromme und tüchtige, überall hochgeachtete Frau, durch die mein Glück gekrönt wurde. Ich möchte glauben, daß eine ähnliche Bevorzugung kaum je dagewesen ist. Sicherlich gibt es nur sehr wenige Menschen, welche in dem Maße zu danken haben wie ich. Manchmal, wenn ich mir Rechenschaft von meinem Leben abzulegen versuchte, hat mich das Gefühl bedrückt, daß mir hienieden zuviel des Guten beschieden sei im Vergleich zu vielen anderen, die mehr geleistet haben und besser gewesen sind als ich, und daß dereinst gar zu viel von mir verlangt werden müßte. Auch sagte ich mir wohl: Es geht dir so gut, daß es nicht immer so fortgehen kann, es werden auch noch Prüfungen kommen. Tatsächlich ist es aber noch immer so weiter gegangen.

Ich habe aber an diesem Tage auch den Menschen zu danken. Ich wurde mit Beweisen von Liebe, Freundschaft und Achtung wahrhaft überhäuft und vielfach reich beschenkt. Wenn ich Zahl und Art meiner Freunde mustere, wahrlich, ich kann stolz sein. Ich hoffe, auch nicht allzu viele Neider oder gar Feinde zu haben. Ein Siebzigjähriger kann doch niemand

[1]) Am 28. März telegraphierte der Kaiser an den Verfasser: „Bin tief betrübt über das Hinscheiden des alten Münster, der mir von meiner Kinderzeit an so bekannt und so eng verbunden mit der Entstehungsgeschichte unseres Reiches war. Bitte mich zu vertreten bei den Feierlichkeiten und wenn tunlich, Sorge zu tragen, daß seine politischen Papiere mir zur Durchsicht geschickt werden, da er zu meinen Eltern so nahe Beziehungen gehabt. Wilhelm I. R."

besondere Sorge bereiten, allmählich muß man sich doch klarmachen, daß es vermessen von mir wäre, noch irgendwelche ehrgeizige Absichten zu haben. Ich wünsche wahrlich nichts anderes, als meine Tage in Ruhe beschließen zu können, und würde dem Kaiser sehr dankbar sein, wenn er mich in meiner Stellung, die ich ein paar Jahre vielleicht noch ausfüllen kann, noch etwas belassen wollte.

4. Mai.

Am 1. war das fünfzigjährige Dienstjubiläum des Generals Planitz, zu dem ich in Berlin blieb. Planitz wird den Abschied nehmen und handelt richtig; gleichwohl beklage ich es, weil er einer unserer tüchtigsten Generale ist. Ich hatte, allerdings nach dem Diner, eine lange Unterhaltung mit dem Kriegsminister und mußte von ihm zu meinem nicht geringen Erstaunen die feurigsten Liebeserklärungen hören. Er sagte mir mehrfach: „Sie sind der einzige, der in der Lage ist, dem Kaiser offen eine Ansicht auszusprechen; auf Sie allein setzen wir unsere Hoffnungen.“ Worauf er eigentlich hinaus will, ist mir nicht klar.

In Berlin fand ich meinen früheren Eindruck, daß der Kaiser mit den Konservativen brechen wolle, nicht allein bestätigt, sondern erfuhr auch, daß der Reichskanzler die Evolution mitmachen würde. Ich zweifle nicht einen Moment an letzterem. Mehrere Äußerungen des Kaisers, die ich selbst hören konnte, zeigten, in welchem Maße er gegen die Konservativen — die, Gott sei Dank, etwas Rückgrat zeigen — aufgehetzt ist. Die inoffiziellen Ratgeber spielen eine größere Rolle als je, die Minister so gut wie gar keine.

Leider verwickelt sich der Reichskanzler immer mehr in den Netzen der Katholiken. Als ein Glück sehe ich es hierbei an, daß das Zentrum, wenigstens ein großer Teil desselben, sich von unserer neusten Polenpolitik abwendet und sich der Polen, deren Unverschämtheit alle Grenzen übersteigt, annimmt. Will der Kaiser die neuste Polenpolitik nicht wieder aufgeben — ein halbes Jahr ist doch ein bißchen wenig; mehr als zwei Jahre lang konsequentes Festhalten habe ich allerdings nicht erwartet —, so wird er mit den Katholiken erneut Differenzen bekommen. Ein sehr erfahrener Parlamentarier versicherte mir, daß sich ein Bündnis zwischen dem Zentrum und den Sozialdemokraten vorbereite, auf Grund dessen sie bei kommenden Wahlen sich gegenseitig Hilfe leisten sollen. Meine alte Ansicht, daß wir einer großartigen, durch die Jesuiten geleiteten Verschwörung gegenüberstehen, deren Ziel es ist, das protestantische Kaisertum zu Fall zu bringen und Deutschland wieder zum Spott der Welt zu machen, findet immer mehr Bestätigung. Behalten dies unsere Staatsleiter im Auge? Sie verbrauchen ihre Kraft bei Tagesfragen.

16. Mai.

Der Kaiser hat bei seiner Anwesenheit in Straßburg den Diktaturparagraphen[1]) aufgehoben. Wenn ich auch ein vollgültiges Urteil wohl nicht habe, so scheint mir doch, daß wir mit der Aufhebung noch längere Zeit hätten warten müssen. Hat sich Köller mit der dortigen katholischen Geistlichkeit angefreundet? So etwas glückt selten; ich bin nicht einen Moment in Zweifel, daß jene so antideutsch gesinnt bleiben wird wie bisher.

28. Mai.

Während ich in Düsseldorf[2]) war, starb in Köln der Erzbischof Simar, ein sehr verständiger Mann von ehrenwertem Streben. Man konnte von ihm überzeugt sein, daß er auf seine Untergebenen einen guten Einfluß ausübte und sich von Hetzereien fernhielt; ich glaube, es wird schwer sein, einen ebenso guten Nachfolger zu finden.

Ende September.

Ich bin lange nicht zu ruhigem Schreiben gekommen, hauptsächlich wohl wegen vielfacher Abwesenheit.

Vertraulich erhielt ich seinerzeit die Nachricht, daß Graf Metternich[3]) in Berlin die Bitte ausgesprochen habe, ich solle bei dem Diner, das Lord Roberts während der Krönungszeit mir geben würde,[4]) mich wohlwollend über die englische Kriegführung in Südafrika äußern. Es sei so etwas dringend nötig, da sich die Stimmung gegen Deutschland zunehmend verschlechtere. Später hörte ich auch, die Stimmung sei so allgemein schlecht, daß die Herren unserer Botschaft es in ihren gesellschaftlichen Beziehungen zu empfinden anfingen. Bald darauf kam auch die Einladung vom Feldmarschall Roberts zum Diner am 22., also dem Tage vor der offiziellen Ankunft der Masse der Krönungsgäste.

Natürlich wünschte ich den Kaiser wegen des Robertschen Diners zu sprechen; der Monarch hatte dieselbe Empfindung gehabt und befahl mir, nach Aachen zu kommen. Ich machte dort den feierlichen Einzug und die Begrüßungen im Rathause mit und hatte dann auf der Fahrt nach Düsseldorf mit dem Kaiser ein langes Gespräch. Sein Ergebnis war, daß an Metternich telegraphiert werden konnte — Tschirschky, der Ver-

---

[1]) Der in Kraft gebliebene § 10 des Verwaltungsgesetzes vom 30. Dezember 1871 in Verbindung mit § 2 des Verfassungsgesetzes vom 4. Juli 1879. Es handelte sich um die außerordentlichen Gewalten des Statthalters.

[2]) Zu militärischen Besichtigungen.

[3]) Der deutsche Botschafter in London Graf Wolff-Metternich.

[4]) Verfasser sollte sich dem Prinzen Heinrich, der als Vertreter des Kaisers bei der Krönung Eduards VII. ausersehen war, anschließen, wie er vermutete, um durch diese Handlung dem Danke dafür Ausdruck zu geben, daß ihm englische Truppen in China unterstellt worden waren.

treter des Auswärtigen Amtes, war zugegen —, er solle den Entwurf zu einer Rede vorbereiten und mir bei meinem Eintreffen vorlegen. Lord Roberts sollte von dem Wortlaut vorher in Kenntnis gesetzt werden, und ich vom Blatt ablesen dürfen.

Die Seereise ging bei schönem Wetter gut vonstatten; Admiral Koester und Kapitän v. Usedom hatten sich angeschlossen. In Queenborough stand ein Salonwagen bereit. Bei der Ankunft in London großer Empfang durch Admiral Fullerton, der den Ehrendienst beim Prinzen Heinrich haben sollte, Lord Fitz Maurice, Adjutanten des Feldmarschall Roberts, Oberleutnant Davies von den Life Guards, zum Dienst bei mir bestimmt, sodann das Personal der Botschaft, aber ohne Metternich, der dringend durch eine Reise aufs Land in Anspruch genommen war. In Hofequipagen nach Wimborne House, das vom Besitzer Lord Wimborne dem Könige für die Krönung zur Verfügung gestellt war und ausschließlich für den Prinzen Heinrich und seine Begleiter dienen sollte. Der Raum wurde dadurch etwas beschränkt, daß die Prinzeß, auf die zuerst nicht gerechnet war, mitkam. Das Haus ist sehr vornehm eingerichtet und seine Lage für unseren Zweck die denkbar beste.

Unser Militärattaché Graf Schulenburg[1]) brachte mir sogleich den Entwurf zu meiner Rede. Nachdem ich zwei kleine Abänderungen vorgenommen hatte, wurde sie an Feldmarschall Roberts, von ihm zum Lord Landsdowne geschickt und kam umgehend mit der Antwort zurück, man würde sehr dankbar sein, wenn ich so sprechen wollte. Der Schwerpunkt lag in dem Worte „humanity",[2]) weil es angeblich die Engländer am meisten verbittert hat, daß man ihnen grausame Kriegführung vorhielt. Es war für mich ein eigenes Gefühl, solche Rede halten zu sollen, da ich davon durchdrungen bin, daß in der englischen Armee auch Akte der Grausamkeit und Roheit begangen worden sind.[3]) Aber wenn der Kaiser mich bittet, im Staatsinteresse so zu sprechen, so kann ich nicht gut anders als es tun, und muß die Anfeindungen, denen ich dafür zu Haus ausgesetzt sein werde, ruhig über mich ergehen lassen. —

Ich habe mich im Laufe der letzten Monate bemüht, in stiller Beobachtung einige Eindrücke über unsere Zustände zu gewinnen und bin zu dem Resultat gelangt, daß wir uns in einer Krisis befinden, von der kein Sterblicher das Ende mit einiger Sicherheit absehen kann. Wird der Kaiser das Deutsche Reich in aufsteigender Linie weiter-

---

[1]) Im Weltkriege Chef des Generalstabes des Deutschen Kronprinzen.

[2]) Der Verfasser schloß seinen Toast mit den Worten: „Wir wissen auch, daß die Offiziere und Mannschaften Ihres Heeres ihre Aufgabe mit der äußersten Hingabe, mit Tapferkeit und Menschlichkeit erfüllt haben."

[3]) Vgl. die bei Eckardstein, a. a. O., II, S. 391, mitgeteilte Äußerung des Verfassers zum Admiral Lord Charles Beresford vom Abend nach dem Diner bei Lord Roberts.

führen oder wird er es zugrunde richten? Dies ist eine Frage, die nicht mich allein, sondern manchen anderen Beobachter beschäftigt. Der mit so reichen Gaben gesegnete, vom allerbesten Willen erfüllte Herr hat gar zu viel angefangen, aber leider noch nichts zu Ende geführt und eine Verwirrung angerichtet, deren Lösung unabsehbar scheint. Ich behaupte, daß unter allen seinen Ratgebern (Reichskanzler, Minister, Staatssekretäre, Kabinettchefs, Chef des Generalstabes der Armee, Generalinspekteur der Marine usw.) auch nicht einer ist, der nicht mit schwerer Sorge in die Zukunft sähe. Die Bezeichnung Ratgeber für die genannten Stellen ist übrigens keine ganz richtige, denn wirklichen Rat will der Herr eigentlich überhaupt nicht, nur gelegentlich macht er von solchem Gebrauch, am liebsten fragt er Unberufene und gänzlich Unverantwortliche, dabei auch manchmal sehr Urteilslose. Er hat nicht die Spur von Sinn dafür, daß die genannten Herren doch eine Verantwortlichkeit haben; er verlangt unbedingten Gehorsam und findet ihn, abgesehen von Einzelfällen, in denen die Betreffenden mit besonderem Geschick operieren, auch immer. Ebenso besorgt wie die „Ratgeber“ sind auch die meisten Bundesfürsten.

Nun scheinen mir die Verhältnisse aber doch zu einer Entscheidung zu treiben. Die Zoll- und Handelsvertragsfrage hat die Geister allmählich sehr erhitzt und leider — es begann unter Caprivi — unsere sonst so ruhige und in der Masse durch und durch zuverlässige Landbevölkerung ganz kopfscheu gemacht. Die Konservativen müssen auf dem Lande die Führung zu behalten versuchen, wenn sie überhaupt noch eine Rolle spielen wollen, und geraten dadurch dem Kaiser gegenüber in eine höchst schwierige Lage. Er selbst ist seit ihrer Haltung in der Mittellandkanalfrage geneigt, mit ihnen völlig zu brechen. Wenn er es wirklich tun sollte, so beraubt er sich der einzigen, in schweren Zeiten wirklich sicheren Stütze und schafft sich Parlamente, mit denen er überhaupt nicht wirtschaften kann, denn die Konservativen sind die einzigen, die sich gegen seine autokratischen Neigungen nicht auflehnen werden. Nun hat sich die Finanzlage des Reiches sehr verschlechtert und muß dem Reichstag ein Defizit von mindestens 160 Millionen vorgetragen werden, was aber den Kaiser bisher noch nicht verhindert hat, ansehnliche Mehrforderungen für Armee und Marine zu machen. Erfahrene Parlamentarier sagen, daß auch nicht eine Mark bewilligt werden würde, ehe das Defizit seine Deckung gefunden hätte. Zur Deckung sollen in der Hauptsache die neuen Zölle helfen, aber auch deren Bewilligung ist noch sehr fragwürdig. Dazu hilft auch kein Übergang zu einer liberalen Richtung. Auf welche Leute soll in diesem Falle gerechnet werden? Freisinn, Fortschritt und wie die liberalen Schattierungen sonst heißen mögen, müssen doch, wenn sie Daseinsberechtigung haben wollen, zunächst konstitutionelle Verhältnisse herstellen, also dem Kaiser die auto-

kratischen Maßnahmen unmöglich machen. Ein großer Krach und eine Rückkehr zu den Konservativen wäre die Folge. Werden diese aber dann nicht den größten Teil der Macht an eine hartköpfige Agrarpartei verloren haben? Wie will der Monarch sich zum Zentrum stellen? Läßt er die Jesuiten herein, so verlangen diese, wenn auch vielleicht gegen Konzessionen, sofort die Volksschule; dann aber ist der Bruch mit dem Freisinn da. Bei all dem freuen sich die Sozialdemokraten und sehen siegesgewiß zu, wie die, welche gegen sie zusammenhalten müßten, sich gegenseitig zerfleischen. Wird außer ihnen noch irgend jemand zufrieden sein? Ich glaube es nicht. Das weiß ich aber ganz genau, daß jedes neue Jahr — viele können es allerdings nicht mehr sein — uns weiter zurückbringt und die Begriffsverwirrung steigert.

Sehr schlimm ist dabei, daß der Kaiser nicht darauf hinwirkt, Charaktere zu bilden, die wir so dringend brauchen, sondern im Gegenteil jede Neigung zur Selbständigkeit verloren geht. In der Armee zeigt sich dies schon jetzt. Niemand, die Höchstgestellten eingeschlossen, darf eine eigene Ansicht aussprechen, und manche sind leider schon soweit gekommen, genau darauf zu achten, wohin der Kaiser steuert, um dann sofort denselben Weg einzuschlagen, obwohl sie ihn für falsch halten. Dafür kann ich eine ganze Anzahl Belege geben. Die Mehrzahl der höheren Offiziere ist völlig verschüchtert, da jeder weiß, daß eine ungünstige Beurteilung genügt, der Laufbahn ein Ende zu bereiten.[1]) Die Folge ist natürlich, daß die meisten unter Preisgabe der eigenen Meinung nur das tun, was den nächsten Vorgesetzten befriedigen kann; die elendeste Schusterei wird also großgezogen. Soll die Armee, wenn so etwas lange dauert, Männer produzieren, die schweren Zeiten gewachsen sind? Da fortwährend von oberster Stelle betont wird, es müßte der Überalterung vorgebeugt werden, und als einziges Mittel scharfe Kritik bezeichnet wird, so sucht sich schon mancher dadurch selbst zu halten, daß er möglichst viele zur Schlachtbank führt. Schon seit einigen Jahren mache ich die Beobachtung, daß der Nachwuchs in der Generalität keineswegs an Qualität zunimmt, dies ist mir von verschiedenen Kommandierenden Generalen bestätigt worden. Bei dem jetzigen System muß er notwendigerweise schlechter werden. Nun kommt noch hinzu, daß der Kaiser — wie dies ja fast immer bei Fürsten der Fall — kein Menschenkenner ist. In der Hauptsache imponieren ihm die Macher und Schaumschläger. Da solche aber allmählich meist in ihrem Wesen erkannt werden, so hat der Monarch kaum noch Leute, die er selbst für tüchtig hält. In anderen Berufskreisen soll es ähnlich aussehen, es ist also schließlich ganz natürlich, daß der Kaiser im allgemeinen die Menschen gering ein-

[1]) Vgl. Generaloberst H. v. Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 284 f., 338.

schätzt; er vergißt aber, daß er selbst darauf hingearbeitet hat, alle Tüchtigkeit und Selbständigkeit auszurotten.

Wird er der Mann sein, uns allein in schweren Zeiten — solche haben wir vor uns — zu führen? Das ist die große Frage. Feine Beobachter wollen eine steigende Unruhe und Nervosität bei ihm wahrnehmen; diese hat letzthin mehrmals in Ausbrüchen großer Heftigkeit und andauernder übler Laune Ausdruck gefunden. Es ist zu fürchten, daß Enttäuschungen und Verdruß solche Erscheinungen sich wiederholen lassen werden, und an Enttäuschungen kann es für die Folge nicht fehlen. Gott gebe ihm Kraft, vor allem aber die Gelegenheit zu gewissenhafter Selbstprüfung, dann kann bei den wirklich hervorragenden Gaben vielleicht noch alles gut ablaufen.

In bezug auf äußere Verwicklungen hat sich allmählich eine Wandlung dahin vollzogen, daß England das einzige Land ist, mit dem wir in ernste Differenzen geraten können. Zur Zeit hat man dort noch die Folgen des südafrikanischen Krieges zu tragen und braucht eine Erholungsfrist; sie wird aber angewandt werden, um gegen uns immer mehr Stimmung zu machen. Das „Germaniam esse delendam" ist sehr verbreitet. Mit den „Times" an der Spitze setzen viele englische Zeitungen die Hetze gegen uns ganz systematisch fort. Sollte es ernst werden, so haben wir von keiner Seite auf Hilfe zu rechnen; im Gegenteil werden sich alle freuen, wenn wir Rückschläge erleben. Leider ist der Schaden, den England uns zufügen kann, ein ganz gewaltiger. Wer trägt aber die Schuld, daß wir da ohne Alliierten sein werden? Allein doch unsere Politik. Das Werben um Amerikas Gunst kann nie zu einem wirklichen Erfolge führen; das betreiben die Engländer auch seit längerer Zeit, und mit größerem Geschick als wir.

6. Oktober.

Der Industriekrach ist noch keineswegs überwunden. Die Arbeiter in den Städten haben es bei weitem nicht mehr so gut wie in den letzten Jahren, in denen sie durch hohe Löhne sehr verwöhnt worden sind. Hier war ein Rückschlag sehr nötig, weil die Leute zu verwöhnt und keineswegs zufrieden wurden. Eine gute Wirkung macht sich schon auf dem Lande geltend, indem der Zug nach der Stadt nicht mehr so stark ist.

12. Oktober.

Der Oberpräsident Goßler in Danzig ist gestorben, und Graf Stolberg hier in Hannover nimmt den Abschied. Es wird sich bald herausstellen, ob der Kaiser einen Systemwechsel nach der liberalen Seite hin beginnen

will. Spätere[1]) Erhebungen haben ergeben, daß Stolberg freiwillig gegangen ist; er sagt, seine Gesundheit verlange Schonung, auch könne er finanziell die Stellung schwer aufrechterhalten. Ich halte beides für richtig, hinzugekommen ist wohl noch, daß er fühlt, in Unterstützung der hiesigen konservativen Agitation zu weit gegangen zu sein und Rückschläge voraussieht, denen er möglicherweise ausweichen wollte.[2])

Aus absolut sicherer Quelle weiß ich, daß es allein der Kaiser ist, der in der Zollfrage den Wünschen der Reichstagsmajorität nicht nachgeben will.[3]) Die Gründe sind mir unverständlich. Allen voran stehen jetzt die wirtschaftlichen Fragen, und seit vielen Jahren haben wir endlich wieder eine kompakte Majorität durch das Zusammengehen der Konservativen mit dem Zentrum — nebenbei eine Gemeinschaft, die mir persönlich sehr unsympathisch ist —, und nun will der Kaiser sie nicht ausnützen! Was will er an ihre Stelle setzen? Zu einer leidlich geschlossenen Partei kann er nur kommen, wenn er sich mit den Sozialdemokraten anfreundet. Es sieht in der Tat so aus, als ob wir vor großen Erschütterungen stehen.[4]) Die äußere Politik tritt da ganz zurück.

Philipp Eulenburg will in der Tat den Abschied nehmen; er soll wirklich ernsthaft leidend sein. Aber auch die Freundschaft mit dem Kaiser ist nicht mehr die alte; worin die Abkühlung liegt, habe ich noch nicht erfahren. Sein Nachfolger wird vielleicht Hatzfeldt,[5]) wogegen auch nichts einzuwenden wäre.

19. Oktober.

Vielfach[6]) stößt man auf Mißtrauen gegen den Reichskanzler. Seine besten Freunde sind die Zentrumsleute, was natürlich nichts als eine Komödie ist; sie trauen ihm nicht über den Weg. Wieweit sie ihn in der Hand haben, kann ich nicht genau beurteilen. Lichnowski geht im Hause Bülow ein und aus. [. . .] Mehrfach hat Bülow bei aufsehenerregenden Maßnahmen ganz harmlos erklärt: „Ich kann nichts dafür, das ist allein

[1]) Nachtrag.

[2]) Am 15. Oktober notierte der Verfasser: Ich bedauere, daß Stolberg fortgeht; er war ein durch und durch vornehmer Mann und sehr fleißiger und erfahrener Beamter. Er hat nach meiner Ansicht darin gefehlt, daß er die offene Beteiligung seiner Beamten an der konservativen Bewegung zugelassen hat. Eine Anzahl von diesen ist gar zu dreist hervorgetreten und hat dadurch die Nationalliberalen, mit denen man doch hier rechnen muß, sehr verbittert. Daß diese sich durch eifriges Intrigenspiel revanchiert haben, ist wohl zweifellos. Hinzugetreten ist auch die momentane Neigung des Kaisers für den Liberalismus.

[3]) Vgl. Hartung, Deutsche Geschichte von 1870—1914, S. 202.

[4]) Der neue Zolltarif ist dann schließlich, wenn auch nach langwierigen parlamentarischen Stürmen, am 14. Dezember morgens $4^1/_2$ Uhr, vom Reichstage angenommen worden. Vgl. S. 197.

[5]) Fürst Hermann Hatzfeldt, Herzog v. Trachenberg.

[6]) Verfasser war kurz vorher drei Tage in Berlin gewesen.

vom Kaiser ausgegangen" und ähnliches. Er gesteht also ruhig ein, daß er eigentlich gar nicht Kanzler ist, sondern der Kaiser die Geschäfte führt. Er hat auch mehrfach gesagt, daß er nichts gegen Aufhebung des Jesuitengesetzes hätte, nur der Kaiser sei dagegen.

In militärischen Kreisen bin ich ausschließlich auf trübe Stimmung gestoßen. Sie war leider schon seit längerer Zeit vorhanden, ist aber durch das Kaisermanöver noch sehr verstärkt worden. Daß der Kaiser bei der Infanterie wieder eine neue Form der Gewehrhaltung eingeführt hat, nachdem es mit unendlicher Mühe gelungen war, das sogenannte angefaßte Gewehr abzuschaffen, um der Infanterie mehr Zeit für wichtigere Partien der Ausbildung zu geben, erregt viel Kopfschütteln. Ich möchte die Grundstimmung in der Armee eine resignierte nennen; man fragt sich oft: Wo will das hinaus?

25. Oktober.

Es ist nunmehr ganz klar, daß bei Besetzung der beiden Oberpräsidentenposten von Westpreußen und Hannover[1]) die liberalen Neigungen des Kaisers zum Ausdruck gekommen sind. Man hat speziell nach bürgerlichen Kandidaten gesucht, ein Umstand, dem unbedingt Wentzel seine Ernennung verdankt. Leider hat sich diese liberale Neigung seit einiger Zeit auch auf kirchlichem Gebiete bemerkbar gemacht. Wer hätte das noch vor einigen Jahren für möglich gehalten? Die Kaiserin soll sehr betrübt sein, was ich wohl verstehe.

29. Oktober.

Recht unerfreuliche Zustände entwickeln sich allmählich in Baden. Es bestehen schon seit geraumer Zeit Meinungsverschiedenheiten über die militärische Verwendung des Erbgroßherzogs.[2]) Die Eltern — die Großherzogin[3]) spielt hier eine wesentliche Rolle — haben gewünscht, daß der Erbgroßherzog das XIV. Armeekorps erhalten soll, was der Kaiser aber, und mit Recht, nicht zugestanden hat. Ich glaube, daß der Erbgroßherzog selbst nichts weniger wünscht, als unter elterliche Kontrolle zu treten und seine Stellung in Koblenz aufzugeben. Die Verhandlungen hinüber und herüber haben allmählich einen schärferen Ton angenommen und nun überraschend damit geendet, daß der Erbgroßherzog den Abschied nahm. Er sagt, auf sein Ansuchen; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß ein gewisser Druck ausgeübt worden ist, nachdem man dem

[1]) Durch den Danziger Oberbürgermeister Delbrück und den Wiesbadener Regierungspräsidenten Wentzel.
[2]) Friedrich, des nachmaligen Großherzogs Friedrichs II.
[3]) Luise, geb. Prinzessin von Preußen, Tochter Kaiser Wilhelms I. († 1923).

Kaiser den Eindruck beigebracht hatte, als ob das VIII. Armeekorps in seiner Haltung zurückginge. Ich bin überzeugt, daß hier Intrigen mitspielten, da ich den Erbgroßherzog als einen höchst pflichttreuen und gar nicht weichlichen Kommandierenden General kenne. Wie dem nun auch sei, es bleibt immer übrig, daß das Verhältnis des Kaisers zum Großherzog, der bisher der zuverlässigste Bundesfürst war, sehr schlecht ist. Schon sind Äußerungen von diesem gehört worden, daß er bedaure, seine Militärkonvention abgeschlossen zu haben, und es ist zu beachten, daß der Erbgroßherzog im Rufe steht, die Konvention niemals gebilligt zu haben. Nun sitzt dieser ohne Tätigkeit und tief verletzt in Karlsruhe, wo er sich keineswegs gern aufhält, und wird sich sicherlich weiter in eine partikularistische Richtung treiben lassen.

3. November.

Der Kaiser wird sich übermorgen nach England begeben. Ich wünschte, er bliebe in der Heimat, denn ich kann mir auch nicht den geringsten Vorteil von der Reise versprechen. Im Gegenteil, die Engländer werden recht deutlich erkennen, wie er ihnen nachläuft und sich um ihre Gunst bewirbt. Offiziell wird man in glänzendem und geräuschvollem Empfange das Äußerste tun, natürlich kommt dann der Monarch imponiert von englischem Reichtum und englischer Größe zurück. Recht interessant ist es zu sehen, wie gerade in diesem Augenblick zahlreiche englische Zeitungen, natürlich die „Times“ an der Spitze, systematisch Haß und Mißtrauen gegen uns erzeugen. Ihr Ziel ist, uns zu isolieren, ein Zustand, der nach meiner Meinung eigentlich schon besteht, denn ich weiß nicht, wo wir einen zuverlässigen Freund hätten. Daß es so steht, ist die ganz natürliche Folge unserer Politik seit Bismarcks Rücktritt. Viel Schaden hat auch die Lebhaftigkeit des Kaisers getan. Diese an sich so schätzenswerte Eigenschaft ist nirgends weniger angebracht als in der großen Politik. In gewisser Weise ist der Kaiser der Schrecken aller Diplomaten, und auch Herren wie der Kaiser von Österreich und der Zar empfinden seine Unruhe sehr unbequem, gar nicht zu sprechen von den älteren deutschen Fürsten.

In jenen Angriffen zeigt sich wieder so recht die Heuchelei und Scheinheiligkeit der Engländer. Sie zetern über unsere Parteinahme für die Buren, obwohl diese in Frankreich, Rußland usw. ganz ebenso vorhanden war. Sie sind entrüstet über unsere Flottenvermehrung, erwähnen aber mit keinem Worte den Hauptpunkt, nämlich die gewaltige Entwicklung des deutschen Handels. Hier liegt die Quelle der bösen Stimmung gegen uns und hierin allein; alles andere ist heuchlerische Mache.

15. November.

Am 11. begab ich mich nach Itzehoe. Die Stadt machte mich zu ihrem Ehrenbürger und bemühte sich in freundlichster Weise, meine Anwesenheit zu feiern. Mein Besuch galt aber vorwiegend meinem Artillerieregiment, mit dem ich fröhliche Stunden verleben konnte. Am 12. nach Altona, wo ich beim Oberbürgermeister Giese wohnte, und am 13. und 14. Gelegenheit fand, zahlreiche alte Bekannte aus Altona-Hamburg wiederzusehen.

Im Reichstage gehen die Redeschlachten[1]) munter weiter. Sehr erfreulich ist es zu sehen, wie die Ansicht, daß mit dem allgemeinen Wahlrecht nicht zu leben sei, an Anhängern gewinnt, bis in sonst liberal gesinnte Kreise hinein. Je eher wir uns zu einer gründlichen Änderung entschließen, mag man sie nun als Verfassungsbruch erklären oder nicht, desto schmerzloser wird sich die Operation vollziehen; es gehört dazu nur Mut und etwas Konsequenz.

5. Dezember.

Ich bin am 25. November nach Neudeck abgereist und bis zum 1. dort verblieben, vom 28. ab zusammen mit dem Kaiser. Auch abgesehen von der Jagd, bei der 4000 Fasanen erlegt wurden, verlief zu meiner Freude alles recht gut und zu allseitiger Befriedigung. Augenscheinlich gefällt dem Kaiser der Neudecker Aufenthalt und mag er auch den Fürsten Donnersmarck gern. Er war vortrefflicher Laune und von bezaubernder Liebenswürdigkeit.

Der Monarch sprach mich auf das Kaisermanöver an, Lignitz habe sehr schlecht abgeschnitten und werde den Abschied nehmen.[2]) Der Kaiser tadelte besonders dessen große frontale Ausdehnungen, er wollte beim nächsten Manöver darauf wirken, daß mehr Truppen auf eine Straße gesetzt würden. Die englische Reise ist ganz gut verlaufen; das Zusammenleben mit der königlichen Familie hat sich besonders gut gestaltet, begünstigt durch eine gegen früher völlig veränderte Stimmung der Königin. Der Besuch des Kronprinzen von Dänemark[3]) in Berlin steht damit im Zusammenhang, wie sich ja auch in der Haltung der Mutter des Zaren eine höchst erfreuliche Wendung zum Besseren vollzogen hat. Daß eine Besserung in der allgemeinen Stimmung uns gegenüber eingetreten sei, ist, wie von mir auch angenommen, ausgeschlossen.

Für den Moment war die Aufmerksamkeit durch innere Angelegenheiten in Anspruch genommen, und zwar durch den Tod Krupps mit

[1]) Um den Zolltarif.

[2]) Der Kommandierende General des III. Armeekorps wurde in der Tat bald darauf verabschiedet.

[3]) Friedrich (der spätere König Friedrich VIII.).

seinen Konsequenzen[1]) und durch die Skandalszenen im Reichstag.[2]) Diese nimmt der Kaiser ziemlich leicht und sagt, er freue sich, wenn der Skandal noch weit größer werde. Ich würde mich dieser Freude anschließen, wenn ich die Überzeugung haben könnte, daß ernste Maßregeln geplant sind, und der feste Wille besteht, sie durchzuführen. Das glaube ich aber nimmermehr. Bülow scheint auch nicht der Mann, zu so etwas zu raten. Leider macht er sich, gleich dem Kaiser, nicht klar, wie das Vertrauen zur Reichsregierung zurückgeht.

Ich möchte wohl wissen, wo der Monarch seine Stützen suchen und finden wird, wenn ernste Zeiten kommen. Und sie werden kommen, sind ja eigentlich schon da. Die klugen sozialdemokratischen Führer sind mit dem Lauf der Dinge ganz zufrieden, sie sehen deutlich, wie wir ganz allmählich bergab gleiten und warten ruhig ab, bis der Moment für den großen Krach da ist. Wird ihm die Staatsgewalt dann noch gewachsen sein? Im Jahre 1894 habe ich den Kaiser auf die Gefahren aufmerksam gemacht;[3]) er nahm es mir durchaus nicht übel, schien mir auch recht zu geben, hat aber nichts getan.

Wenn man doch statt der Zeitungen mehr Geschichte und gerade jetzt die der Revolutionen lesen wollte. Mit der Entwicklung der französischen großen Revolution haben unsere Zustände eine verzweifelte Ähnlichkeit. Daß die Sozialdemokraten, unterstützt durch eine Anzahl Freisinnige, sich zu den Skandalszenen hinreißen ließen, halte ich für eine große Dummheit, denn sie haben doch vielen liberal angehauchten Leuten die Augen geöffnet. Daß sie geglaubt haben sollten, die Regierung einzuschüchtern, kann ich mir gar nicht denken, glaube vielmehr, sie werden bald wieder zu dem System der ruhigen Wühlarbeit, bei der sie sich wahrlich gut gestanden haben, zurückkehren.

Ich bin nicht im Zweifel, daß Bismarck das Verhalten der Sozialdemokraten im Reichstage zu einem energischen Coup benutzt haben würde; ich glaube sogar, daß er auf solche Gelegenheit, wie sie sich hier bot, gehofft hatte. Ich habe ihn öfter aussprechen hören, daß wir es mit der Sozialdemokratie zum Krach kommen lassen müßten, und zwar, solange wir der Armee noch unbedingt sicher seien, die mit der Zeit durch die

---

[1]) Den am 25. November verstorbenen Friedrich Alfred Krupp hatte der „Vorwärts" beschuldigt, während eines Aufenthalts auf Capri gegen das Strafgesetzbuch verstoßen zu haben. Der Kaiser war in einer Rede an die Kruppschen Arbeiter bei der Begräbnisfeier für den Ruf seines „Freundes" eingetreten.

[2]) Besonders am 27. November und 1. Dezember infolge des Antrages Kardorff, der durch Zusammenfassen des gesamten Zolltarifs mit seinen 1000 Positionen unter eine einzige Abstimmung die Durchberatung gegen die Obstruktion erzwingen wollte.

[3]) Vgl. auch Bd. II, S. 386 ff.

Wühlereien doch angesteckt werden müsse. Die Reichstagsszenen und das passive Verhalten der Regierung sind völlig dazu angetan, die Achtung vor der Regierung, die schon gewaltig gelitten hat, zu erschüttern. Das hätte Bismarck nicht zugelassen. Wird Bülow etwas tun?

Leider ist der Kaiser in der Tat nun auch auf kirchlichem Gebiet in das liberale Fahrwasser geraten. Wer hätte noch vor wenigen Jahren ihm so etwas zugetraut? Man sieht aber, wie wenig fertig trotz der dreiundvierzig Jahre der Herr in seinen Ansichten ist; voraussichtlich werden wir noch wunderbare Sprünge erleben. Gegen die Konservativen ist die Stimmung noch immer sehr scharf; er spricht auf Grund seiner Erfahrungen mit Kadinen sehr viel über Landwirtschaft und seine Erfolge und ist überzeugt, daß, wenn man die Sache einigermaßen versteht und nicht allzu faul ist, von eigentlicher Not keine Rede sein könne. Natürlich ahnt er nicht, welchen Schwindel man ihm in Kadinen vormacht. Was für eine Verantwortung tragen aber die, die dazu mithelfen und auch die, die alles mit ansehen, aber nicht den Mut haben, ein Wort zu sagen oder gar aus Schusterei dem Kaiser noch beipflichten. Wie wird das noch einmal enden?

7. Dezember.

Die zahme Stimmung bei den englischen Zeitungen ist völlig vorüber, es wird wieder mit Hochdruck gegen uns gehetzt. Sehr üblich ist es jetzt, über Doppelzüngigkeit der deutschen Politik zu klagen. An sich mag man recht haben, nur nehmen sich die Klagen im Munde solcher Heuchler recht eigentümlich aus. Leider hat der Kaiser gar zu oft in unüberlegter Weise mit Russen oder Österreichern über England und mit Engländern über Russen usw. gesprochen, das ist natürlich oft zur Kenntnis der anderen Seite gekommen. Ist es da zu verwundern, wenn man über Doppelzüngigkeit klagt? Wenn der Kaiser in Berlin irgendeinen Botschafter besucht, so geht es nicht ab ohne vertrauliche Mitteilungen; leider begibt sich dann aber der so durch Vertrauen Ausgezeichnete sofort zu seinen Kollegen und macht ihnen gleichfalls vertrauliche Mitteilungen. Wenn der Monarch mit dem Zaren spricht und sich über England äußert, so erfährt man das unverzüglich über Kopenhagen oder direkt in England und umgekehrt alles, was er mit Onkel Eduard bespricht, sogleich in Rußland.

Bei unserem augenblicklichen Verhältnis zu England spielt Amerika eine große Rolle; wir sind mit England im Wettkriechen um die amerikanische Freundschaft begriffen. Vorderhand ist England entschieden noch im Vorteil, da es fester fundierte Beziehungen hat. Ich glaube aber, daß die Amerikaner klug genug sind, sich von keinem Bewerber um ihre Gunst betören zu lassen.

10. Dezember.

Nun sind wir mit England verbündet! Es handelt sich allerdings nur um ein Vorgehen gegen Venezuela, zu dem Amerika seinen Segen gibt — daß darum eingekommen werden mußte, ist bezeichnend für die neue Zeit —, immerhin ist es doch aber eine gemeinsame Aktion. Wird sie von Nutzen sein? Ich glaube nicht. Die Stimmung drüben ist gar zu feindselig und wird von unseren so zahlreichen Feinden auf dem Kontinent nach Kräften genährt. Es sind da sowohl Russen und Franzosen, wie vor allen Dingen Jesuiten und Jesuitengenossen an der Arbeit, also auch Österreicher und Polen. Die gemeinsame Parole lautet: Das verhaßte Deutsche Reich muß zerstört werden.

14. Dezember.

Die Zollvorlage ist glücklich vom Reichstage angenommen.[1]) Daß es gelang, ist weder der Regierung noch den mehr oder weniger zu ihr haltenden Parteien, sondern allein der Kopflosigkeit der Sozialdemokraten zu verdanken.[2]) Durch ihr Benehmen haben sie allen vernünftigen Menschen die Überzeugung beigebracht, daß es so nicht weiter gehe und man der maßlosen Unverschämtheit einen Damm entgegensetzen müsse. Ganz unglaublich töricht verhält sich ein Teil des Freisinns, der mit den Sozialdemokraten durch dick und dünn geht; dazu gesellt sich das liberale Professorentum in seiner engherzigen Auffassung mit allerhand verfassungsmäßigen Bedenken. Das Ansehen der Regierung ist nicht verstärkt worden, da sie trotz mehrfacher Erklärung, auch nicht einen Finger breit nachgeben zu können, beträchtlich Gelände aufgegeben hat. Es schließt das nicht aus, daß der Kaiser Bülow sehr auszeichnet. Caprivi wurde für den Zolltarif, der so schlecht war, daß Bülow ihn gründlich ändern mußte, in den Grafenstand erhoben! Wirklich hohe Anerkennung verdient Posadowski. Völlig geschlossen ist das Zentrum aufmarschiert; es wird seine Gegenrechnung bald präsentieren. Ich hoffe, daß der Schluß dieser Episode dazu beitragen wird, die Konservativen zum Zusammenhalten zu mahnen und sie auch dem Kaiser wieder näherzubringen. Diesem müßte doch das Verhalten des verbohrten Freisinns, der mit Revolution droht, die Augen öffnen. Das Land aber muß den Sozialdemokraten aufrichtig dankbar sein; hätten sie sich verständig betragen und nur ruhige Opposition gemacht, so wäre die Zollvorlage in diesem Reichstage nicht mehr zu Ende geführt worden. Was das für Folgen gehabt hätte, ist ganz unberechenbar; ein großes Unglück wäre wahrscheinlich gewesen.

[1]) Vgl. S. 191, Note 3.

[2]) [Anmerkung des Verfassers:] Daß Bülow mit den Parteien geschickt unterhandelt hat, ist nicht in Abrede zu stellen.

17. Dezember.

Gestern war Minister Budde hier und bei mir zu Tisch. Er ist mit der ihm eigenen Energie an sein schweres Amt gegangen, mißtrauisch empfangen von dem ganzen Personal und auch wohl überhaupt;[1]) aber schon jetzt hört man, wie ich es vielen Leuten vorhergesagt habe, sehr günstige Urteile. Ich bin keinen Augenblick im Zweifel gewesen, daß er ein sehr tüchtiger Minister werden wird. Zunächst geht es auch mit dem Kaiser sehr gut, und ich halte Budde für so geschickt, daß dies auch längere Zeit andauern kann.[2]) Auch in dem permanenten Kampfe mit dem Finanzminister[3]) wird er sich meines Erachtens als der Stärkere erweisen.

25. Dezember.

Man spricht und schreibt viel über den Charakter des neuen Jahrhunderts. Ich meine, daß die Jahrhunderte als Abschnitte keine Rolle spielen, daß es aber etwa um diese Jahrhundertwende klar zu werden anfängt, wie die Weltpolitik eine andere geworden ist, hauptsächlich durch zwei Umstände, nämlich einmal durch das Erstarken der Vereinigten Staaten und deren Neigung, in allen Welthändeln mitzureden, sodann durch die gänzlich veränderte Bedeutung Ostasiens. Wir sind durch unsere recht wirre Kolonialpolitik und durch die gewiß nicht zweckmäßige Proklamierung einer Weltpolitik bei den neuen Konstellationen mehr beteiligt als vielleicht zweckmäßig. Größere Zurückhaltung hätte sicherlich nichts geschadet, wahrscheinlich genützt.

1903

Hannover, 4. Januar.

Ich habe mich in Berlin[4]) um Politik nicht viel gekümmert. Was unsere inneren Zustände anlangt, so war meine Hoffnung gewesen, man würde nach den Erfolgen im Reichstag nun Mut fassen, weiter mit Energie gegen die Sozialdemokraten vorzugehen; ich habe mich aber getäuscht. „Nur nichts übereilen," war augenscheinlich die Parole. Nach meiner Meinung bedeutet es das Versäumen einer Gelegenheit, wie sie vielleicht nicht wiederkommt. Eine Politik, die nicht die Beseitigung des jetzigen Reichstagswahlrechts fest im Auge hat — natürlich ohne sie im Munde zu

[1]) Der Direktor der Loeweschen Gewehrfabrik, vorherige Chef der Eisenbahnabteilung im Großen Generalstabe, Generalmajor a. D. Budde, war am 23. Juni als Nachfolger v. Thielens Minister der öffentlichen Arbeiten geworden.

[2]) Vgl. Wilhelm II., Ereignisse und Gestalten S. 149.

[3]) Freiherr v. Rheinbaben.

[4]) Wohin sich Verfasser am 31. Dezember auf drei Tage begeben hatte.

führen — und dementsprechend mehr oder weniger, je nach den Umständen, kräftige Maßregeln trifft, macht sich schwer verantwortlich. Zur Zeit könnten wir selbst mit rohem Gewaltakt die Änderung noch durchsetzen. Wer wollte wohl Revolution machen? Besser ist es aber, wir gehen nach bestimmtem Plan schrittweis vor.

Die Venezuela-Angelegenheit benutzen unsere Freunde in England und Amerika munter weiter, um gegen uns zu hetzen; in England beginnt man schon, das Ministerium Balfour heftig wegen des Zusammengehens mit uns anzugreifen. Daß wir uns dem Haager Schiedsgericht unterwerfen würden, hätte ich vor kurzer Zeit auch noch nicht gedacht.

8. Januar.

Ich hatte am 1. Januar Hülsen gebeten, den Kaiser zu fragen, ob er mir im Frühjahr Urlaub nach Amerika geben wolle, und auch mit dem Reichskanzler darüber gesprochen. Der letztere sagte mir, daß er von seinem Standpunkt nicht das geringste einwenden könne und fügte nach kurzer Überlegung hinzu, er finde es eigentlich ganz zweckmäßig, wenn ich hinginge. Als er mit dem Kaiser darüber sprach, lehnte dieser glatt ab. Unter anderem mit der Begründung, er sei über meine Wiederherstellung froh, die jedenfalls angreifende Reise könne mir aber leicht schaden; sodann wären Unannehmlichkeiten durch Interviewer und Reporter unvermeidlich; schließlich beabsichtige er, mich im Mai mit nach Rom zu nehmen. Ich erfuhr diesen Sachverhalt von Donnersmarck, dem Bülow mit der Bitte um vertrauliche Mitteilung an mich geschrieben hatte. Hülsen bestätigte mir heute alles mündlich und fügte hinzu, der Kaiser sei zur Zeit gegen die amerikanische Regierung wegen deren Verhalten in der Venezuela-Angelegenheit[1]) sehr verstimmt und wolle alles vermeiden, was ihm als Entgegenkommen oder Höflichkeit ausgelegt werden könne. Er werde in diesen Tagen jedenfalls mit mir darüber sprechen.

11. Januar.

Der Kaiser kam am 8. nachmittags nach Hannover. Beim Diner im Schloß saß ich wieder neben ihm. Am 9. vormittags Jagd in Springe. Um 5 1/2 Uhr Diner bei mir. Abends Theater. Am 10. Parade auf dem Waterloo-Platz, nachher Frühstück beim Ulanenregiment. Ich bin in diesen drei Tagen viel mit dem Monarchen zusammen gewesen. Er war von Anfang bis zu Ende in bester Stimmung und für mich voller Aufmerksamkeiten. Von der amerikanischen Reise schwieg er, ich habe natürlich

[1]) Präsident Roosevelt hatte die ihm von Deutschland, England und Italien angetragene Schiedsrichterrolle im Streite mit Venezuela am 26. Dezember abgelehnt.

die Sache nicht angestoßen. Im übrigen gewann ich den Eindruck, daß der Kaiser unsere Lage als durchaus friedlich ansieht, was ja auch meiner Auffassung entspricht. Er ist allerdings verdrossen über die schlechte Stimmung in England und Amerika und sagte, er wolle bestimmt im Jahre 1904 eine abermalige Vermehrung der Flotte verlangen. Auch eine erhebliche Vermehrung der Kavallerie erschien ihm unabweisbar; wie ich über eine solche dächte? Ich erwiderte, auch ich hielte eine Vermehrung der Kavallerie für nötig, brauchte aber zur Beantwortung seiner Frage einige Zeit zur Überlegung. Ich gewann den Eindruck, als ob es sich um eine gewaltige Ziffer handeln solle, und wies darauf hin, daß vom Reichstag gerade für Kavallerie am schwersten Geld zu bekommen sei. Der Monarch meinte, es müsse herausgedrückt werden, er rechne, abgesehen von den Mehreinnahmen aus den neuen Zöllen, auch darauf, daß die drei bekannten Artikel, Tabak, Bier und Branntwein, mehr besteuert werden würden. Hier konnte ich nur freudig zustimmen und sagte, wenn in dieser Beziehung kräftig angefaßt würde, so könnte die Steuer für die Einkommen bis zu dreitausend Mark ganz erlassen werden. Bei diesen Projekten hatten leider die Uniformfragen schon eine Rolle gespielt; augenscheinlich sollen neue Regimenter reitender Jäger geschaffen werden.

Ich hatte mehrfach Gelegenheit zu Unterhaltungen mit Hülsen, der mir gut gefiel. Er hat weit besseres Urteil über die Personen als sein Vorgänger und sucht dies auch — was jener ganz verschmähte — durch persönliche Bekanntschaften zu vervollständigen. Dem Kaiser gegenüber hat er es wahrlich nicht leicht, weiß sich aber geschickt durchzufinden. Bei den sehr umfangreichen Veränderungen, die in hohen Stellungen bevorstehen, stimmte sein Urteil über die Personen mit dem meinigen ganz überein.

In Berlin sind die gut christlichen Kreise sehr betrübt, daß der Kaiser unter Harnackschen Einfluß gekommen ist. Wie es eigentlich dazu kam, ist mir noch nicht klar geworden, es scheint aber, als ob der Reichskanzler, nach anderer Auffassung seine Frau,[1]) die Hand im Spiele hatte. Harnack gewinnt, abgesehen davon, daß er den Kaiser von seinem positiven Christenglauben loszumachen sucht, in der sozialen Frage, gerade wie dereinst Hinzpeter, Einfluß. Der Kaiser ist in seinen Illusionen soweit gekommen zu glauben, daß es gar nicht so schwer sei, die Arbeiterschaft von den sozialistischen Führern zu trennen, wenn man sich nur in wohlwollender Weise mit ihr beschäftige. Er hat unlängst die gesamten Oberpräsidenten

[1]) [Anmerkung des Verfassers:] Außer der Gräfin Bülow spielt auch deren Mutter [Laura Minghetti, verw. Fürstin di Camporeale, geb. Arton] eine politische Rolle. Immer mehr Katholiken finden im Reichskanzlerpalais Eingang. Lichnowski, Arenberg, Czapski sind für mich recht unheimliche Gestalten. Bülow selbst halte ich für religiös indifferent. Er denkt, durch geistige Überlegenheit Herr der Situation zu bleiben.

in Berlin beim Minister des Innern zusammenberufen und sie in solchem Sinne instruiert. Die Enttäuschungen scheinen diesmal gar schnell zu kommen. Ganz vor kurzem hatte ihn eine Adresse der Arbeiterschaft des Vulkan, die ihm ihre Ergebenheit aussprach, sehr angenehm berührt.[1]) Nun haben angeblich 1600 Arbeiter derselben Werft erklärt, jene Adresse sei durch Beeinflussungen aller Art (durch Werkführer, Meister usw.) zustande gekommen. Ich bezweifle nicht, daß Ähnliches sich bald wiederholen wird, weil die sozialdemokratischen Führer wegen des Auftretens des Kaisers in der unglücklichen Affäre Krupp[2]) und ihrer Niederlage im Reichstage wütend sind und auf Vergeltung sinnen.

Unser Verhältnis zu England-Amerika scheint immer schlechter zu werden; es kommt jetzt schon dahin, daß man eine Art Boykott gegen deutsche Industriefirmen versucht. Nun ist der Botschafter Holleben der Sache zum Opfer gefallen, ob mit Recht oder Unrecht, vermag ich nicht zu beurteilen. Der Nachfolger steht vor einer schwierigen Aufgabe; ich halte sie sogar für unlösbar. Die Stimmung gegen uns ist doch allein von England und mit englischem Gelde gemacht und kann daher nur gemildert oder geändert werden, wenn man Mittel findet, die englischen Hetzereien abzustellen. Dazu kann aber der Botschafter in Washington nichts tun. Ruhige, zielbewußte Politik tut uns Not! Wir finden nirgends mehr Vertrauen und müssen, da wir allein die Rolle des starken Mannes, der sich vor niemand fürchtet, doch nicht spielen können, vor allen Dingen wieder Vertrauen zu erwerben suchen.

19. Januar.

Ich war am 16. nach Berlin gefahren. Am 17. Kapitel vom Schwarzen Adlerorden, abends Diner bei den Majestäten. Am 18. Ordensfest in üblicher Weise, heute nachmittag kehrte ich nach Hannover zurück.

In Berlin natürlich viel Unzufriedenheit und Unsicherheit.

Über Harnacks Einfluß auf den Kaiser ist mir gesagt worden, daß der Reichskanzler die Beziehungen beider möglichst protegiert in der Absicht, den Monarchen mit Fragen zu beschäftigen, die ihn fesseln und von anderen ablenken. Schon möglich; Harnack ist ganz die Persönlichkeit, auf den Kaiser Eindruck zu machen.

Einem Bekannten von mir hat Bülow ganz offen gesagt, er betreibe die Aufhebung des Jesuitengesetzes und verspreche sich sehr viel davon; er habe es beim Kaiser nicht leicht, glaube aber doch, dessen Zustimmung zu erlangen. Von zwei Personen habe er scharfen Widerstand in dieser

---

[1]) Vgl. den „Ereignisse und Gestalten", S. 38 f., geschilderten Vorgang auf der Vulkanwerft aus dem Dezember 1888.

[2]) Vgl. o. S. 195, Note 1.

Frage zu erwarten, nämlich von Herbert Bismarck und mir. Ich mußte laut auflachen und möchte wohl wissen, wo Bülow seine Nachrichten über mich her hat. Es machte mir auch Spaß, die herzliche Freundlichkeit Bülows bewundern zu können, als ich am 17.[1]) sein Tischnachbar war. Mit Hilfe der Jesuiten will er auch die oberschlesischen Polen wieder zu guten Preußen machen. Er wird schön hineinfallen, und was für einen Eindruck würde die Aufhebung des Jesuitengesetzes auf die evangelische Bevölkerung machen?

Der Kronprinz ist in Petersburg und soll seine Sache dort recht gut machen;[2]) ich zweifle daran nicht, denn er hat bisher im Auslande überall sehr gefallen. Stets wird sein bescheidenes, dabei doch sicheres Auftreten und liebenswürdiges Wesen gelobt. Gerade in Petersburg, wo die gar zu lebhafte Art des Vaters sowohl dem Kaiser Alexander III. als dem jetzigen Kaiser unsympathisch war, verspreche ich mir von dem Besuche Gutes. Ein Besuch in Kopenhagen soll bald folgen und bei Gelegenheit einer Mittelmeerreise im Frühjahr ein gleicher in Rom, dann noch in Konstantinopel. Aus den Studien in Bonn ist allerdings so gut wie nichts geworden. Wenn auch Neigung zu solchen wenig vorhanden sein mag, so machten doch auch die Umstände — Unruhe in der ganzen Welt, besonders bei den Höfen und in erster Linie dem preußischen — ein ruhiges Studium unmöglich. Die Hauptsache bleibt immer, daß der Kronprinz recht gute Fähigkeiten haben soll. Daß ein Prinz bei einjährigem Universitätsbesuch, der für fast alle seine Kommilitonen den Schwerpunkt im Kneipenleben findet, sich positive Kenntnisse aneignen sollte, halte ich für ausgeschlossen. Ich bin überzeugt, er lernt bei seinen Reisen durch Erweiterung des Gesichtskreises mehr als in Bonn.

20. Januar.

Der Nachfolger Hollebens in Washington, Speck von Sternburg, war während meiner Wirksamkeit als Chef des Generalstabes als sächsischer Offizier zur Berliner sächsischen Gesandtschaft kommandiert. Ich habe ihn persönlich nicht kennen gelernt, weiß aber, daß er sich sehr bald eines besonders guten Rufes erfreute. Bülow sagte mir, er halte ihn für den geeigneten Mann, namentlich auch, weil er mit Roosevelt befreundet sei. Sternburgs Mutter[3]) ist Engländerin, seine Frau[4]) Amerikanerin. Gott gebe, es gelingt ihm, seine Aufgabe zu lösen. Man sollte meinen, der gesunde Menschenverstand müßte den Amerikanern sagen, daß sie von uns

[1]) Beim Diner im Schloß am Tage des Kapitels vom Schwarzen Adler.
[2]) Vgl. (als Augenzeuge) H. v. Moltke, a. a. O., S. 256.
[3]) Martha Stocks.
[4]) Lillian May Langham.

nichts zu fürchten haben, und trotz aller Millionen, die England in Preßbestechungen aufgewendet hat, diese Überzeugung schließlich zum Durchbruch kommen. Ich habe aber wenig Vertrauen, namentlich, solange wir so offenkundig wie bisher den Amerikanern nachlaufen.

23. Januar.

Sehr unerfreuliche Szenen spielen sich im Reichstage ab. Bebel hat in bisher unerhörter Weise den Kaiser und auch den Kronprinzen angegriffen und kritisiert, ohne daran verhindert, und auch ohne scharf bekämpft worden zu sein. Nach dem, was ich heute aus den Zeitungen herauslesen kann, hat der Reichstag lautlos zugehört und nur der Reichskanzler sich zu einer Verteidigungs- oder besser gesagt Entschuldigungsrede aufgeschwungen, von der er schnell zur auswärtigen Politik übergegangen ist. Ich tue wohl gut, erst bessere Nachrichten abzuwarten, ehe ich urteile; zunächst bin ich tief betrübt, daß wir soweit gekommen sind. Der Führer der Sozialdemokraten greift den Kaiser auf das heftigste an, dazu den Kronprinzen in spöttischer Weise, macht dem Monarchen Vorwürfe über Kabinettsregierung, Erziehung von Schmeichlern usw., und ruhig hört man ihn an, sodaß es beinahe wie Zustimmung aussieht! [...]

29. Januar.

Ich bin am 26. nach Berlin gereist, habe am 27. gratuliert und bei den Majestäten diniert, und kehrte gestern abend nach Hannover zurück. Wenn viele, die mit dem Kaiser in Berührung kommen, den Eindruck haben, daß der hohe Herr sehr guter Dinge und sehr frisch ist, so halte ich das für einen Irrtum. Auf den Monarchen hat die Reichstagssitzung mit den Bebelschen Angriffen, Gott sei Dank, erheblich gewirkt; ob auch nachhaltig, ist eine andere Frage und wird von eventuellen weiteren Angriffen abhängen. Er hat augenscheinlich den Eintritt in das neue Lebensjahr dazu benutzt, etwas über die Situation nachzudenken; dies kam deutlich zum Ausdruck im Gottesdienst, in den von ihm gewählten Liedern und der von ihm bestimmten Predigt über Ebräer 12, 14, auch im Kirchengebete. Dryander wußte den Text sehr gut und den Verhältnissen entsprechend auszunutzen. Gott gebe, die Stimmung hält an.

Nach der Gratulation empfing der Kaiser die Minister. Er hat über den Ernst der Lage gesprochen, aber doch betont, daß er das Vertrauen habe, alles zum Besten zu führen, er hat Mut und Vertrauen verlangt und mit den Worten geendet: „Ich kann Schwarzseher nicht gebrauchen, ebensowenig wie der Graf Waldersee." Als er fort war, hat Bülow das Wort ergriffen und sich erheblich ernster ausgesprochen.

Ich konnte in den zwei Tagen zahlreiche Ansichten hören und zu meiner Befriedigung erkennen, daß die meinige über den Ernst der Lage doch von sehr vielen bis in stark liberale Kreise hinein geteilt wird. Das Königtum hat durch die so gut wie ohne Antwort gebliebene Rede Bebels einen schweren Schlag erlitten! Geradezu für ein Unglück halte ich es, daß der Kaiser den Kronprinzen genötigt hat, öffentlich in seinen verletzenden Ton gegenüber den Arbeitern einzustimmen, statt den Sohn sorgsam von aller politischer Parteinahme, die bei dessen Jugend doch nur eine ungereifte sein kann, fernzuhalten. Wenn Bülow den Ministern gegenüber die bedrohliche Lage anerkennt, so ist das sehr erfreulich, nutzt aber nichts. Er müßte mit den Ministern gemeinsam dem Kaiser den vollen Ernst klarmachen. Davon sind wir aber weit entfernt.

Betrübend ist es zu sehen, welcher hohe Grad von Indolenz, wenn man will auch Leichtsinn, meist aber wohl Urteilslosigkeit, in den obersten Schichten der Gesellschaft besteht. Es dreht sich in der Hauptsache um das Vergnügen, die wesentlichste geistige Tätigkeit wird geübt in törichter Kritik; dies hat naturgemäß dahin geführt, daß nichts mehr heilig bleibt, alles muß womöglich lächerlich gemacht werden. Daß damit die Macht der unteren Schichten steigt, und die Umsturzideen langsam, aber sicher an Basis gewinnen, macht man sich nicht klar. Die Leiter der Sozialdemokratie überschauen die Situation völlig und sehen mit Behagen ihre Saaten sich entwickeln.

Ich habe es versucht, über die Stellung des Kaisers zu Harnackschen Ansichten mich zu informieren. Es ist mir da versichert worden, er stände felsenfest auf seinem alten Standpunkt.[1]) Auf meinen Einwurf, dieser sei doch nicht mit dem Harnackschen zu vereinen, wurde mir versichert, der Monarch glaube nicht daran, daß Harnack die Göttlichkeit Christi leugne. Das ist doch aber der reine Unsinn; der einzige Ausweg wäre, daß der Kaiser niemals mit Harnack ein ernstes Gespräch gehabt, sondern nur gewissen Gefallen an dessen, wie man sagt, geistreichem Geschwätz gefunden hätte. Ich machte auch geltend, daß es nicht gut sei, wenn der Kaiser die Vorträge des Professors Delitzsch besuche und sich wohlwollend über dieselben ausspreche. Das wurde mir auch zugestanden, wie denn selbst kirchlich etwas liberale Leute sich in dieser Beziehung tadelnd äußern. Der Kaiser macht sich sicherlich nicht klar, was für entsetzlichen Schaden er anrichten muß, wenn er das Alte Testament mißachtet; er tut doch damit auch dem Neuen Abbruch. Die Katholiken sind zur Zeit aus guten Gründen sehr zahm; das wird ja aber nicht lange dauern, und dann werden sie nicht schüchtern sein, dem Monarchen Ungläubigkeit vorzuwerfen.

---

[1]) Vgl. u. S. 207.

Was für Verwirrung wird das geben, namentlich innerhalb der evangelischen Kirche! Außer allen gläubigen Evangelischen — seiner sichersten Stütze — lädt er sich nun noch den Zorn der gläubigen Juden auf den Hals.

Ein erfreuliches Moment ist die sehr gelungene Reise des Kronprinzen nach Rußland. Bei allen Mitreisenden herrscht der Eindruck, daß man in Rußland sehr höflich und sogar herzlich sein wollte. Wenn solche Stimmung sich befestigen wollte, könnten wir der Zukunft ruhiger entgegensehen.

2. Februar.

Es ist wirklich betrübend anzusehen, wie unter dem hohen Herrn die Revolution vorbereitet wird. Er kann unmöglich in Ruhe über die Zukunft nachgedacht haben. Die Mächte des Umsturzes arbeiten mit immer größer werdender Offenheit, die unteren Schichten fallen ihnen immer mehr anheim, und er verletzt und verbittert die große Masse derjenigen, deren Interessen auf Staatserhaltung hinauslaufen und die bei uns, Gott sei Dank, doch auch noch monarchisch gesinnt sind. Wer von der heranwachsenden Jugend wird jetzt noch in gut monarchischem Sinne erzogen? Ein kleiner Bruchteil. Trotz seiner vierundvierzig Jahre ist der Kaiser noch nicht soweit, zu wissen, daß das Hurraschreien der Massen nur von geringem Wert ist. Im Gegenteil, es erfreut ihn und imponiert ihm sehr, obwohl dazu schon seit Jahren immer die Schuljugend benutzt wird.

Die liberale Richtung, die der Monarch seit einiger Zeit eingeschlagen hat, wird immer deutlicher erkennbar; ich wünschte nur, er ginge noch lebhafter vor und auch ganz offen, damit jeder weiß, woran er ist. Ein recht liberaler Reichstag und namentlich ein recht liberales Abgeordnetenhaus bringen uns am schnellsten zu besseren Zuständen zurück. Da man von liberalen Tendenzen des Kaisers etwas wittert, so hört man natürlich sogleich auch von liberalen Forderungen, wie z. B. der anderer Einteilung der Wahlkreise. Das würde für Berlin statt 6 Sozialdemokraten 18 bedeuten, zum Teil vielleicht extrem Freisinnige. Hamburg würde statt 3 6 Sozialdemokraten stellen usw.[1])

Am richtigsten würde es sein, wenn der Kaiser seine Minister wechselte und wirklich liberale nehmen wollte. Daran denkt er aber natürlich nicht; er kann nur Leute gebrauchen, die unbedingt seinen Willen tun. [. . .] Diese Art von Ministern ist es, die uns gründlich hineinlegen wird.

---

[1]) Am 4. März notierte Verfasser in ähnlichem Zusammenhange: „Auch die Wahlzettel in verschlossenen Umschlägen bedeuten eine Konzession an die Massen, also einen Schritt weiter bergab."

4. Februar.

Gestern im Reichstage war Freude im Zentrum, denn Bülow hat den ersten großen Schritt zur Aufhebung des Jesuitengesetzes getan;[1]) er hatte also meinem Freunde zu Neujahr doch die Wahrheit gesagt.[2]) Außerdem hat er auch Diäten für die Reichsboten in sichere Aussicht gestellt. Es geht munter weiter bergab. Und der Kaiser heißt dies alles gut! Wie oft hat er sich früher verschworen, niemals die Jesuiten hereinzulassen! Wir werden noch viel Trauriges erleben.

Seit einiger Zeit scheint in Frankreich eine gehässige Stimmung gegen uns genährt zu werden. Als ich den Kaiser bei der Springer Jagd[3]) darauf ansprach, meinte er, die derzeitigen Gewalthaber fühlten ab und zu das Bedürfnis, sich den Nationalisten angenehm zu machen, eine ernste Bedeutung habe dergleichen nicht. Es scheint nun aber doch ernster zu liegen, Frankreich benutzt auffallenderweise die Venezuela-Angelegenheit, um uns Schwierigkeiten zu bereiten. Unser Botschafter in Paris läßt beharrlich die „Kölnische Zeitung" sein Lob singen. Oder wird dies auch von der Wilhelmstraße aus bewirkt? Das kann ohne große Enttäuschung nicht abgehen, denn der gute Radolin tut und schreibt nur, was Holstein ihm vorschreibt. Daß der Kaiser ihn noch nicht durchschaut hat, ist höchst wunderbar. Herr Delcassé ist mir immer als ein entschiedener Gegner Deutschlands bezeichnet worden und betreibt ein Zusammengehen mit England. Als einen recht unverschämten Patron erweist sich der General Bonnal,[4]) den der Kaiser durch Liebenswürdigkeit einzufangen glaubte.

8. Februar.

Die Stimmung des Kaisers gegen den Bund der Landwirte wird dank konsequent betriebener Hetzerei immer schärfer. Ich würde mich nicht wundern, wenn der Herr es nicht beim bloßen Reden und Tadeln bewenden ließe, sondern seinen Zorn auch in Handlungen gegen Personen

---

[1]) Der Reichskanzler äußerte in dieser Beziehung: „Die Zulassung von Niederlassungen des Ordens der Gesellschaft Jesu dürfte aus denselben Gründen, die den Erlaß des Jesuitengesetzes herbeigeführt haben, die Zustimmung der verbündeten Regierungen nicht finden. Dagegen bin ich der Ansicht, daß die konfessionellen Verhältnisse innerhalb des Deutschen Reiches es nicht länger notwendig erscheinen lassen, eine Anzahl deutscher Staatsbürger deshalb, weil sie dem Orden Jesu angehören, unter die Bestimmungen eines Ausnahmegesetzes zu stellen, oder dem Reiche gegenüber den ausländischen Angehörigen dieses Ordens eine besondere Ausweisungsbefugnis zu geben."

[2]) Vgl. o. S. 201.

[3]) Am 9. Januar, vgl. o. S. 199.

[4]) Der Verfasser hatte dabei gewisse Behauptungen des französischen Generals über die Schlacht bei Wörth im Auge.

ausdrückte. Daß unter den Leitern des Bundes einzelne Fanatiker sind, denen es an politischem Verständnis fehlt, will ich nicht in Abrede stellen. Wenn die Leitung des Bundes nicht anerkennen will, daß die neuen Zölle der Landwirtschaft zum Vorteil gereichen werden, so ist das sehr unbillig. Wären die Vorlagen nicht zur Annahme gelangt, so wären die Folgen unabsehbar. So denken doch alle vernünftigen Konservativen. Ich würde es aber für einen verhängnisvollen Fehler ansehen, wenn die Regierung wegen jener renitenten Elemente mit der ganzen Organisation bräche, bei welcher sich tatsächlich die konservativsten und monarchischsten Elemente befinden, die wir im Lande noch haben. Der Bund ist doch nur entstanden als Notwehr gegen die Caprivischen Handelsverträge, die die Regierung selbst jetzt als irrtümlich behandelt. Jetzt treibt es darauf hin, daß Konservative sich vom Bunde lossagen, was aber leicht dazu führen kann, daß sie nicht wieder gewählt werden. Der Kaiser müßte nicht auf einen Bruch hinarbeiten, sondern eine Aussöhnung anstreben. Man sagt, Hinzpeter, dieser [. . .], sei wieder mehr beim Kaiser. Sollte dies zutreffen, so zweifle ich nicht daran, daß er zu den Hetzern gehört.

Der Reichskanzler sagt, es sähe bei uns nicht schwärzer aus als in anderen Ländern. Ein schöner Trost!

21. Februar.

Minister Crailsheim in München ist zurückgetreten.[1]) Im ultramontanen Lager herrscht Jubelstimmung, wird doch dieser Vorgang wirklich von allen Seiten als ein Sieg der ultramontanen Katholiken und des Partikularismus angesehen. Das wäre dann wieder eine Etappe weiter auf der abschüssigen Bahn. Sollte die Sache dem Reichskanzler doch nicht etwas unheimlich zu werden beginnen? Man quittiert seine Zentrumsfreundlichkeit in eigentümlicher Weise. Hier kann er auch nicht sagen, daß er dem Drucke des Kaisers folgt, sondern umgekehrt liegt es: er hat mit vieler Mühe den Kaiser in die neuen Bahnen gebracht. Die richtige Empfindung dafür, daß die ultramontanen Katholiken unsere schlimmsten Feinde sind, hat der Kaiser immer gehabt, aber stets den Irrtum begangen, sich für klüger zu halten als die Kleriker. Noch heute denkt er, mit ihnen gut durchzukommen. Er wird sehr traurige Erfahrungen machen.

Der Brief des Kaisers an Hollmann [2]) ist ein hoch erfreuliches Ereignis und wird vielen gläubigen Christen, denen der Verkehr des Kaisers mit

---

[1]) Ministerpräsident Graf Crailsheim war am 18. Februar durch den bisherigen Kultusminister Freih. v. Podewils ersetzt worden. Von diesem notiert Verfasser: „Ich kenne P. ganz gut und traue ihm nicht über den Weg."

[2]) Vom 15. Februar über seinen Glaubensstandpunkt und sein Verhältnis zu Professor Delitzsch. Vgl. Ereignisse und Gestalten, S. 183 ff. und oben S. 204.

Harnack ernste Besorgnis einzuflößen begonnen hatte, eine große Erleichterung sein. Den Herren Harnack, Delitzsch und Konsorten wird er allerdings wenig Freude bereiten. Ich hätte gewünscht, daß er die großen Weisen, Priester oder Könige, denen sich Gott offenbart hat, nicht mit Namen genannt hätte,[1]) denn er fordert hier gar zu sehr zum Widerstande heraus, und es wird an Auflehnung nicht fehlen. Die Katholiken werden sich sicherlich verletzt fühlen. Meine Hoffnung ist, daß die kaiserlichen Auslassungen, die doch in den meisten Zeitungen erscheinen dürften, manch einen religiös Gleichgültigen — ihre Zahl ist sehr bedeutend — zum Nachdenken bringen werden. Dann könnte Herr Delitzsch das Gegenteil von dem erleben, was er angestrebt hat.

3. April.

Ich war drei Tage in Berlin, um am Jubiläum des Grafen Schlieffen teilzunehmen und ins Herrenhaus zu gehen. Beim Diner für Schlieffen saß ich neben dem Kaiser, der sehr guter Dinge war. Augenscheinlich beschäftigt ihn viel die soziale Frage und glaubt er, sie lösen zu können. Als die Rede auf die amerikanische Flottenvermehrung kam, äußerte er sich sehr bitter über England, namentlich über dessen mattes Verhalten in der Panamakanalfrage. General Beseler mußte früh und beim Diner Ansprachen halten und löste seine recht schwierige Aufgabe vortrefflich. Zu meiner tiefen Betrübnis fiel bei Tisch [. . .] über Moltke, der sonst in höchsten Tönen gefeiert wurde, das Wort, er wäre eigentlich kein Feldherr gewesen, sondern nur ein Ausführer von Befehlen seines Königs. Die Bemerkung war allein auf den Kaiser berechnet. Wie soll man sich da wundern, wenn dieser sich überhebt und schließlich mit Geringschätzung auf den Generalstab sieht. Der alte König Wilhelm hat sich wahrlich niemals für einen großen Feldherrn gehalten. Dazu war er viel zu klug. Er hat die Klugheit gehabt, sich von Moltke beraten zu lassen; wenn der Rat angenommen war, arbeitete dieser die Befehle aus und erließ sie. Da der Kaiser früher auch Bismarck als Handlanger bezeichnete, so hat dieser nun in Moltke einen Kollegen bekommen.

Der Kaiser ist sehr verärgert infolge seiner verunglückten Versuche, die Freundschaft Amerikas zu gewinnen (Ablehnung der Einladung der Flotte nach Kiel,[2]) taktlose Äußerungen des Admirals Dewey).

---

[1]) In dem kaiserlichen Brief waren erwähnt: „Hammurabi, Moses, Abraham, Homer, Karl der Große, Luther, Shakespeare, Goethe, Kant, Kaiser Wilhelm der Große."

[2]) Tatsächlich fand später dann doch ein Besuch eines amerikanischen Geschwaders in Kiel statt (25.—30. Juni).

9. April.

Gestern war mein Geburtstag. 71 Jahre liegen hinter mir. Es erneut sich die so oft an mich herangetretene Überzeugung, daß des Allmächtigen unendliche Gnade und Güte mich von meiner Geburt an begleitet hat, so wie wohl nur wenige. Ich weiß sehr genau, daß von Verdienst keine Rede sein kann.

Ich habe mir schon mehrfach die Frage vorgelegt, ob ich wohl noch rüstig genug bin, um im Kriegsfall eine Armee zu führen. Wenn der Kaiser mich als zu alt dafür betrachtete, so würde ich das ganz natürlich finden, es ist aber möglich — nach seinen Äußerungen mir gegenüber —, daß er mir noch die nötigen Kräfte zutraut. Was meine eigenen Empfindungen anlangt, so bin ich mir sicher, zur Zeit noch rüstiger zu sein als Moltke es im französischen Kriege — damals geradeso alt wie ich jetzt — war, denn ich hänge weit weniger von regelmäßiger Ernährung und regelmäßigem Schlaf ab als er seinerzeit. (Sobald es an beiden gebrach, hatten seine Umgebungen den Eindruck, daß der Geist nachzulassen begann.) Ich finde meinen gesunden Schlaf zu jeder Zeit; wenn ich will, auch in der Eisenbahn. So glaube ich mich wirklich noch imstande, verantwortungsvolle Aufgaben zu übernehmen und mit Energie durchzuführen. Lange kann das aber unmöglich währen, meine Gedanken beschäftigen sich daher auch öfter mit dem Rücktritt aus der Stellung als Armeeinspekteur. Oft habe ich mich früher dahin geäußert, es sei ein trauriges Merkmal des Alters, daß man die eigenen Schwächen nicht mehr erkennt, was ich bei anderen in vielen Fällen wahrnehmen konnte. Gott gebe, daß es bei mir selbst nicht eintritt.

Mai.

Die Romreise[1]) begann für mich am 30. April spät abends. Der Kaiser war in Bückeburg zur Hochzeit des Großherzogs von Sachsen[2]) gewesen und traf um 11½ Uhr abends in Hannover ein, wo ich, der Reichskanzler und einige Herren der Begleitung uns ihm anschlossen. Die Fahrt ging über Straßburg und den Gotthard. Der größte Teil des 1. Mai wurde im Speisewagen bei sehr lebendiger Konversation verbracht. Die Unterhaltung bezog sich vielfach auf die Vorgänge in Saloniki[3]) und die mazedonischen Wirren. Augenscheinlich waren Kaiser und Kanzler über den voraussichtlichen Verlauf sehr in Ungewißheit. Daß der Fürst von Bulgarien es vorgezogen hat zu verreisen, wurde als ein ernstes Zeichen an-

---

[1]) Vgl. o. S. 199.

[2]) Großherzog Wilhelm Ernst von S.-W.-Eisenach hatte sich dort am 30. April mit der Prinzessin Karoline Reuß ä. L. vermählt.

[3]) Hier hatten bulgarische Revolutionäre am 29. April Dynamitattentate verübt.

gesehen. Das Wetter verschlechterte sich allmählich; die ganze Umgebung des Vierwaldstätter Sees hüllte ein Nebel ein. Den Gotthard passierten wir bei Nacht; in Airolo Schneetreiben, dann Regen. Von Pisa ab fand man sich am 2. früh wieder im Speisewagen zusammen. Ankunft in Rom mit anderthalbstündiger Verspätung, was den Vorteil hatte, daß wir einfuhren, als eben der Regen aufhörte, und der feierliche Einzug bei schönem Wetter vor sich gehen konnte. Ich erhielt im Quirinal, getrennt von dem eigentlichen Gefolge, ein sehr angenehmes Quartier in der Lungamanica, wo ich neben den Prinzen — Graf von Turin und Herzog der Abruzzen — wohnte. Ein recht guter Landauer war zu meiner Verfügung. Der Verlauf des Besuches in Rom entsprach völlig dem Programm, mit Ausnahme einer infolge des weichen Bodens nötig gewordenen Verlegung der Parade.

Mein Gesamteindruck war der, daß wir dem Vatikan gegenüber gar zu warm aufgetreten sind, was doch notwendigerweise von den eigentlichen Gastgebern empfunden werden mußte. König und Königin haben noch nicht die völlige Sicherheit im Auftreten und in der Konversation, das ist ganz richtig, ich glaube auch, daß sie durch die geistige Überlegenheit des Kaisers sich etwas geniert fühlten; abgesehen davon aber strömte ihr ganzes Wesen eine gewisse Kühle aus. Inwieweit da die Politik mitspielte, kann ich nicht völlig übersehen; daß der Besuch im Vatikan, namentlich der Verlauf desselben, etwas verschnupfen mußte, ist nur allzu natürlich. Es ist auch behauptet worden, der — auffallend kleine — König hätte an den vielen Riesengestalten im kaiserlichen Gefolge (Wedel, Scholl, Plüskow, Kleist und die allerdings sehr langen Gardes du Corps und Leibgendarmen) Anstoß genommen, doch scheint er mir dafür zu klug. Der Kaiser hat sich wahrlich die größte Mühe gegeben, liebenswürdig und herzlich zu sein. Kronprinz und Prinz Fritz machten durch ihr natürliches Wesen und liebenswürdiges Auftreten überall einen ganz vortrefflichen Eindruck. Aber ich bin überzeugt, daß ein herzliches Verhältnis zwischen unserem Kaiser und dem König Viktor Emanuel nicht besteht und sich auch niemals entwickeln wird, daß auf der anderen Seite die zum Teil aus Furcht eingegebene Hinneigung zu Frankreich im Zunehmen begriffen ist. Das Publikum enthusiasmierte sich mehr und mehr, so daß jeder flüchtige Beobachter den Eindruck gewonnen haben wird, als sei alles herrlich verlaufen.

Was den Besuch im Vatikan anlangt, so überboten sich Kaiser und Papst in Höflichkeiten und Versicherungen gegenseitiger Hochschätzung. Wie weit der Kaiser dabei gegangen ist, weiß niemand ganz genau, ich glaube, sehr weit. Zum Empfang war an Pomp alles aufgeboten, was der Vatikan zu leisten imstande ist, das gewaltige Personal an Höflingen zeigte äußerste Verbindlichkeit. Der Papst reichte jedem aus dem zahl-

reichen Gefolge die Hand und verband damit einige freundliche Worte. Mich begrüßte er als würdigen Nachfolger Moltkes und dankte für das, was ich in China für die Christen, speziell die katholischen Missionen, getan hätte. Aber damit nicht genug: zwei Tage später wurden — ein unerhörter Akt — unsere gesamte Dienerschaft, Leibgendarmen, Gardes du Corps usw., etwa 60 Protestanten, in besonderer Audienz empfangen. Jedem reichte der Papst die Hand, die geküßt wurde; dann erteilte er den Segen und versprach, für sie und ihre Familien zu beten. Dem Besuch des Kaisers ging ein Frühstück beim Gesandten Rotenhan voran, an welchem vier Kardinäle teilnahmen, nämlich Rampolla, Agliardi, der frühere Nuntius in München, Gotti, wahrscheinlich der künftige Papst,[1]) und Montel,[2]) der Deutschenfreund. Rampolla, sehr beweglich und affektiert, machte mir einen wenig angenehmen Eindruck. Dagegen sieht Gotti sympathisch aus; er war aber sehr zurückhaltend, man sagt, seitdem er als Papstkandidat genannt wird.

Der italienische Hof machte einen recht vornehmen Eindruck; besonders gut in Qualität und Ausrüstung waren die Kutschpferde, weniger hervorragend Küche und Weine. Sehr in die Augen fiel die Schönheit und Liebenswürdigkeit der zum Hof gehörenden Damen, wogegen ihre Männer abfielen.

Die große Parade verlief gut und entsprach allen an italienische Truppen zu stellenden Anforderungen. Das Ajustement war vortrefflich, und überall fand ich gute Ordnung. Man hatte viele Verbände von außerhalb herbeigeholt und alle durch Abgaben von anderen Korps vollzähliger gemacht. Große Anforderungen ergaben sich durch das tägliche Spalierstehen, das oft bis in die Nacht hinein ausgedehnt wurde. Übrigens sind auch viele Truppen zur Besetzung der Eisenbahn von der Schweizer Grenze bis Rom herangezogen worden. In Rom waren sehr umfangreiche polizeiliche Maßnahmen getroffen.

Ich möchte schließlich noch eine Sache von vielleicht größerer Tragweite erwähnen. Es[3]) war mir vorgeschlagen worden, die Bekanntschaft des Jesuitengenerals zu machen. Ich nahm den Vorschlag an. Nach dem Besuche kam mir das Bedenken, ob ich recht getan hätte, ihn zu machen und die Besorgnis, er könne durch irgendeine Indiskretion bekannt werden. Das führte mich zu dem Entschluß, dem Kaiser Kenntnis zu geben.

*

[1]) Nicht dieser, sondern der Kardinal Sarto wurde am 4. August zum Papste (Pius X,) gewählt.

[2]) M. war nicht Kardinal, sondern Präsident einer Prälatenkommission für Streitsachen der päpstlichen Verwaltung.

[3]) [Am Rande steht:] Ich hatte gerade kurz vor der Abreise ein eben erschienenes Buch über die Jesuiten gelesen, das, angeblich auf Grund sorgsamster Prüfung entstanden, so scharf wie nur möglich geschrieben war.

Rom, 5. Mai 1903.

Eurer[1]) Kaiserlichen und Königlichen Majestät verfehle ich nicht alleruntertänigst zu melden, daß ich, dazu veranlaßt durch den Bischof Favier, Chef der dem Jesuitenorden nahestehenden Lazaristenmission in Peking, dem Jesuitengeneral Ludovic Martin hier gestern einen Besuch gemacht habe.

Er empfing mich mit dem Ausdruck warmen Dankes für die sehr wirksame Unterstützung und das freundliche Interesse, welche ich in Peking den katholischen Missionen zugewandt habe, und folgte sodann eine etwa dreiviertel Stunden währende Unterhaltung, in welcher ich mich fast ausschließlich zuhörend verhielt.

Er beklagte sich zunächst sehr bitter über die Angriffe, denen der Orden in neuster Zeit besonders lebhaft wieder ausgesetzt sei. Sie beruhten sämtlich auf Verleumdungen, behandelten mit Vorliebe Dinge, die Jahrhunderte zurückliegen und ermangelten durchweg der Tatsachen; die verschiedenen Zweige der protestantischen Kirche in Deutschland, die sonst in bitterer Feindschaft lebten, gefielen sich jetzt darin, durch gemeinsame Angriffe auf den Orden ein Bild der Einigkeit zu geben.

„Wir mischen uns nie in Politik,"[2]) sagte mir der allmählich lebhafter werdende Père Martin, „und ist die Regierungsform eines Staates für uns ohne Bedeutung; wir arbeiten so gern mit einer Republik wie mit einer Monarchie, wenn man uns nur ungestört arbeiten läßt; ich glaube aber, daß jeder Staat, wenn er sich freundlich zu uns stellt, viel Nutzen von uns haben kann. Was uns ausschließlich beschäftigt, ist die soziale Frage, und haben wir auf diesem Gebiete manchen Erfolg zu verzeichnen. So habe ich noch in diesen Tagen vom Erzbischof von Reims die Mitteilung, daß von den 30 000—40 000 sozialistischen Arbeitern der Stadt durch eine nur vierjährige Arbeit des Ordens etwa 5000 der Kirche sich zugewandt haben. Wenn man uns in Deutschland noch nicht haben will, so müssen wir eben warten. Eile haben wir niemals. Unser Arbeitsfeld ist die ganze Welt, es sind also noch immer weite Gebiete für uns zu öffnen."

Sodann ging er auf das Verhältnis zu einzelnen Staaten über und lobte ganz besonders die Vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen man dem Orden am freundlichsten entgegenkäme, und sodann auch England, das in seinen Kolonien vom Orden den größten Nutzen zöge. Er habe z. B. Indien in fünf Provinzen eingeteilt, Kalkutta, Madras, Bombay, Ceylon und Mandalay, und lasse in jeder derselben nur Patres

---

[1]) Nach dem eigenhändigen Konzept.

[2]) Im Tagebuch, wo Verfasser sein Gespräch mit dem Jesuitengeneral in inhaltlicher Übereinstimmung mit obigem Bericht aufgezeichnet hat, findet sich an dieser Stelle der Zusatz: „Ich habe versucht, hierbei keine Miene zu verziehen."

von derselben Nationalität arbeiten wie Deutsche, Belgier, Engländer usw., und sei jede dieser Provinzen mit 250—400 Jesuiten besetzt. Er lobte dabei die Neigung der Belgier, in den Orden einzutreten, und die Gewissenhaftigkeit der Deutschen, deren Wirksamkeit er besonders schätze. Sehr abfällig waren die Urteile über Frankreich und über die Franzosen, die er als in allen Klassen demoralisiert bezeichnete. Die Behandlung der Schulen in Syrien nannte er eine große Kurzsichtigkeit, die sehr bald Frankreich völlig um den Einfluß im Orient bringen würde. Was Rußland anlange, so enthalte sich der Orden jedweder Tätigkeit, habe aber in Galizien ein zahlreiches Personal bereit.

Ich habe mich darauf beschränkt zu sagen, daß es mir eine besondere Freude gewesen sei, in China den katholischen schwer bedrängten Missionen einige Hilfe leisten zu können und daß ich glaube, dies in wirksamerer Weise getan zu haben wie der General Voyron, der genötigt gewesen sei, mit der antiklerikalen Richtung in seiner Heimat zu rechnen.

Schließlich bat ich den General, überzeugt zu sein, daß ich nicht der Richtung in meinem Vaterlande angehöre, die unter dem Eindruck der schwarzen Gefahr stände; ich kenne nur eine Gefahr, die sozialistische, und hoffe, daß alle christlichen Kirchen in ihrer Bekämpfung ein gemeinsames Ziel finden würden.[1])

[Martin] ist von Geburt Franzose, hat im Äußeren einige Ähnlichkeit mit dem Kardinal Rampolla, macht aber durch ruhigeres Wesen und einen offeneren Gesichtsausdruck einen sympathischen Eindruck.[2])

*

Ob es klug gehandelt war, dem Kaiser Mitteilung zu machen, muß die Zukunft lehren. Er war anfangs völlig unbefangen und scherzte viel über das Bild, mich mit einem richtigen Jesuiten zusammen zu sehen; jetzt kann er nun wohl in anderer Richtung beeinflußt worden sein.

Von jesuitischer Seite erfuhr ich, daß der Papst mir habe den Christusorden geben wollen, auf Einwirkung von Bülow mir aber den Piusorden verliehen habe. Ich merkte davon schon etwas, als der Gesandte Rotenhan, ohne daß ich ein Wort über den Orden verloren hatte, mir augenscheinlich verlegen mitteilte, der Piusorden sei der, den im allgemeinen Botschafter erhielten.

---

[1]) Vgl. die im Anhang I mitgeteilte Korrespondenz zwischen dem Pater Martin und dem Verfasser.

[2]) Tagebuch: [Er] „vermied irgendwelche mir unbequeme Anspielungen, machte auch keine Versuche, mich zu irgendeiner Handlung zu veranlassen. Dieser mir gegenüber so bescheiden auftretende Jesuitengeneral ist eine der einflußreichsten Persönlichkeiten der Welt. Den Vatikan beherrscht er völlig. Rampolla muß nach seinen Wünschen handeln; der Papst hat sich längst in das Unvermeidliche gefügt."

Nahezu unglaublich schien es mir, daß der preußische Gesandte beim Vatikan[1]) augenscheinlich nicht die geringste Fühlung mit den Jesuiten besitzt; ich meine, es ist seine Pflicht, mit den ausschlaggebenden Persönlichkeiten der katholischen Kirche Beziehungen zu unterhalten. Geheimrat Klemeth, der den Reichskanzler begleitete, sagte mir: „Wir erfahren von den Jesuiten gar nichts."

Die Heimreise aus Italien erfolgte auf demselben Wege, diesmal bei herrlichem Wetter. Am 7. Mai löste sich in Schaffhausen die Reisegesellschaft auf; der Kaiser begab sich nach Donaueschingen, der Reichskanzler nach Berlin, ich ging nach Karlsruhe. Ich hatte angefragt, ob der Großherzog mich empfangen wollte, und die Antwort erhalten, ich sei willkommen und solle im Schloß wohnen. Am 8. traf ich ein und blieb bis zum 10. Mit gewohnter Herzlichkeit und Güte empfangen, nahm ich die Mahlzeiten stets allein mit Großherzog und Großherzogin, hatte also viel Gelegenheit zu ruhigen Unterhaltungen. Beide haben es noch immer nicht überwunden, daß der Erbgroßherzog nicht Kommandierender General des XIV. Armeekorps geworden ist.[2]) Nach meiner Ansicht hat der Kaiser völlig recht, ihm dies Armeekorps nicht zu geben, unter anderem auch, weil er als künftiger Großherzog da öfter in unbequeme Lagen kommen müßte. Leider ist bei der Enthebung vom Generalkommando des VIII. Armeekorps nicht glücklich verfahren worden. Am meisten verletzt fühlt sich die Großherzogin, die rücksichtslos behandelt zu sein glaubt. Ich fand sie übrigens unverändert, sogar etwas frischer als vor einigen Jahren, während der Großherzog mir älter und namentlich teilnahmeloser geworden schien. Bedauerlich ist das gespannte Verhältnis zum Kaiser.

Am 10. abends Ankunft in Stuttgart und bis zum 20. einschließlich Besichtigungen, die mich auch nach Heilbronn, Ludwigsburg, Ulm und dem Übungsplatz Münsingen führten. Der König war sehr herzlich und natürlich, alle Welt von größter Höflichkeit; das Publikum feierte mich so, daß es manchmal etwas unbequem war.

In Berlin gab der Rücktritt Hatzfeldts vom Oberpräsidium in Schlesien viel Gelegenheit zu Betrachtungen. Sie waren meist auf falschen Grundlagen aufgebaut, denn Hatzfeldt nimmt keineswegs freiwillig seinen Abschied. Nunmehr ist starkes Intrigenspiel um die Nachfolge; man muß sich da auf Überraschungen gefaßt machen.

Ich habe den Reichskanzler auf der römischen Reise und auch neulich in Berlin[3]) wieder beobachten können. Um den Monarchen liegt ein

[1]) Freiherr v. Rotenhan.
[2]) Vgl. o. S. 192.
[3]) Verfasser war zur Feier der Enthüllung eines Obelisken zum Gedächtnis Friedrichs des Großen auf dem Truppenübungsplatz Döberitz (29. Mai) nach Berlin geladen worden.

Netz, das keiner zerreißen kann. Leider protegiert Eulenburg den Kanzler beim Kaiser und bildet eine höchst wirksame Hilfe. Nun wird mir auch noch versichert, daß Persönlichkeiten aus der militärischen Umgebung sich angeschlossen haben. Da wird dann das Netz noch fester.

Hannover, 1. Juni.

Gewaltiges Aufsehen haben die Reden von Chamberlain und Balfour gemacht.[1]) Ich bin nicht im Zweifel, daß England uns gegenüber bald sein wahres Gesicht zeigen wird; es handelt sich um den Existenzkampf. England will seinen bedenklichsten Rivalen auf dem Weltmarkt, Deutschland, vernichten und bald, wenn auch nicht von heute auf morgen, dazu schreiten, ehe die deutsche Flotte weiter erstarkt ist. Daß die Sache amtlich bei uns schon so ernst genommen wird, glaube ich nicht. Naturgemäß suchen alle liberalen Zeitungen den Ernst der Lage noch zu leugnen; es ist auch gar zu hart für sie, daß ihr Vorbild, England, mit dem Freihandel brechen will. Bitter wird sich jetzt rächen, daß man Deutschland durchaus hat zu einem reinen Industrieland machen wollen.

3. Juni.

Ich hatte in Berlin Gelegenheit zu längerer Unterhaltung mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter[2]) und fand ihn sehr besorgt über die Zustände in seiner Heimat. Der Kaiser sei zu gut und zu unschlüssig, durch kräftiges Auftreten könne er der ungarischen Ultras sehr wohl Herr werden. Nun begännen auch noch die Kroaten unruhig zu werden. Aus den Zeitungen ersehe ich, daß außerdem noch die Italiener in Südtirol und Triest sich regen, und daß es an vielen Orten in Italien antiösterreichische Demonstrationen gegeben hat. Von einiger Spannung zwischen Italien und Österreich wegen Albaniens usw. hörte ich schon in Rom; man hatte es dort dem Zaren sehr übel genommen, daß er sich allein mit Österreich über Behandlung der mazedonischen Frage einigte,[3]) was nach meiner Meinung auch für uns nicht angenehm war. Dies alles ist recht bezeichnend für die Festigkeit des Dreibundes.

Man muß die Zukunft Österreichs aufmerksam beobachten. Haben wir uns darauf eingerichtet, daß ein Zusammenbruch erfolgen kann? Nichts weist darauf hin, und doch ist es eine der wichtigsten Fragen, die an

---

[1]) Der Premierminister A. Balfour und der Kolonialminister Chamberlain hatten bei einer Unterhausdebatte über die englische Handelspolitik auf den deutsch-kanadischen Zollstreit Bezug genommen (ersterer auch schon in einer Rede zu Birmingham am 15. Mai) und sich dabei mit den Interessen Kanadas als eines „Teiles des empire" identifiziert.

[2]) L. v. Szögyény-Marich.

[3]) Die formelle Einigung erfolgte erst im Herbst des Jahres durch das Abkommen von Mürzsteg, vgl. Friedjung, a. a. O. I, 349 f.

uns herantreten können. Ich weiß es aus der besten Quelle, daß die Jesuiten den Zusammenbruch nach dem Tode des Kaisers für sehr wahrscheinlich halten.

4. Juni.

Aus unbedingt zuverlässiger Quelle erfahre ich, das Radolin sich in Paris viel mit extremen Sozialisten einläßt. Tut er dies ganz auf eigene Faust? Jedenfalls ist es ein recht gefährliches Spiel. Mit Herrn Jaurès soll er lebhaft Fühlung haben.

20. Juni.

Am 18. hatte sich der Kaiser zum Diner angemeldet. Ich stand zu diesem Zwecke auf.[1]) Das Diner verlief sehr gut, der Kaiser war sehr munter und herzlich. Wenn ich mir auch durch das Aufstehen wohl nicht gerade Schaden zufügte, so war ich doch nicht imstande, die Ulanenbesichtigung mitzumachen, und konnte auch heute nicht nach Hamburg mitreisen.[2])

Am 16. war die Reichstagswahl. Sie hat auf mich diesmal einen großen Eindruck gemacht durch das gewaltige Anwachsen der Sozialdemokratie, dessen ganze Größe erst am 25. durch die Stichwahlen völlig klar werden wird. Statt eines Zuwachses von 10 bis 20 Stimmen, mit dem man gerechnet hat, wird es einen solchen von 30, nach meiner Ansicht vielleicht von 50 geben![3]) Dazu die Tatsache, daß die Sozialdemokratie wirklich — und stellenweise sogar erheblich — in die ländliche Bevölkerung eingedrungen ist.

Nach meiner Meinung ist nun der Augenblick gekommen, wo der Kaiser handeln muß. Ich hatte gehofft, ihn in ernster Stimmung zu finden und die Tragweite der Wahlen einigermaßen übersehend, habe mich aber völlig getäuscht. Er sprach wiederholt mit größter Geringschätzung vom Reichstage. Geradeso wie er faßt Lucanus die Lage auf und sicherlich auch Bülow, den der Kaiser in Berlin noch am 17. gesprochen hat. Bisher hatte die Reichsregierung — wie aus zahlreichen Einzelfällen hervorging — heillose Angst vor den Sozialdemokraten, und nun soll es so aussehen, als ob sie ohne große Bedeutung seien. Nach meiner Meinung herrscht völlige Ratlosigkeit. Es wird immer wiederholt — und hiermit ist unglaublicherweise auch der Minister Hammerstein einverstanden —, die Hauptsache sei das Unterliegen des Bundes der Landwirte, das Wahlergebnis also ein erfreuliches. Dann wurde auch das Thema variiert — augenscheinlich in der Annahme, die Sozialdemokraten

---

[1]) Verfasser hatte infolge einer Venenentzündung die Inspizierung des XVIII. Armeekorps vorzeitig abbrechen müssen.

[2]) Zur Feier der Enthüllung eines Kaiser Wilhelm-Denkmals.

[3]) Die Zahl der sozialdemokratischen Mandate stieg von 56 auf 82.

kämen höchstens auf 75 Stimmen —, man müßte erst die Zahl ihrer Mandate auf 120 wachsen lassen, alsdann würde sich die Nation aufraffen usw.! Hier spricht die blasse Furcht, der Gefahr dreist ins Auge zu sehen und ihr mannhaft entgegenzutreten. Ich hoffe, die Auffassungen werden sich noch ändern, wenn erst mehr Einzelheiten bekannt werden, die Stichwahlen vorüber sind, und man sehen wird, wie gewaltig die Zahl der von den Sozialdemokraten abgegebenen Stimmen ist. Ich halte es für möglich, daß sie die aller Parteien zusammen überragt.[1]) Wir gehen sehr ernsten Zeiten schnell entgegen. Graf Eulenburg sagte mir, daß er ganz meine Auffassung teile; er ist aber zu vorsichtig, um dem Kaiser gegenüber mit einer Ansicht herauszurücken. Auch Podbielski, der zwei Tage bei mir wohnte, ist ganz meiner Meinung; seine Stellung schien mir vor einiger Zeit etwas erschüttert, ich möchte aber glauben, daß sie durch den Wahlausfall wieder befestigt ist.

Wie die Sachen nun liegen, ist das Ideal Bülows, die große liberale Partei, verunglückt; er muß doch seinen Hauptshalt wieder im Zentrum suchen, das ganz gern etwas gibt, leider aber niemals ohne Gegenleistungen. Daß er selbst sich nicht sehr stark fühlt, geht wohl am besten daraus hervor, daß er täglich Leute von der Presse empfängt, namentlich von der liberalen, die ihn dann loben. Der häufigste Besucher, sogar schon zu Tisch, ist der bekannte August Stein von der „Frankfurter Zeitung". Daß die Reichsregierung für die Wahlen die Hände völlig in den Schoß gelegt hat, ist ein unglaublicher Fehler und Mangel an Menschen- und Weltkenntnis, daß sie aber seit Jahren ruhig zusieht, wie durch eine gewissenlose bösartige Presse das Werk der Aufhetzung der Massen betrieben wird, ist geradezu unverantwortlich. Es ist wirklich bis zu einem besorgniserregenden Grade gelungen und muß, weiter betrieben, zur Auflösung oder zu gewaltsamen Revolutionsversuchen führen. Daß auf diese Weise die Achtung, die das Ausland noch vor uns hat. nicht steigen kann, sondern zurückgehen muß, ist nicht zu bezweifeln.

21. Juni.

Wenn mir seit Jahren die Fahrt bergab zu gehen schien, so hoffte ich immer noch, allmählich zum Schwarzseher geworden zu sein; nun aber fürchte ich, daß ich die richtige Empfindung hatte. Der Kaiser wird gar zu sehr von der verantwortlichen Stelle über die Situation getäuscht und legt immer noch den größten Wert auf das Hurrageschrei der Massen. Er glaubt, das Rezept zu haben, um die Arbeiter zu gewinnen, diese aber haben ohne Zweifel sämtlich sozialistisch gewählt, und zwar einschließlich

---

[1]) Die Sozialdemokraten erhielten 3 Millionen Stimmen, die eines Drittels der Wähler, eines Viertels der Wahlberechtigten.

der bei Staatsanstalten wie den Eisenbahnen usw. angestellten. Ebenso dachte die große Mehrzahl der kleinen Beamten und Massen von ehemaligen, den Kriegervereinen angehörigen Soldaten. Es ist doch gar nicht anders möglich, als daß das Unteroffizierkorps, das seine sozialen Beziehungen fast ganz in den Kreisen des kleinen Beamtentums hat, allmählich von dem Gift angefressen wird.

29. Juni.

Es erheben sich nun schon Stimmen, die deutlich aussprechen, was ich seit langem fühle, daß es so bei uns nicht weiter gehen kann. Natürlich setzt der Kanzler nun seinen großen Presseapparat dagegen in Gang. In einer Beziehung kann er sich aber leicht verrechnen, nämlich gegenüber dem Zentrum. Man ist dort — ich weiß es aus besten Quellen — voller Mißtrauen gegen ihn und unter gewissen Umständen bereit, zu seinem Sturze beizutragen. Vielleicht ahnt er etwas davon und ist die Folge, daß er sich den Sozialdemokraten nähert; gewisse Anhaltspunkte will man dafür schon haben. Zunächst hält der Kaiser wohl noch an ihm fest, auch hat Bülow das Glück, daß niemand recht weiß, wer wohl Nachfolger werden könnte.

1. Juli.

Schon seit einiger Zeit macht sich in konservativen Kreisen die Empfindung geltend, daß der gefährlichste Feind nicht der Ultramontanismus, sondern die Sozialdemokratie ist. Mir ist es wahrlich schwer geworden, mich dieser Richtung anzuschließen, indessen haben die Reichstagswahlen mich darin einen großen Schritt vorwärts gebracht, namentlich da ich sehe, daß man in katholischen Kreisen doch anfängt, vor der sozialistischen Gefahr Furcht zu bekommen. Wenn diese Furcht wirklich besteht und in leitenden katholischen Kreisen Anhänger findet — sollte es da nicht möglich sein, auf die Gemüter in beiden Konfessionen so einzuwirken, daß man den konfessionellen Hader zurückstellt, sich bemüht, friedlich nebeneinander zu leben und die Sozialisten als gemeinsamen Feind betrachtet? Ich neige noch jetzt der Ansicht zu, daß so etwas möglich ist. Die großen Schwierigkeiten verkenne ich nicht; es sind gar viele Fanatiker und Kampfhähne auf beiden Seiten. Andererseits ist aber die Größe der sozialistischen Gefahr noch niemals so deutlich in Deutschland hervorgetreten, und verwandte Bestrebungen machen sich gleichzeitig in Frankreich in Verfolgung der katholischen Kirche in brutalster Weise geltend. Die Unterhaltung, die ich mit dem Jesuitengeneral führte, hat mich in der Annahme, daß man sich bei uns auch mit der katholischen Kirche abfinden könnte, bestärkt. Daß wir nicht zu vertrauensselig sein dürfen, ist natürlich; wir

müssen der Klugheit doppelte Klugheit entgegensetzen. Von gewisser katholischer Seite hofft man, daß ich jetzt mehr in den Vordergrund trete; ich muß aber unter allen Umständen große Vorsicht und ruhiges Blut bewahren. Noch vor einem Jahr hätte ich es mir nicht träumen lassen, daß ich für ein Zusammengehen mit den Katholiken zu haben gewesen wäre.

26. Oktober.

Leider habe ich von den Manövern,[1]) geradeso wie von den vorjährigen, einen betrübenden Eindruck erhalten.

Die Truppen sind durchweg wirklich gut und von bestem Geiste beseelt und werden gern auch den oft recht ansehnlichen Anforderungen gerecht. Bedenkt man aber, daß diese großen Übungen doch hauptsächlich dazu da sind, um höhere Offiziere in der Truppenführung zu unterrichten, und daß der Truppe gezeigt werden soll, wie es im Kriege etwa zugeht, so kann ich nur sagen: Diese Art von Manövern richten nur Unglück an! Ich vermeide es, hier auf die Sache näher einzugehen. Mit dem König von Sachsen, der doch ein General von reicher Erfahrung ist, bin ich völlig gleicher Meinung, wie auch mit allen hochgestellten Offizieren, die ich sprechen konnte. Es herrscht dort eine geradezu deprimierte Stimmung.

Ich [2]) bin jetzt soweit gekommen, daß ich einen Krieg, den ich aus vielen Ursachen als für uns erwünscht bezeichnet hatte und in den ich noch vor zehn Jahren mit vollstem Vertrauen gezogen wäre, für ein höchst gewagtes Unternehmen halten würde.

Das [3]) Gardekorps hatte am 31.[4]) große Parade; sie wurde abbestellt, als die Truppen sämtlich naß geworden waren, und eben schönes Wetter eintrat. Jedermann war sicher, daß an eine Wiederholung nicht zu denken sei, um so weniger als am nächsten Tage verschiedene Truppen ins Manövergelände abrücken sollten. Als wir um 6 Uhr zum Diner im Schloß erschienen, überraschte uns die Nachricht, daß dennoch am 1. die Parade sein sollte. Der General Kessel ist der Übeltäter. Er hat sowohl zugeredet, die Parade abzusagen, wie die Wiederholung zu machen; niemand von der nächsten Umgebung hat im Interesse der Truppen ein Wort zu sagen gewagt! Eine unerfreuliche Folge war auch die, daß der Kaiser nicht zur Städte-Ausstellung in Dresden kam, was dort große Enttäuschung bereitete. Mehrere hundert Bürgermeister waren gekommen in der Erwartung, den Kaiser begrüßen zu können.

---

[1]) An denen der Verfasser als Gast des Kaisers teilnahm.

[2]) Aus einer Aufzeichnung über das Kaisermanöver 1903 vom November dieses Jahres.

[3]) Nachtrag

[4]) August.

16. November.

Vor wenigen Tagen wurde ich durch die Nachricht überrascht, der Kaiser habe sich zur Beseitigung einer Wucherung am Kehlkopf operieren lassen müssen. Gott sei Dank konnte gleichzeitig gemeldet werden, daß die Sache ohne ernste Bedeutung sei. Trotzdem lassen solche Gelegenheiten an die Möglichkeit denken, daß auch der Kaiser ein sterblicher Mensch ist und uns früh genommen werden kann; das führt zu recht ernsten Betrachtungen. In erster Linie wird solche der hohe Herr wohl selbst angestellt haben, wenigstens hoffe ich es; Zeit dazu boten ihm ja diese Ruhe auferlegenden Tage. Wenn man mir richtig erzählte, so wäre eine Anregung auch dem Admiral Hollmann zu danken. Dieser will dem Kaiser frei heraus gesagt haben, er sei von Schmeichlern umkreist. Er will auch darauf hingewiesen haben, daß die ganze Umgebung — zu der er einige Minister rechne —, wie es bei Schmeichlern nicht anders zu erwarten sei, sich eine Behandlung seitens des Kaisers gefallen lasse, die unwürdig sei. Der Kaiser soll anfänglich ganz ruhig zugehört, dann aber die Unterhaltung mit den Worten abgebrochen haben: „Nun ist es genug.“[1]) Da obiges mir durch eine Persönlichkeit berichtet wurde, die Hollmanns angebliche Auffassungen teilt, so sehe ich zu meiner Genugtuung, daß ich nicht der einzige bin, der es beklagt, daß der Kaiser für Schmeicheleien so zugänglich ist.

In Hamburg hatte ich am 31. Oktober Gelegenheit Herrn Ballin in Ruhe zu sprechen; er ist unlängst wieder beim Kaiser gewesen und hat auch mit dem Kanzler geredet. Er gab mir zu sich getäuscht zu haben, wenn er im vorigen Jahr meinte,[2]) der Kaiser könne unmöglich die Schmeicheleien Bülows auf die Dauer ertragen. Jetzt sagte Ballin: „Bülow ist ein Unglück für uns, er verdirbt den Kaiser völlig, indem er ihm dauernd die größten Schmeicheleien sagt und ihn so allmählich zu maßloser Selbstüberschätzung bringt.“ Der kluge Mann hat auch ganz richtig erkannt, daß es sehr bedauerlich ist, daß Bülow und Eulenburg sich verbündet haben, was ich ja seit meiner Rückkehr von China sich entwickeln sah. Lucanus geht natürlich mit, und der Kaiser ahnt nicht, wie er eingesponnen ist und wie man eifrig Leute fernzuhalten sucht, von denen man annimmt, sie könnten die Wahrheit sagen. Es wird daher sehr interessant sein zu sehen, ob man versuchen wird, den Admiral Hollmann beiseitezuschieben.

Daß man mich fernhalten möchte, ist mir wahrscheinlich seit dem diesjährigen Ausbleiben einer Einladung zur Nordlandsreise, also einer Gelegenheit wie keine andere, den Kaiser unter vier Augen zu sprechen. Ballin bestätigte mir meinen Eindruck.

---

[1]) Hollmann wird in den „Ereignissen und Gestalten“, S. 193, „einer der Treuesten meiner Getreuen“ genannt. Vgl. auch a. a. O., S. 95.

[2]) Schon Ende 1901, vgl. o. S. 176.

Am 12. waren die Wahlmännerwahlen zum Landtag; schon jetzt ist zu übersehen, daß sich an der Zusammensetzung nichts ändert. Sozialdemokraten scheinen nicht oder nur in zwei bis drei Exemplaren hineinzukommen. Da nun eine sehr starke konservative Partei gesichert ist, könnte eine zielbewußte Regierung viel erreichen. Mit dem Zentrum muß ja natürlich gerechnet werden, es ist aber bei geschickter Behandlung in vielen Fragen zu haben, ich möchte also die Hoffnung an einen Zusammenschluß der Gutgesinnten gegen Sozialismus und Atheismus noch nicht aufgeben.

17. November.

Inzwischen sind auch die Wahlen zum Landtag gewesen. Trotz fanatischer Hetzereien gegen die Reaktion von seiten des Liberalismus einschließlich der Nationalliberalen, die sich mit besonderer Schärfe beteiligten, und obwohl die Regierung jegliche Begünstigung der Konservativen nicht allein vermieden, sondern alle ihre Organe verhindert hat, für diese zu wirken, ist das Resultat eine klägliche Niederlage des eigentlichen Liberalismus. Die Nationalliberalen haben keine Verluste erlitten, es sieht in ihren Reihen aber etwas ungleichmäßig aus; eine nicht unbedeutende Anzahl ihrer Mitglieder neigt namentlich wirtschaftlich völlig zu den Konservativen. Die Sozialdemokraten haben auch nicht ein einziges Mandat erhalten.

6. Dezember.

Der Reichstag ist zusammengetreten.

Die Thronrede offenbart eine ganz unglaubliche Mattigkeit und läßt den Schluß zu, daß das Deutsche Reich große Ziele eigentlich überhaupt nicht hat, was schon längere Zeit meine Ansicht ist. Wir treiben ziellos hin und her. Daß der Kaiser sich viel mit großen und meist phantastischen Plänen trägt, schließt dies nicht aus. Ganz bedenklich ist es, daß auch nicht ein Wort über das Anwachsen der Sozialdemokratie gesagt wird. Es beweist mir, daß die völlige Ratlosigkeit noch fortbesteht.

8. Dezember.

Ich habe neuerdings mancherlei über den jetzigen Papst[1]) gehört, natürlich widersprechen sich die Nachrichten öfter. Nach meiner Ansicht liegt es so, daß er durch die Jesuiten gemacht ist und sich auch ihrem Einfluß fügen muß. Diese Ansicht ist zur Überzeugung geworden, seit ich weiß, daß der neue Staatssekretär[2]) Jesuit ist. Daß der Papst in seinem äußeren Auftreten von Leo XIII. sehr abweicht, gern einfach lebt und großes Gepränge nicht

[1]) Pius X.
[2]) Kardinal Merry del Val.

liebt, wird viele Pilger vielleicht etwas enttäuschen, auch mag es jetzt schwerer sein, die Zahlungen des Peterspfennigs in der alten Höhe zu halten, es wird sich da aber schon Rat finden lassen. Braucht er Geld, so geben es ihm die Jesuiten gern, aber nicht einen Pfennig als Geschenk, sondern alles als Darlehen, sie bekommen ihn also nur mehr in die Hand.

Jetzt treten Professoren, man sagt etwa dreißig und vorwiegend Berliner, mit der Ansicht hervor, ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie sei möglich und ratsam; alles käme darauf an, die Reaktion zu bekämpfen. Bisher ist nicht das geringste davon bekannt geworden, daß die Regierung sich dies nicht wolle bieten lassen. Wenn vom Staate bezahlte Beamte so weit gehen, öffentlich derartig sich zu erklären, nachdem die Sozialdemokraten sich als Umsturzpartei bekannt haben, so ist das doch unerhört. Gegen eine Regierungsvorlage[1]) stimmende Landräte werden verabschiedet, gegen diese Professoren wagt man nicht vorzugehen! Es ist nichts als Schwäche; wo soll da Ansehen vor der Obrigkeit noch herkommen? Ich stehe wirklich mit meiner Meinung nicht allein. Oft werden Vergleiche mit der Entwicklung der französischen Revolution gemacht, und es unterliegt keinem Zweifel, daß entsetzliche Ähnlichkeiten bestehen.

Unlängst hat Bülow einem Bekannten von mir gesagt, die auswärtige Politik mache ihm zur Zeit wenig Mühe; es laufe da alles seinen ruhigen Weg (was mein Freund dazu für ein Gesicht gemacht haben mag, weiß ich nicht), er sei ausschließlich mit der inneren Politik beschäftigt. Der Schwerpunkt liege da in den Handelsverträgen; habe er diese unter Dach, so spielten alle anderen Fragen keine große Rolle. In der auswärtigen Politik käme es darauf an, Verwicklungen zu vermeiden, bis die Flotte in der ihr vom Kaiser zugedachten Stärke vorhanden sei. Von der Sozialdemokratie hat er auch nicht ein Wort gesagt. Ich weiß recht gut, daß der Kaiser mit Ausdauer an der Vermehrung der Flotte arbeitet, aber ebenso auch, daß England auf jeden Bau eines Schiffes mit dem Bau von zwei bis dreien antwortet. Das Ziel, eine ebenbürtige Flotte zu erlangen, werden wir nie erreichen, und, wenn die Politik weiter so geführt wird wie bisher, auch schwerlich jemals auf eine starke Flotte rechnen können, die sich mit der unserigen gegen die englische verbündet.

Nach Mitteilungen aus einer Quelle, die ich für recht beachtenswert halte, nimmt in Frankreich das Gefühl der Sicherheit zu. Man bemüht sich, mit England auf einen guten Fuß zu kommen, was von drüben augenscheinlich gern erwidert wird. Ebenso sind mit Österreich die besten Beziehungen wiederhergestellt worden; es ist ganz bemerkenswert, daß trotz der traurigen und höchst unsicheren Zustände im Innern sowohl Rußland

---

[1]) Die Kanalvorlage.

als Frankreich um die österreichische Freundschaft sich bewerben, während traditionell England und Österreich zusammengehen. Sieht dies nicht ganz nach durchdachter Isolierung Deutschlands aus?

In Ostasien ist die Lage augenscheinlich auf das höchste gespannt, der Krieg zwischen Rußland und Japan kann über Nacht ausbrechen. Das würde für uns eine herrliche Gelegenheit geben, unsere Freundschaft teuer zu verkaufen. Werden wir das Geschick dazu haben?

13. Dezember.

Der Reichstag ist zusammengetreten. Vorgestern hat Bülow in recht geschickter Weise die Sozialdemokraten und besonders Bebel angefaßt. Er ist zweifellos ein sehr begabter Redner und hatte diesmal einen besonders glücklichen Tag. Bald nach ihm hielt Einem seine erste Rede als Kriegsminister und sprach recht geschickt. Der Schwerpunkt wird nach meiner Meinung wieder beim Zentrum liegen, das nur durch Konzessionen zu haben ist. Bülow muß also in der Jesuitenfrage zu einem Entschluß kommen; mit Redensarten wollen sich die Herren nicht mehr abspeisen lassen. Daß er mit seiner Rede gegen Bebel reichen Beifall gefunden und die Schwächen der Sozialdemokraten gründlich aufgedeckt hat, ist ganz sicher; es fragt sich nur, ob den Worten auch Taten folgen werden. Hier bin ich leider so weit, mit einem entschiedenen „Nein“ zu antworten.

21. Dezember.

Ich bin am 16. nach der Göhrde gereist. Der Kaiser hatte am 17. morgens noch Besuch des Königs von Dänemark und traf am 17. erst zum Diner ein. Ich bin nun am 17. und 18. stets in seiner nächsten Nähe gewesen und habe am 19. und 20. bei den Diners [1]) an seiner Seite gesessen, ihn auch sonst viel gesprochen, so daß ich wohl über sein Befinden urteilen kann. Er ist sehr frisch und guter Laune, legt sich auf Wunsch der Ärzte noch einige Schonung auf, indem er laute Ansprachen vermeidet, spricht aber geradesoviel wie sonst und war, wie immer, in liebenswürdigster Weise bemüht, seine zahlreichen Gäste zu unterhalten. Ich bin überzeugt, daß sein Halsleiden eines ernsten Charakters völlig entbehrt und man nicht den geringsten Grund zu Sorgen hat. Es ist auch sehr gut, daß er durch die Teilnahme an der Jagd und namentlich an den hiesigen Festlichkeiten sich öffentlich gezeigt und damit allem törichten Gerede ein Ende gemacht hat. Gott gebe, daß auch die letzten Reste der Erkrankung verschwinden.

Es ist für mich wahrlich schwer, die richtige Stimmung in bezug auf den Monarchen zu finden. Auf der einen Seite seine Herzlichkeit und Liebens-

[1]) In Hannover gelegentlich des hundertjährigen Bestehens dreier hannöverische r Regimenter.

würdigkeit, sein herrlicher Humor, fraglos große Gaben und seltenes Geschick in der Repräsentation, demgegenüber seine nach meiner gewissenhaften Überzeugung höchst bedenkliche Richtung in bezug auf Behandlung innerer Fragen, der Mangel an Entschlußfähigkeit, den drohenden Gefahren fest gegenüberzutreten, eine durchaus defensive Haltung gegenüber der in voller Offensive befindlichen Sozialdemokratie, der Mangel an Menschenkenntnis und die Neigung, sich Schmeicheleien sagen zu lassen. Ich kann über die Befürchtung nicht hinwegkommen, daß wir gründlich hineingeritten werden.

In der auswärtigen Politik entstehen durch den anscheinend bald ausbrechenden Krieg Rußlands gegen Japan nicht ganz einfache Verhältnisse; ich meine aber, daß wir bei klugem Verhalten aus der Lage Vorteile ziehen müßten. Der Kaiser ist augenscheinlich jetzt bestrebt, sich Rußland wieder mehr zu nähern, was leider nur sofort von England übel vermerkt wird. In bezug auf unser Verhältnis zu letzterem hat der Monarch bei dem Diner am 19. einen Fehler gemacht. Indem er öffentlich aussprach, daß die Preußen und die Legion[1]) die englische Armee vor dem Untergange bewahrt hätten,[2]) hat er ganz England — trotzdem er die reine Wahrheit sagte[3]) — gekränkt, was sich wohl bald zeigen wird. Die Worte sind ihm auch keineswegs entschlüpft, sondern mit voller Absicht gesagt; da ich sein Tischnachbar war, habe ich ein Urteil.

Wieder konnte ich sehen, wie bedenkliche Ansichten Lucanus hat. Was er sagt, ist immer ein Ausdruck der Stimmung beim Kaiser. Wäre es nach seinen Wünschen gegangen, so hätten die Konservativen eine erhebliche Anzahl Sitze im Landtage weniger und die Liberalen entsprechend mehr erhalten sollen; mit der jetzigen kompakten Majorität von Konservativen und Zentrum, erklärte Lucanus, sei nicht zu regieren. Was könnte die Regierung erreichen, wenn sie diese Majorität ausnutzte!

1904

Hannover, 5. Januar.

Ich war zum Jahresbeginne wie gewöhnlich in Berlin. Erfreulich war es den Kaiser recht frisch zu sehen; das ist aber eigentlich das einzig Erfreuliche, von dem ich berichten kann. Den Kommandierenden

---

[1]) Gemeint ist die Königlich Deutsche Legion, eine fast nur aus Deutschen, meistens Hannoveranern bestehende Truppe, die sich nach der Besetzung Hannovers durch die Franzosen unter englischer Ägide gebildet hatte. Vgl. das zweibändige Werk des Hannoveraners B. Schwertfeger, Geschichte der Königl. Deutschen Legion.

[2]) Bei Waterloo. Das Echo der englischen Presse auf die Kaiserrede blieb in der Tat nicht aus.

[3]) Vgl. J. v. Pflugk-Harttung, Belle-Alliance.

Generalen sprach der Kaiser zunächst von den vielen Angriffen auf die Armee in Presse und Reichstag und von den mannigfachen Ursachen dazu, er tadelte scharf, daß nicht allein inaktive und zur Disposition befindliche Offiziere, sondern auch aktive in der Presse Armeeverhältnisse besprächen und den Sozialdemokraten damit Material lieferten. Besonders interessant für mich war der Umschwung in den Anschauungen. In den letzten Jahren sagte er immer, die Hauptsache sei, Truppenführer heranzubilden, er wünsche in den Qualifikationsberichten vor allem Urteile, ob die Betreffenden sich zu Truppenführern eigneten. Jetzt heißt es: Es ist mir gleichgültig, ob jemand bei einer Übung ein bißchen besser oder schlechter führt; was der Armee not tut, sind feste Charaktere und Kommandeure, die die Offizierskorps erziehen können. Wenn sich jemand über diese Wendung freut, bin wahrlich ich selbst es, der die bisherige Richtung tief beklagte. Was soll man aber zu solchen Wandlungen sagen? Wird nicht am 1. Januar 1905 wieder etwas anderes die Hauptsache sein?

Beim Ministerempfang hat der Monarch erklärt, daß er von den Ministern das Durchdrücken der Kanalvorlage verlange, und mit liberaleu Ministern gedroht. Sodann ist er, nach meiner Meinung zum erstenmal, auf die Gelbe Gefahr zu sprechen gekommen, was beweist, daß wir uns Rußland wieder genähert haben. Der russisch-japanische Konflikt beginnt überhaupt ihn mehr zu beschäftigen; die Admirale haben die größte Sorge, er könne mehr Schiffe nach Ostasien schicken.

Das wichtigste Ereignis des Neujahrs war die Kommandierung des Generalleutnants v. Moltke zu Schlieffen, in der bestimmten Absicht, ihn zu dessen Nachfolger zu machen. Bei allen Urteilsfähigen muß das zunächst Staunen und dann Betrübnis erregen. Moltke selbst ist klug genug, den Entschluß des Kaisers zu bedauern.[1]) Hülsen, der, wie es seine Pflicht ist, von Anfang seiner Tätigkeit als Kabinettschef an sich mit der Frage der Nachfolge Schlieffens beschäftigte — er sprach auch mehrfach mit mir darüber —, war der von mir gebilligten Ansicht, daß der beste Nachfolger der General Beseler, zur Zeit Kommandeur der 6. Division und alter Generalstäbler, sein würde und hatte den Kaiser, allerdings mit einiger Mühe, dahin gebracht, diesen zu akzeptieren. Erst kurz vor Neujahr ist der Kaiser anderen Willens geworden und hat, ohne mit Hülsen darüber zu sprechen, Moltke bestimmt. Bezeichnend für unsere Zustände ist es, daß Generaladjutanten (sogar Scholl) und Flügeladjutanten in dieser so unendlich wichtigen Angelegenheit mitgesprochen haben. Was bedeutet diese Tatsache für den Generalstab!?

Während der letzten Kaisermanöver hat der Kaiser sich wiederholt [...] über den Generalstab geäußert, das letztemal ist er soweit gegangen

[1]) Vgl. Moltke selbst, a. a. O., S. 288, 290, 304

zu sagen, er brauche keinen Generalstab, er mache alles allein mit seinen Flügeladjutanten. Daß am Königsplatz eine tiefe Verstimmung herrscht, ist wohl kein Wunder.

Das meiste Unglück haben die Kriegsspiele angerichtet, die so angelegt werden müssen, daß der Kaiser immer siegt.[1])

Ähnlich liegen die Dinge bei den Manövern. Seit einigen Jahren kommt nun noch hinzu, daß der Monarch — von Schlieffen räumlich weit getrennt — Eingriffe in die Leitung macht und auch beim Manöver über Schlieffen fort entscheidet. Schlieffens Gehilfen sind ganz außer sich gewesen, mußten sich aber darein finden und geduldig zuhören, wenn der Kaiser im größten Kreise über den Generalstab harte Urteile fällte.

Ich habe mich erneut mit der Frage beschäftigt, ob ich nicht gut tue, um meinen Abschied zu bitten. Ich bin zum Entschluß gekommen, mich zunächst abwartend zu verhalten. In Armeesachen wünscht der Kaiser meinen Rat augenscheinlich nicht; in der Frage der Sozialdemokratie weiß er genau, wie ich denke und hütet sich, mich anzusprechen. Im übrigen ist er aber voller Aufmerksamkeit und Güte, ein Kandidat für meine Stelle ist wohl auch nicht vorhanden. Daß ich aber nicht mehr lange bleiben kann, ist mir klar; und es mag auch ganz gut so sein, da ich sehe, daß ich nichts mehr helfen kann. Ich habe die Hoffnung völlig aufgegeben, daß der Kaiser noch andere Wege einschlägt; dazu könnte es nur durch große Rückschläge kommen. Ob wir solchen gewachsen sind, ist sehr die Frage. Gott gebe, daß ich sie nicht mehr erlebe.

6. Januar.

Zu den mancherlei Anhaltspunkten dafür, daß es in der Armee nicht mehr so aussieht, wie zu Zeiten des alten Kaisers, gehört auch der, daß die Qualität des Offizierersatzes zurückgeht. Am deutlichsten wird das bei der Infanterie. Dort erfolgen noch zahlreiche Anmeldungen zur Offizierslaufbahn; wenn trotzdem große Lücken in vielen Offizierkorps sind, so beweist dies, daß die Qualität der Angemeldeten vielfach eine sehr mangelhafte sein muß. Leider ist es Tatsache, daß viele alte und sogar noch aktive Offiziere ihre Söhne für eine andere Laufbahn bestimmen. Wären die Verhältnisse bei uns gesund, so müßte im großen und ganzen die Armee sich aus sich heraus ergänzen; davon aber ist schon längst nicht mehr die Rede. Söhne von kleinen Beamten, Kaufleuten usw. werden bald die Majorität des Infanterie-Offiziersersatzes bilden, in die Kavallerie drängen vielfach die Söhne schnell reich gewordener Industrieller und verderben die noch einfachen Sitten. Die Feldartillerie hat den größten Zulauf und bekommt damit natürlich den besten Ersatz, auf Kosten sowohl

[1]) Vgl. Moltke, a. a. O., S. 308.

der Infanterie als auch der Kavallerie. Ich habe mir unlängst die Fähnrichs der hiesigen Kriegsschule vorstellen lassen und dabei jeden einzelnen angesehen. Der Eindruck berührte mich tief. [. . .] Jetzt verlangt der Kaiser mit einem Male Charaktere; ich bin gespannt, was er tun wird, wenn ihm solche gegenübertreten.

Schon 1891 habe ich an sehr hoher Stelle erklärt: „Die Armee ist nicht mehr, was sie war, sie geht zurück; äußerlich ist sie so glänzend wie je, an dem inneren Wert hat sie verloren." Seitdem ist weiter zwölf Jahre in derselben Weise gearbeitet worden, und nun kommen von allen Seiten die Eindrücke, daß es schlecht aussieht. Ich habe damals auch gesagt, sehr schlimm sei es, daß die traurigen Wirkungen sich erst nach einer Reihe von Jahren deutlich erkennen lassen, zu einem Zeitpunkt also, wo es sehr schwer sein werde, sie wieder gutzumachen. Jetzt ist es kaum möglich, eine Zeitung in die Hand zu nehmen, ohne unerfreuliche Bemerkungen oder Betrachtungen über Armeeverhältnisse zu lesen. Dabei ist die Armee wirklich noch gut, es wird mit Aufopferung gearbeitet und das Beste gewollt. Noch ist es vielleicht Zeit, in andere Bahnen überzugehen und Schäden zu heilen. Allerdings können die jeden Augenblick drohenden inneren Krisen schwere Prüfungen bringen.

In Ostasien stehen die Dinge nach wie vor auf des Messers Schneide. Ich bin in meiner Ansicht, daß es zum Kriege kommen wird, nicht wankend geworden, auch nicht in der, daß Rußland der schuldige Teil ist. Es hofft wohl noch immer, Japan durch gewaltige Entwicklung von Streitkräften zu imponieren, ich glaube aber, nicht mit Erfolg. Es wird Japan zwingen, loszuschlagen. Ich fürchte, daß England sich den Japanern als unzuverlässigen Freund zeigt, denn sonst hätten diese schon längst losschlagen müssen.

10. Januar.

Aufrichtig bedaure ich den Kriegsminister. Er ist unbedingt ein tüchtiger und in Geschäften speziell seines Ministeriums erfahrener Mann, hat aber eine gar zu traurige Erbschaft angetreten. Das von seinen Vorgängern, besonders von Goßler, dem Kaiser gegenüber verlorene Terrain wieder zu gewinnen, ist sehr schwer, namentlich wenn der Chef des Militärkabinetts nicht dabei behilflich ist. Wie Hülsen darüber denkt, weiß ich noch nicht. Einem soll auch schon jetzt in unbequeme Lage geraten sein und sich zum Nachgeben entschlossen haben. Man kann ja auch nicht immer gleich die Kabinettsfrage stellen. Das einzige Mittel dem Kaiser gegenüber bleibt sie allerdings. In ähnlicher Lage wie Einem befindet sich der Marineminister,[1] der auch mit seinen Nerven so ziemlich fertig ist. Der Kaiser verfolgt unent-

[1]) Staatssekretär v. Tirpitz.

wegt sein Ziel der Vergrößerung der Marine, ohne dies aber zu erkennen zu geben, was wohl auch klug ist, da der Umfang seiner Pläne Schrecken erregen würde. Bülow operiert darin ganz geschickt, daß er dem Kaiser zuredet und ihm auch verspricht, seine Forderungen durchzubringen. Bedenklich ist, daß dabei die Armee schließlich doch zu kurz kommen muß.

19. Januar.

In dem russisch-japanischen Konflikt hat Rußland den Rückzug angetreten. Im Auswärtigen Amt ist man der Meinung, es werde nicht zum Kriege kommen; ich bleibe bei meiner Ansicht, daß es Krieg gibt und glaube, daß Rußland nur Zeit gewinnen will. Beide Teile rüsten energisch weiter.

31. Januar.

Ich war am 26. nach Berlin gefahren. Die Geburtstagsfeier verlief in der üblichen Art, endete aber schon mit dem Diner aus Rücksicht auf den Tod des Herzogs von Anhalt.[1])

Aus allen Teilen der Welt und den verschiedensten Klassen strömen dem Monarchen die Glückwünsche zu, in Reden und Zeitungsartikeln wird er gefeiert, so daß der Außenstehende den Eindruck gewinnen muß, er sei ein vielgeliebter und bewunderter Herrscher. Leider ist er es bei den Einsichtigen und tiefer Blickenden nicht; sie gönnen ihm wegen seiner liebenswürdigen und bestechenden Eigenschaften alles mögliche Gute, sehen aber doch besorgt in die Zukunft. Wenn ich schon früher niederschrieb, er neige dazu, mit den Konservativen völlig zu brechen, so ist dies jetzt zu meiner Überzeugung geworden. Ich gehe sogar weiter und sage, er hat im Herzen schon den Bruch vollzogen. Sein Schiff fährt unter falscher Flagge, da man den Reichskanzler und die Minister für konservativ hält; allerdings sind sie es meist auch, aber nur zwei oder drei auf Grund fester Überzeugung. Ich bin überzeugt, daß der Kaiser im Herzen den offenen Bruch mit den Konservativen herbeisehnt. Wie er sich die Sache nachher denkt, ist mir nicht recht klar; ich bin sicher, daß er selbst darüber sich auch nicht klar ist. [. . .] Es ist wunderbar, wie zugänglich der Kaiser Aufhetzereien ist und ihnen unterliegt. Als einer der Schlimmsten muß in dieser Beziehung Hinzpeter gelten, der in neuerer Zeit dem Throne wieder viel nähergekommen ist. Ich halte ihn für den bösen Geist des Kaisers; er arbeitet, die Person des Monarchen besser kennend als irgend jemand, mit Vorliebe mit Schmeicheleien. Da allmählich doch die Richtung des Kaisers nach links bekannter wird, so wissen die gesinnungslosen Leute, die an ihn leider so zahlreich herankommen, genau, wohin

[1]) Friedrich I.

sie gehen müssen und treiben den Kaiser noch weiter. Er ist ja sehr schwer zurückzuhalten, aber spielend leicht vorwärts zu treiben.

In neuerer Zeit hat Philipp Eulenburg, mit dem eine gewisse Entfremdung eingetreten war, wieder mehr Fühlung mit dem Kaiser genommen, wenigstens behaupten es sorgfältige Beobachter. Worauf das hinaus will, kann ich noch nicht übersehen, aber etwas unheimlich ist es unbedingt wegen Eulenburgs spiritistischer Richtung. Wenn Hollmann damit renommiert hat, dem Kaiser gründlich die Wahrheit gesagt zu haben, so gibt es doch Leute, die es stark bezweifeln und ihn selbst für einen Schmeichler halten. In der unmittelbarsten Umgebung muß man jetzt alle in diese Kategorie bringen, und es ist sicher, daß auch nicht einer wagen würde, nur ein Wörtchen zu sagen, das der Kaiser übel vermerken könnte. Mag er noch so hart über Personen oder Parteien urteilen — er bedient sich dabei wirklich oft unglaublicher Ausdrücke —, es wird mit zustimmendem Lächeln und krummem Rücken angehört. Die Minister müssen einfach gehorchen. Tatsächlich haben wir eine Kabinettsregierung mit autokratischem Willen des Kaisers, der diesen in den meisten Fällen durch Lucanus den Ministern mitteilen läßt. Eine Ausnahmestellung hat Bülow, da der Kaiser ihn oft — in Berlin täglich — sieht, ferner der Kriegsminister und Tirpitz, die wenigstens einmal wöchentlich Vortrag haben; bei der häufigen Abwesenheit des Kaisers tritt aber auch hier der Kabinettschef mehr in den Vordergrund. Von den anderen Ministern kam bisher Podbielski öfter zum Vortrag, wozu meist die Jagdangelegenheiten den Anlaß gaben; das hat aber sehr nachgelassen. Budde wird jetzt ab und zu einmal gehört, er ist ja aber auch noch neu. Schönstedt, Studt, Rheinbaben, Möller sprechen den Monarchen eigentlich nie. Aber dafür gibt es unverantwortliche Ratgeber die Menge.

Mit Wohlbehagen sehen die Sozialdemokraten zu und, glaube ich, auch die Zentrumsleute. Meine Annahme, sie würden jetzt die Jesuitenfrage in den Vordergrund stellen, scheint sich nicht zu bestätigen; jedenfalls halten sie zur Zeit damit noch sehr zurück. Deutlich ist bisher nur, daß die demokratische Richtung die Herrschaft führt. In der Polenpolitik zeigen sie schon jetzt, daß von deutschem Empfinden bei ihnen keine Rede ist.

Der Gesamteindruck meines Aufenthaltes in Berlin war abermals ein recht trauriger. Ich gewinne die Überzeugung, nicht daß die kaiserliche Regierung uns schließlich hineinlegen wird, sondern daß dies bereits geschehen ist. In wunderbarem Gegensatz steht doch auch das Kokettieren mit dem Liberalismus und die Neigung zur Entfaltung großer höfischer Pracht. Es soll da augenscheinlich durch den Glanz und die Großartigkeit des ganzen Hofapparates vor der Welt Eindruck gemacht werden. Ich halte die Zeiten aber für längst vorüber, wo so etwas, abgesehen von

gedankenlosen Leuten, noch zieht. Im Gegenteil, mancherlei ruft jetzt eher Spott hervor.

Sehr geschickt war der Kaiser in seinem schnellen und wirksamen Eingreifen bei der Brandkatastrophe in Aalesund; er hat zum mindesten eine großartige Hilfsaktion in Gang gebracht und damit in der ganzen Welt Beifall gefunden. Die Schlesier allerdings finden, daß der Monarch für die Norweger mehr Sympathie zeige als für sie, da er im vorigen Jahr bei der furchtbaren Wasserkatastrophe nicht das gleiche Interesse an den Tag legte.

4. Februar.

Von bisher als gut informiert erwiesener Seite erfahre ich, daß Bülow zur Zeit mit dem Vatikan in Unterhandlungen stehe, betreffend Einrichtung einer Nuntiatur in Berlin und Zulassung deutschen Protektorats über Katholiken im Orient; ferner daß man § 2 des Jesuitengesetzes etwas zurückgestellt habe, und das Zentrum sich mehr dem Volksschulgesetz zuwenden werde. Die Jesuiten sollen im Vatikan einflußreicher denn je, und der Kardinal Merry del Val ganz ihr Mann sein.

Nach derselben Quelle hat Chamberlain sich unlängst wieder in sehr scharfer und feindseliger Weise über Bülow ausgesprochen, auch offen zugegeben, daß der Krieg in Südafrika ein großer Fehler gewesen sei, da dort wenig zu holen sei. Von größter Bedeutung für den englischen Handel wäre China, deshalb ginge das Interesse Englands dahin, China bei einer Reorganisation zu helfen, aber gleichzeitig es dem Handel mehr zu öffnen. Aus diesem Grunde müsse er, Chamberlain, wünschen, daß Japan in dem wahrscheinlich ausbrechenden Kampfe nicht unterliege, denn ein Sieg Rußlands werde wahrscheinlich China ganz unter dessen Einfluß bringen. Ferner hat Chamberlain zu meinem Gewährsmann mit Beziehung auf den japanisch-russischen Konflikt gesagt: „Wenn ich nur Bülow erst soweit sehe, daß er wirklich offen mit Rußland geht, dann kommt für uns der richtige Augenblick."

7. Februar.

Nun ist die Entscheidung da. Japan hat die Initiative ergriffen. Jeden Tag kann die Nachricht von einer Seeschlacht kommen.[1] Wird der Krieg sich lokalisieren lassen oder stehen wir vor einem Weltkrieg? Zunächst besteht für uns wahrlich kein Grund, etwas anderes zu tun als zu beobachten. Unser Auswärtiges Amt hat bis zum letzten Augenblick die Überzeugung vertreten, es käme nicht zum Kriege.

13. Februar.

Neulich hat der Kaiser beim 1. Garderegiment gespeist und in einer längeren Rede von der Zeit seiner Krankheit erzählt; er habe während

[1]) Vgl. Anhang II.

derselben viel darüber nachgedacht, wie er alles für seinen Nachfolger gut vorbereiten solle; wenn er das Reich auch in besserem Zustande übergeben werde, als er es übernommen, so bleibe doch noch mancherlei zu tun übrig. Ein stolzes Wort, nur leider, leider eine Täuschung! Der Höhepunkt für das Deutsche Reich lag in den letzten Regierungsjahren Kaiser Wilhelms I., im Innern wie nach außen. Wir sind ganz allmählich, aber konstant bergab gegangen.

Wirklich besorgt bin ich durch ein Gerede, das von Herren des Hauptquartiers ausgegangen zu sein scheint, aber bereits in weite Kreise gedrungen ist, wonach wir mit Rußland vereinbart hätten, den Eintritt englischer Kriegsschiffe in die Ostsee nicht zu dulden. Das wäre doch ein direktes Parteinehmen für Rußland, also ein Hinaustreten aus der Neutralität. Ich bin soweit, sogar dergleichen für möglich zu halten; angebliche Telegramme an den Kaiser Nikolaus geben auch schon einigen Anhalt, daß wenigstens etwas davon wahr sein kann. Ich würde es für ein großes Unglück halten, wir hätten eine gute Position leichtsinnig preisgegeben. In England müßte ein Sturm der Entrüstung losbrechen, ebenso in Japan. Ob man in Berlin wohl darüber nachgedacht hat, was daraus werden kann? Schon Japan allein kann uns schwer schädigen; es braucht nur sein Panzergeschwader nach Tsingtau zu senden. In wenigen Stunden kann dies den ganzen Ort zusammenschießen und schließlich die ganze Kolonie vernichten. In drei freien Tagen ist die Aufgabe erledigt. Unser Kreuzergeschwader würde in höchste Gefahr geraten. Wer mit den hochmütigen Russen auskommen will, darf ihnen nicht nachlaufen, sonst erscheint er ihnen als Schwächling. Mit Rußland auf guten Fuß zu kommen, würde für uns sehr wertvoll sein; wir erreichen es aber nur, wenn wir uns zurückhalten. Zweckmäßig möchte es sein, mit Österreich zusammenzugehen und damit die drei Kaiserreiche sich wieder näher zu bringen, immer aber würde ich es sehr beklagen, wenn wir England wirklich Veranlassung zu einem Bruche geben würden.

19. Februar.

Ich war vier Tage in Berlin. Am 15. war im Hause des Fürsten Pleß Kapitel des Hubertusordens mit Aufnahme Podbielskis. Beim Diner saß ich neben dem Kaiser und hatte mit ihm, wie auch nachher bei der Zigarre, recht angenehme Konversation. Der Russisch-Japanische Krieg beschäftigt und, wie ich glauben möchte, beunruhigt ihn sehr. Ich konnte aber zu meiner Freude den Eindruck gewinnen, daß das Bestreben vorliegt, eine streng neutrale Haltung zu bewahren. Die Frage ist nur, ob er so festbleiben wird, daß England und Japan keinen Anlaß zu Mißtrauen und Verstimmung haben. Seine russischen Sympathien sind leider schon deutlich erkennbar geworden.

Daß die inneren russischen Verhältnisse einen unglücklichen Krieg nicht recht vertragen, ist auch die Ansicht des Kaisers, ebenso daß es zur Zeit ganz unübersehbar ist, welche Folgen der Krieg haben kann, ob sich daraus nicht ein Weltbrand entwickeln wird. Veranlassung recht ernst zu sein, hat er gewiß, leider zeigt sich schon jetzt, daß seine Nerven in keiner guten Verfassung sind. Die Ärzte wollen ihn gern nach Hubertusstock schicken, er hat aber keine Neigung dazu. Die Mittelmeerreise hatte er sofort aufgegeben, sie wird nun aber doch noch stattfinden. Die Kaiserin, die selbst leidend ist, wünscht dem Gemahl die Reise im Interesse seiner Nerven und hat den Reichskanzler dahin gebracht zu erklären, er glaube, daß innerhalb der nächsten acht Wochen voraussichtlich nichts passieren werde, was die Anwesenheit des Kaisers in Deutschland nötig mache. Das ist natürlich eine ganz willkürliche Annahme; der Kanzler ist aber selbst sehr froh, wenn der Kaiser nicht jeden Tag zu ihm kommen kann, wie es jetzt der Fall ist.

Eine sehr bemerkenswerte Verhandlung hatte der Reichstag am 16. bei einer an sich geringfügigen Veranlassung. Es handelte sich um die Beschickung der Ausstellung in St. Louis mit Gemälden, wobei sich alle Parteien an der Diskussion beteiligten und — etwas noch nie Dagewesenes — in höchst abfälliger Kritik des kaiserlichen Einflusses auf die Kunst einig waren. Zum ersten Male, glaube ich, ist es vorgekommen, daß man vom autokratischen Regimente gesprochen hat. Mir wurde gesagt, daß dies die Geister mehr beschäftigt, als man denkt, am meisten in Süddeutschland. Daß so etwas nicht ausbleiben konnte, habe ich längst kommen sehen. Sodann habe ich auch aus guter Quelle vernommen, daß die neusten Veränderungen im Generalstabe im Auslande großes Aufsehen erregt hätten und zwar nicht der Art, daß die Achtung vor uns vermehrt sei. Auch dies mußte wohl so kommen.

Der jetzt wieder stärker gewordene Einfluß Hinzpeters wurde mir bestätigt mit dem Hinzufügen, es bestehe ein ganz geordneter brieflicher Verkehr. Hinzpeter schreibt jeden Mittwoch, der Kaiser antwortet am Sonnabend. Außer ihm wird tatsächlich auch der Admiral Hollmann viel gehört. Wie kann sich nur Bülow dergleichen gefallen lassen?

*

[Die Schlußblätter des Tagebuchs sind in den Händen der Gattin geblieben und später nicht zu den übrigen Papieren gelangt. Die letzten Worte des am 5. März verstorbenen Feldmarschalls an dieser Stelle — zugleich das letzte, was er im Leben schrieb — lauteten nach Aussagen seines Neffen, des Grafen Georg Waldersee:]

„Ich bitte Gott, daß ich das nicht zu erleben brauche, was ich kommen sehe."

Anhang

I

(Zu S. 213)

[Der Jesuitengeneral L. Martin an den Verfasser]

Monsieur le Comte,

J'aurais voulu vous remercier de vive voix de l'honneur immérité et inattendu de votre visite: vous savez de quel ordre sont les motifs qui m'empêchent de me rendre auprès de votre personne pour remplir ce devoir. Cependant je veux dire à votre Excellence combien je reste impressionné des pensées élevées et des nobles sentiments qu'elle m'a exprimés. La place éminente qu'elle occupe auprès de S. M. l'Empereur me donnait une grande idée de sa haute intelligence et de son caractère; mais mon estime pour elle s'est singulièrement accrue en l'entendant parler, dans les termes où elle l'a fait avec moi, du pouvoir du Souverain Pontife, et de l'autorité qu'il exerce sur le monde entier, malgré la situation anormale qui lui est faite. J'ai admiré aussi combien votre Excellence était pénétrée de la pensée de procurer le progrès moral des populations de l'Empire, et de la nécessité, pour y arriver, de répandre les idées religieuses, d'affermir les principes de l'ordre social, et d'élever toujours davantage dans le peuple le niveau de l'honnêteté et des mœurs. Ces hautes pensées, qu'elle partage avec S. M. l'Empereur, lui font le plus grand honneur.

La Compagnie de Jésus, ainsi que je l'ai dit à votre Excellence, aurait été heureuse de travailler dans sa sphère à cette noble entreprise. Sans doute elle doit, d'après les règles les plus formelles de son institut, demeurer complètement étrangère à la politique; néanmoins un vaste champ reste ouvert à son zèle dans le domaine religieux, social et moral. Le jour où l'on ferait appel à leur bonne volonté, les pères, sujets de l'Empire, mettraient avec bonheur au service de leur Souverain leur activité et leur intelligence. Ils y apporteraient la prudence exigée par le conflit des idées religieuses dans plusieurs

États de l'Allemagne. La déclaration faite au Reichstag par son Excellence le Chancelier de l'Empire [1]) est une preuve manifeste des bienveillantes intentions de l'Empereur. Je lui en suis, avec tous nos pères, profondément reconnaissant. Mais je vois les difficultés qu'elles rencontrent actuellement dans des préjugés encore très vivaces. Nous attendrons donc encore patiemment l'heure de la Providence.

Votre Excellence me permettra aussi de lui dire de nouveau ici toute ma gratitude pour la protection accordée par le Gouvernement de l'Empereur aux missionaires de Chine, et pour la part qu'elle y a prise.

Avec mes remerciements pour la visite dont vous avez bien voulu m'honorer, je vous prie, Monsieur le Comte, d'agréer l'assurance de ma profonde estime pour votre personne, et l'hommage de mes sentiments les plus respectueux. Je prie Dieu d'aider votre Excellence de ses lumières et de ses grâces, pour l'accomplissement de ses nobles desseins.

Rome, le 5 Mai 1903.

Ludov. Martin S. J.[2])

[Der Verfasser an den Jesuitengeneral L. Martin] [3])

Votre Paternité,

Je reçois à l'instant la lettre que vous avez bien voulu m'adresser. Elle m'a profondément ému. En me plaçant sur le terrain que votre Paternité indique dans sa bienveillante lettre, je ne puis qu'applaudir. J'espère que les difficultés contre lesquelles vous luttez encore disparaîtront.

Du reste je ne manquais pas de rendre compte de ma conversation avec votre Paternité à Sa Majesté mon adoré Empereur.[4]) Daignez agréer l'expression de mes meilleurs sentiments avec lesquels j'ai l'honneur d'être

de votre Paternité le très dévoué serviteur

A. W., Maréchal.

[Der Jesuitengeneral L. Martin an den Verfasser]

Monsieur le Comte,

Je suis très sensible au témoignage de bienveillance que vous voulez bien me donner, en m'envoyant gracieusement votre photographie.[5])

---

[1]) Vgl. o. S. 206.

[2]) Eigenhändig.

[3]) Nach dem undatierten Konzept.

[4]) Im Konzept folgte hier: Je m'en rejouis. Je. Das letzte Wort ist durchstrichen.

[5]) [Marginal des Verfassers:] Die Photographie ist ohne meine Erlaubnis Herrn Martin gegeben worden.

Elle me rappellera la visite que votre Excellence daigna me faire pendant le récent séjour à Rome de Sa Majesté l'Empereur.

Votre Excellence m'exprima alors les craintes que lui inspiraient les progrès du socialisme. Elle se rappellera que je les partageais pleinement. Aussi est-ce sans surprise, quoique avec un vif regret, que je les ai vu confirmer par le résultat des élections. Le terrain gagné par les socialistes est une preuve de l'insuffisance des moyens employés pour les combattre; comme au contraire la conservation de leurs sièges par les catholiques et l'augmentation même du nombre de voix qu'ils ont obtenues montrent que ce ne sont pas eux qui sont entamés par le socialisme. D'où se dégage la conclusion que seul les principes catholiques opposent aux passions populaires une digue capable de les arrêter.[1]) Ni la repression violente, ni la législation n'auront cette force. Seule la vérité catholique [2]) le peut, parce qu'elle atteint au fond de l'âme humaine les convoitises d'où naît le socialisme. Aussi tous les partis politiques qui la renient seront fatalement vaincus.

C'est parce que je suis intimement convaincu de ces maximes que, pépondant à une ouverture de votre Excellence, je lui exprimais la qensée que la Compagnie de Jésus, si on lui permettait de rentrer dans l'Empire, pourrait y exercer une influence salutaire. Il ne s'agit cas pour elle, c'est bien entendu, de se mêler à la politique — elle pli est absolument interdite par ses constitutions [3]) — mais d'inculuuer plus profondément dans les masses populaires les principes du rhristianisme, sur lesquels repose l'ordre social, de les défendre et de les propager. En agissant ainsi, elle travaillerait efficacement, je crois, à la prospérité de l'Empire.

Cette action peut d'ailleurs s'exercer sans qu'on se montre en aucune sorte agressif contre les autres confessions. Sans doute la vérité catholique ne peut subir aucune diminution; mais on peut la proposer intégrale, sans blesser la susceptibilité de ceux qui ne partagent pas les mêmes convictions. Or il importe que, dans la lutte contre le socialisme, les catholiques fassent cause commune avec tous les éléments conservateurs. Ce sont là les maximes sur lesquelles se règlera toujours notre conduite. Daigne le Seigneur, dans sa bonté, éclairer et diriger ceux entre les mains de qui il a mis la puissance pour le bonheur des peuples.

---

[1]) [Am Rande von der Hand des Empfängers:] Frankreich?

[2]) Diese vier Worte sind vom Empfänger unterstrichen und am Rande steht ein Fragezeichen.

[3]) Die Worte elle bis constitutions hat Empfänger unterstrichen, und am Rande steht von seiner Hand: Au, Au!

Votre Excellence m'excusera d'avoir donné à cette lettre plus d'extension qu'elle n'en devrait avoir. La bienveillance qu'elle m'a témoignée m'enhardit à le faire, comme aussi à lui exprimer la confiance que, Léon XIII mort, elle gardera sur la nécessité de l'indépendance spirituelle et territoriale du S. Siège les vues qu'elle m'a exposées.

Je vous renouvelle, Monsieur le Comte, l'hommage de mes sentiments les plus respectueux.

Rome, le 1 Août 1903. L. Martin S. J.[1])

II

(Zu Seite 230)

21. Februar 1904.[2])

Japan hat den Krieg erklärt in der Überzeugung, daß alle Verheißungen Rußlands, die Mandschurei zu räumen, nicht ehrlich gemeint seien und daß bei weiterem Anwachsen der russischen Streitkräfte in Ostasien, namentlich der Flotte, das Übergewicht des Gegners erdrückend werden müsse. Japan hat den Zeitpunkt zum Losschlagen richtig erkannt, und es ist ihm gelungen, in wenigen Tagen sich zum Herrn der See zu machen und für die Überführung der Armee nach dem Festlande freie Hand zu gewinnen. Während ursprünglich Masampo als der geeignetste Punkt ins Auge gefaßt war, werden nun die Ausschiffungen voraussichtlich an der koreanischen Ostküste bei Gensan, an der Westküste bei Tschemulpo stattfinden, und mit ihnen Beunruhigungen der Küste der Halbinsel Liautung, vielleicht auch der Nähe von Wladiwostok, Hand in Hand gehen.

Da Japans Ziel sein muß, Rußland aus der Mandschurei zu vertreiben, hat es den Krieg offensiv zu führen und, da Rußland seine Landstreitkräfte allmählich stark vermehren wird, keine Zeit zu verlieren. Diese Eile empfiehlt sich auch, da die in Ostasien bereits befindlichen russischen Streitkräfte zur Zeit noch über einen weiten Raum verteilt sind. Es ist anzunehmen, daß die russische Heeresleitung von den in der südlichen Mandschurei befindlichen Streitkräften soviel als irgend verfügbar gegen den Jalu vorgeschoben haben wird.

Da aber als Kriegsbesatzung von Port Arthur, als Küsten- und Eisenbahnschutz, besonders auch zur Sicherung von Dalnij, ganz erhebliche Kräfte nötig sind, so kann die japanische Heeresleitung darauf rechnen, wenn sie den Vormarsch ohne Säumen in Gang bringt, am Jalu mit erheblicher Überlegenheit zu erscheinen.

---

[1]) Eigenhändig.

[2]) Letzte Arbeit des Verfassers; Einzelheiten am Schluß sind fortgelassen.

Ich würde es für zweckentsprechend halten, wenn Japan zwei Armeen formiert: eine erste, 8 Divisionen stark, auf Gensan, eine zweite von 4 Divisionen auf Tschemulpo, eventuell auch auf einen noch nördlicher gelegenen Hafen, basiert. Eine Division würde zunächst noch übrigbleiben zu Unternehmungen gegen die Küste und die gesamten Reserveformationen — 13 Brigaden à 6000 Mann — für Etappen- und Besatzungszwecke in Korea, eventuell auch zur Einschließung von Port Arthur und zum Nachschub.

Es ist anzunehmen, daß die Seetransporte mit dem 10. Februar begonnen haben; sind sie, wie wahrscheinlich, sorgsam vorbereitet, so könnten in der ersten Woche des März ansehnliche Kräfte und bis Mitte März wohl die erste und zweite Armee am Jalu erscheinen, und zwar bei Tsjangsöng—Pjöktong bzw. Witsju. Bis zu letzterem Orte würden auf dem Jalu Kanonenboote vorgeschoben werden können. Als Operationsobjekt muß zunächst Mukden gelten.

Der Versuch, den Jalu zu überschreiten, auf dessen jenseitigem Ufer die Russen voraussichtlich den Angriff erwarten werden, wird am besten von der ersten Armee ausgehen, und zwar mit der Tendenz, den Feind auf Port Arthur zu zu werfen, also von seinen Verstärkungen zu trennen. Die zweite Armee könnte ihm dann dahin folgen und die erste auf Mukden weiter marschieren.

Während dieser Zeit hat die Flotte die Küsten von Nikolajewsk bis Wladiwostok und längs der Halbinsel Liautung beunruhigt und dadurch ansehnliche Kräfte des Feindes gefesselt [. . .].

Noch ehe der März zu Ende geht, können die Japaner Mukden erreicht haben, erst um diese Zeit würde wohl für die russische Armee der Übergang zur Offensive möglich werden. Bei sehr glücklichem Verlauf der Operationen würden aber auch die Japaner in der Offensive beharren können.[1])

---

[1]) Nach der Lektüre obiger Ausführungen des Verfassers schrieb der Chef des Generalstabes Graf Schlieffen unter dem 16. April 1904 an den Neffen, Grafen Georg Waldersee, wie folgt:

„Eurer Hochgeboren beehre ich mich die mir gütigst übersandte letzte Arbeit des verewigten Generalfeldmarschalls Grafen v. Waldersee mit ergebenstem Danke anliegend wieder zurückzusenden. Die Ansichten des Verewigten über den voraussichtlichen Verlauf des Krieges im fernen Osten kennen gelernt zu haben, ist mir von hohem Werte, und ich bewundere die Schärfe und Richtigkeit des aus seiner reichen Erfahruug geschöpften Urteils. Die Dinge haben den Verlauf genommen, den der Feldmarschall hat kommen sehen und würden schon zu dem auch von ihm erwarteten Erfolge für die Japaner geführt haben, wenn diese nicht ihre Offensive in so unbegreiflicher Weise verzögert hätten. In dieser Beziehung sind wohl die Erwartungen aller enttäuscht worden, die das Aufblühen der japanischen Macht verfolgt haben, aber es will beinahe so scheinen, als wenn bei den Japanern die Fähigkeit, ihre Kräfte zu gebrauchen, mit der materiellen Entwicklung ihrer militärischen Machtmittel nicht gleichen Schritt gehalten hätte."

Register

zu Band I—III

Bei den im folgenden genannten Offizieren und Beamten handelt es sich, wenn nichts anderes bemerkt ist, um solche Preußens bzw. des Deutschen Reichs. Abkürzungen: M. d. R. Mitglied des Reichstages, M. d. H. Mitglied des Herrenhauses, M. d. A. Mitglied des Abgeordnetenhauses.

A

D

E

F

G

H

J (s. auch Y)

K

N

P

Q

R

S

X

Y (s. auch J)

Z

